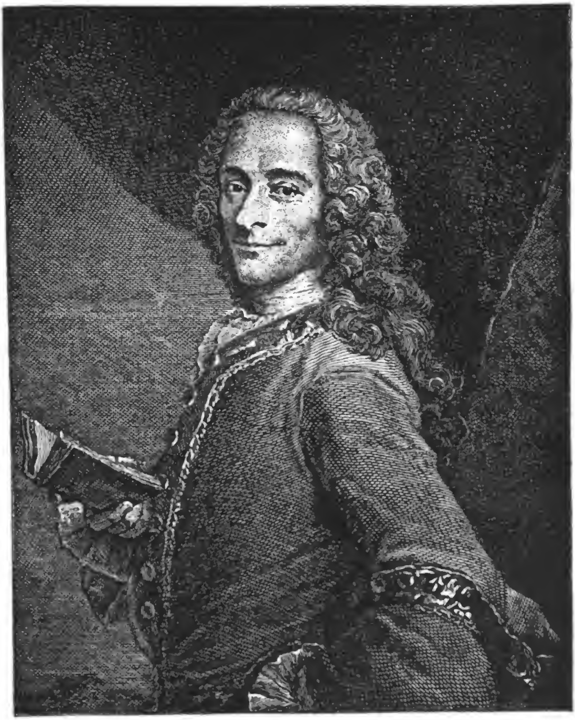


Voltaire

David Friedrich Strauss



Voltaire.

Sechs Vorträge

von

David Friedrich Strauß.

Mit einer Einleitung von Prof. Dr. P. Sakmann
und einem Bilde Voltaires.

Frankfurt a. M.
Neuer Frankfurter Verlag.
1906.

Druck von Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.

Einleitung.

Das Buch, das hier aufs neue zum Gang durch die Welt sich anschickt, ist, nach dem übereinstimmenden Urteil aller Kundigen, eines der feinsten Erzeugnisse historischer Porträtkunst. Aber es ist mehr als das. Es selbst hat für uns historische Bedeutung. Ist es doch im höchsten Grade interessant, den Mann, für den sein Schlachtruf „Écrasez l'infâme" doch immer am bezeichnendsten bleibt, den Patriarchen der französischen Philosophenpartei des 18. Jahrhunderts, Voltaire vor dem Richterstuhl des alleszermalmenden Kritikers des Lebens Jesu und des „Alten Glaubens", des unerschrockenen Bekenners des „Neuen Glaubens" zu sehen. Der Führer der französischen Aufklärung und der Vollender der deutschen Auge in Auge einander gegenüber, das ist ein Anblick wohl wert dabei zu verweilen.

Merkwürdig, wie die großen kritischen Bewegungen, die man unter dem Namen Aufklärung zusammenfaßt, in den beiden benachbarten Kulturländern diesseits und jenseits des Rheins neben und nacheinander sich abgespielt haben, gewiß nicht ohne gegenseitige Befruchtung in manchen Punkten, aber doch gerade in den entscheidenden Strecken ihres Verlaufs in dem Verhältnis scheinbarer gegenseitiger Gleichgültigkeit. Die Führer der späteren deutschen Bewegung nehmen von der früheren französischen auffallend wenig Notiz, knüpfen so gut wie gar nicht an sie an. Lessing in seinen theologischen Kämpfen erwähnt z. B. Voltaire kaum einmal, und dann beiläufig und flüchtig. David Friedrich Strauß selbst, der Lessings allzufrüh abgebrochenen Feldzug ein halbes Jahrhundert später wieder aufnimmt und gleich in der ersten Kampagne des epochemachenden Jahres 1835 mit seinem „Leben Jesu" einen für immer entscheidenden Sieg

ersicht, kennt Voltaire lange nur vom Hörensagen, und spät erst gegen das Ende seines Lebens, nachdem er seine Kämpfe fast ganz durchgefochten, nachdem er die Früchte seiner Studien längst in die Scheunen gesammelt, fühlt er sich veranlaßt, sich mit dem Mann auseinanderzusetzen, der ein Jahrhundert vor ihm in Frankreich die Mission erfüllt hat, die ihm selbst in Deutschland zugefallen war. Woher kommt dieses auffallende, lange Ignorieren eines Mannes, der doch nicht bloß die Entwickelung des französischen Geistes entscheidend beeinflußt hat, der vielmehr nach dem Zeugnis Rankes „an universaler Wirksamkeit vielleicht niemals seinesgleichen in der Geschichte hatte, dessen Muse ein ungeheures Publikum in aller Welt um sich sammelte, das ihr mit unermüdeter Aufmerksamkeit Gehör gab"?

In seinen literarischen Denkwürdigkeiten, in denen Strauß Rechenschaft ablegt über die Entstehung und die innere Geschichte seiner Schriften, scheint er sich selbst darüber zu wundern, wie zufällig und absichtslos es zuging, als er mit Voltaire nähere Bekanntschaft machte. „Wie seltsam oft die Fäden der Lektüre laufen, wenn man einmal im Fall ist, in der Lektüre nur dem Zufall und der Ideenassoziation zu folgen", sagt er dort und zählt dann eine Reihe von Geschichtswerken auf, die die preußische Geschichte und vor allem Friedrich den Großen betreffen, von denen ihn eines auf das andere geführt habe und deren neuntes und letztes die Preußsche Ausgabe von Friedrichs Briefwechsel mit Voltaire war. Daß bei dieser Nummer 9, die für ihn von höchstem Interesse war, seine Teilnahme, die anfänglich zwischen König und Schriftsteller geteilt war, sich schließlich dem letzteren vornehmlich zuwendet, wundert uns nicht. Entdeckt er doch, nicht ohne Beschämung, wie wenig er von Voltaire weiß. „In meinen jungen Jahren lag er für mich im Schatten der Geringschätzung, die von seiten der romantischen Philosophie, worin ich aufgewachsen, die Aufklärung traf; später hatte mir zwar bei meinen kritischen Bemühungen der Vorschub nicht entgehen können, den die Männer dieser Richtung demjenigen geleistet hatten, was ich erstrebte; ich hatte die englischen Deisten schätzen, unsern Reimarus verehren und lieben gelernt: aber immer blieb diesen mehr oder minder ernsten wissenschaftlichen Männern gegenüber der frivole Spötter gemieden auf der Seite

liegen. Und nicht allein, daß ich ihn in der Hauptsache nicht kannte; selbst auch das, was ich von ihm kannte, stand ihm bei mir im Wege. An seinem Charles XII. hatte ich, wie herkömmlich, das Bischen Französisch gelernt, das ich wußte: von einem zu solchem Zwecke gelesenen Buche bleibt einem in der Regel kein Eindruck. Später hatte ich auf Empfehlung meines Bruders, der ein großer Voltaire-Verehrer war, den Candide gelesen: aber dem Schüler einer hochgestimmten idealistischen Philosophie, der ich damals war, konnte der Voltairesche Roman nur seicht erscheinen."

Das Bekenntnis der Unwissenheit, das Strauß hier für seine Person ablegt, hätte er, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, auf seine ganze Zeit ausdehnen dürfen. Es ist typisch für das Verhältnis der deutschen Bildung des 19. Jahrhunderts zur französischen Aufklärung. Die französische Revolution und die nationalen Leidenschaften, die das Emporstreben Deutschlands zu politischer Einheit und Macht begleiteten, haben ihre verdunkelnden Schatten auf die Bande geworfen, die jene beiden geistigen Größen trotz allem miteinander verknüpfen und solidarisch machen. Kein Wunder übrigens, daß der Zusammenhang in Deutschland vergessen wurde, wenn doch in Frankreich selbst die Revolution einen zeitweiligen Bruch in der bisherigen Entwickelungslinie des französischen Geistes bedeutete. Wurde doch die große politische und soziale Umwälzung — mit wie viel Recht oder Unrecht, darüber ist die Debatte heute noch nicht geschlossen — der Wirksamkeit der Aufklärungsschriftsteller aufs Konto gesetzt. Jener Akt, mit dem die Freundin der Philosophen auf dem russischen Kaiserthron, Katharina II., die Revolution quittierte, die stillschweigende Entfernung der Büsten Voltaires und Diderots aus dem Bibliotheksaal ihrer Eremitage, war symbolisch für das, was in Frankreich in den Kreisen vor sich ging, in denen Voltaire seine wärmsten Bewunderer, seine eifrigsten Leser gefunden hatte, in der vornehmen Welt, wo nun das zweite Wort war, wenn die Rede auf die Revolution kam: „C'est la faute à Voltaire", und wo man der Anschauung durchaus beipflichtete, die jenem bon mot eines Verehrers Voltaires zugrunde lag, der meinte, die französische Revolution sei der einundsiebzigste von den siebzig Bänden der Oeuvres de

M. de Voltaire. Hat so in Frankreich die Schädigung oder Gefährdung materieller oder ideeller Interessen, die vermeintliche oder die wirkliche, viele mißtrauisch zu stimmen vermocht gegen Voltaires Werk und Geist, so wirkten in Deutschland zum gleichen Ergebnis mancherlei Kräfte rein idealer Art zusammen: Die deutsche Dichtung, die nur nach dem Durchgang durch einen leidenschaftlichen Emanzipationskampf gegen die vorherrschende französische Kultur das werden konnte, was sie geworden ist, die durch den Druck der napoleonischen Zeit gereizte, national und religiös erregte Volksstimmung der Befreiungskriege, die Philosophie des deutschen Idealismus, die sich, bei aller Verschiedenheit der Systeme im einzelnen, doch ohne Unterschied der Richtung einig wußte im Gegensatz gegen den englischen Empirismus und vollends gegen den französischen Sensualismus und Materialismus. Die Träger aller dieser Bewegungen sehen in den französischen Denkern, die die Vorläufer der großen Revolution waren, zum mindesten keine Bundesgenossen ihres geistigen Strebens, wenn sie sie nicht gar als Feinde hassen oder als Flachköpfe verachten. Und neben den großen Ursachen dürfen wir die kleinen nicht übersehen. Auch mit der Tatsache müssen wir rechnen, daß die kleinen Histörchen der chronique scandaleuse der Phantasie des Publikums leichter eingehen und sich fester einprägen als die verborgenen und tieferen Zusammenhänge der Geistesgeschichte. Es ist gewiß noch nicht so lange her, daß aus Rousseaus Leben die Tatsache, daß er, der Reformator der Pädagogik, seine Kinder ins Findelhaus lieferte, vielen geläufiger war, als die Rolle, die er in der Geschichte der Entwickelung und Vertiefung des menschlichen Gefühlslebens gespielt hat. Und wie viele sind es gewiß noch heute, denen der Name Voltaire als erste Ideenverbindung seinen Handel mit dem Juden Hirschel in Berlin ins Gedächtnis ruft, den sie dann ganz in dem grellen Lichte sehen, das Lessings Epigramm darauf geworfen hat:

„Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V** war ein größ'rer Schelm als er."

Sicher ist, daß noch heute unter uns das Urteil über den Menschen Voltaire in sehr einseitiger Weise bestimmt zu werden pflegt eben durch diesen seinen „Handel mit dem Alten Testament", wie er selbst seinen Prozeß mit dem Juden nannte, in dem er nach Ausweis der nun veröffentlichten Akten übrigens doch nicht so kompromittiert dasteht, wie selbst noch Strauß meinte, wenngleich ein ganz schlüssiges Urteil wegen des noch unaufgeklärten Verlustes wichtiger Aktendokumente nicht zu fällen ist.[1]) Und von wie vielen wird über der bissigen Pointe des Lessingschen Epigramms oder über der auch nicht ganz billigen und gerechten kritischen Hinrichtung des Dichters Voltaire in der Hamburger Dramaturgie jene versöhnende „Grabschrift auf Voltairen" vergessen, in der Lessing schon bei Lebzeiten getan hat, was ihm Strauß erst im Elysium zutrauen oder zumuten wollte, indem er dort in launiger aber nichtsdestoweniger unumwundener Weise Voltaire als seinen französischen Mitarbeiter anerkannte:

„Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! der längst hier liegen sollte.
Der liebe Gott verzeih aus Gnade
Ihm seine Henriade,
Und seine Trauerspiele,
Und seiner Verschen viele:
Denn was er sonst ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht."

Wie lange und wie tief die spröde Verschlossenheit des deutschen Geistes gegen die französischen Freigeister und ihren Führer wirkte, dafür ist eben Strauß das beste Beispiel. Er, der Schüler Hegels, ist mit seinen beiden großen Werken, dem „Leben Jesu" und der „Christlichen Glaubenslehre" zum Meister herangereift, er hat den Schwerpunkt der geistigen Kräfte des damaligen Deutschland mit gewaltigem Ruck nach links verschoben, er hat, wie er sich mit dem berechtigten Selbstbewußtsein des Mannes rühmen darf, der den psychologischen Moment seiner Zeit erfaßt hat, „die Gattung um einen Schritt vorwärts

[1]) Vergl. W. Mangold, Voltaires Rechtstreit mit dem königlichen Schutzjuden Hirschel. Berlin. Frensdorff 1905.

gebracht", und doch, Voltaire ist ihm bei alledem nichts gewesen, die überkommene Stimmung ihm gegenüber hat sich bei ihm nicht wesentlich verändert. Mit Rousseau konnte er sich noch eher befreunden. Nachdem er dessen Confessions, dieses „Originalbuch", gelesen, erklärt er ihn für einen ungleich tieferen Geist als Voltaire (s. den Brief an seinen Bruder Wilhelm Strauß vom 8. Nov. 1841). Als er 14 Jahre später sich der Aufforderung nicht entziehen konnte, eine Übersetzung der Voltaireschen Tragödie Zaïre zu revidieren, will ihm der Appetit nach noch mehr von diesem Verfasser durchaus nicht kommen. „So kam ich doch einmal dazu", schreibt er seinem Freund Rapp (am 20. August 1855), „eine französische Tragödie im Original zu lesen, was ich sonst vor meinem seligen Ende schwerlich getan haben würde. Das Ding ist mit viel Geschick und rhetorischer Präzision gemacht, läßt einen aber, wer man ist." Noch im Jahre 1861 schreibt er einem Freund, der sich mit einer Arbeit über Diderot trägt: „Gewiß verdient Diderot, mehr als Voltaire und selbst mehr als Rousseau, eine monographische Darstellung cum amore et humore" (Brief an Meyer 5. März 1861). Wenn Strauß selbst, des theologischen Zankes müde, schon lange das Schwert des Polemikers mit dem Silberstift des Historikers vertauscht hatte, und wenn er von den biographischen Helden, denen er sich zuwenden sollte, verlangte, daß sie geistige Interessen zeigten, geistige Taten aufzuweisen hatten und zwar in einer Richtung, die der seinigen verwandt war, daß sie dem Licht und der Freiheit zugekehrt, Feinde der Despoten und Pfaffen waren, Voltaires Bild hat ihn doch nie gelockt und ist kaum gelegentlich vor ihm aufgetaucht. Da bringt ihn um die Wende der Jahre 1867/68 jener Zufall der Lektüre mit der Korrespondenz Voltaires in Berührung, die ja nun allerdings nach dem Urteil eines seiner besten Kenner auch sein vorzüglichstes Werk ist, wo man ihn suchen muß, wenn man ihn ganz, wenn man ihn am reinsten und besten haben will. Über die Eindrücke, die Strauß hier empfing, lassen wir nun den Erinnerungen seiner literarischen Denkwürdigkeiten das Wort:

„Wenn ich durch irgend eine Art von Schriftwerken für einen Autor zu gewinnen bin, so sind es Briefe: durch seine Briefe an Friedrich hatte mich denn auch Voltaire gewonnen.

Gewonnen zunächst soweit, daß ich begierig war, mehr von ihm zu lesen, ihn näher kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke griff ich vorerst nach anderen Briefen von ihm, nach seinen Gelegenheitsgedichten, weiterhin nach den Denkschriften, die nacheinander drei Sekretäre, die in seinen Diensten gestanden, über ihn aufgezeichnet hatten. Nachdem ich den letzten Köder verschluckt, war an ein Loskommen nicht mehr zu denken. Jetzt hatte der Mann mein biographisches Interesse erregt, und das übte noch immer, so lange ich auch schon in diesem Fache nicht mehr gearbeitet, große Gewalt über mich. Aber ich wollte ja nichts mehr schreiben. Für wen auch? man las mich ja nicht. Also wollte ich den mir merkwürdig gewordenen Menschen und Schriftsteller ganz nur für mich allein kennen lernen, mir den Genuß, mir die Belehrung zuwenden, die für mich aus dem Studium seiner Werke entspringen mußten. Absichtlich legte ich mir keine Excerpte an, um mir jeden Gedanken an eine daraus etwa zu gestaltende Schrift von vornherein abzuschneiden. Mit den 70 Bänden war in einem halben Winter unmöglich fertig zu werden. Geradezu sie alle durchzulesen, hatte ich mir wohl auch nicht vorgenommen; vor der Henriade, vor den Trauerspielen hegte ich gemessenen Respekt. Um so mehr zogen mich die polemischen und satirischen Schriften an; auch vor den philosophischen Abhandlungen gewann ich bald eine Achtung, die ich nicht erwartet hatte. Immer tiefer las und dachte ich mich in den merkwürdigen Mann und seine Wirksamkeit hinein; aber es blieb dabei, schreiben wollte ich nichts über ihn und schrieb deshalb nicht einmal etwas aus ihm heraus. Es ist hübsch, was mich zuerst diesem Vorsatz ungetreu machte. Es war der Gedanke — nicht an das Publikum, sondern an meine Tochter. Die Briefe des Alten, welche die kleine Corneille betreffen, die er als Pflegkind zu sich nahm, waren doch gar zu liebenswürdig; wie mußten sie meine Tochter erfreuen, wenn ich sie zu ihrem Gebrauche zusammenschrieb. So entstand mein erstes Excerpt, wie es jetzt die dritte Beilage zu meinem Voltairebüchlein bildet. Hat ein Autor aber einmal die Feder in der Hand, so gibt eins das andere. Leicht ging es bei mir gleichwohl immer noch nicht. Mit dem Publikum wollte ich nichts mehr zu schaffen haben, und für wen schreibt man denn, wenn nicht für das

Publikum? Das Excerpt hatte ich für die Tochter gemacht; wie, wenn sich jemand fand, für den es sich verlohnte, ohne Rücksicht auf das Publikum auch noch etwas mehr als bloß ein Excerpt von meinen Voltairestudien aufzuschreiben? Hier greift in meine Schriftstellerei eine Bekanntschaft ein, die ich etwa anderthalb Jahre früher gemacht hatte. Als die jugendliche Gemahlin des Erbprinzen Ludwig von Hessen lebte hier (in Darmstadt) Prinzessin Alice, der Königin Viktoria und des zu früh verstorbenen Prinzen Albert zweite Tochter, als eine Dame von lebhaftem Geist und umfassender Bildung bekannt. Jetzt etwas über Voltaire niederzuschreiben, um es der Prinzessin vorzulesen, war ein Gedanke, der etwas Lockendes für mich hatte. Indem ich ihre freundliche Gestalt zwischen mich und das Publikum stellte, überwand ich den Widerwillen, den der Gedanke an das letztere mir gegen das Schreiben einflößte; er blieb mir vorerst ganz aus dem Gesicht. Schrieb ich aber etwas über Voltaire, so durfte es nicht ein einzelnes Wort, auch nicht ein einzelnes Verhältnis oder Erlebnis desselben sein, das ich behandelte. Das Interessante war hier eben der ganze Mann, sein gesamtes Leben und Wirken. Das war aber ein gewaltiger Stoff; da gab es erst noch viel zu lesen und zu studieren. Vor allem mußten die 70 Bände seiner Werke nun ernstlich daran. Und nicht bloß das bisher nicht Gelesene, wie die gefürchteten Dramen, auch das schon Gelesene, wie die Briefe und anderes, mußte, weil früher nicht excerpiert, jetzt mit der Feder in der Hand noch einmal gelesen werden. In betreff der Zeit und der Zeitgenossen Voltaires mußte ich mir Schranken setzen, sonst war an ein Fertigwerden für den nächsten Zweck nicht zu denken."

Wie schwer es für Strauß werden mußte in seinen Studien zu einem Schluß zu kommen, da Voltaires Sein und Wirken in geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht seine Wurzeln über das ganze 18. Jahrhundert Frankreichs hin treibt, so daß seine Geschichte zugleich auch die Geschichte seiner ganzen Zeit ist, das kommt in heiterer Weise zum Ausdruck in einem Brief an seinen Freund Vischer, den Ästhetiker, in einem humorvollen Stoßseufzer über den „verwünschten Voltaire, der sich mir spielend wie ein Eichhörnchen auf die Schulter gesetzt hatte, nach

und nach aber, zu der Größe eines Löwen angeschwollen, mich umzuziehen drohte. Ich habe ihm jetzt die Gurgel wenigstens soweit zugeschnürt, daß er nicht gar vollends zum Elefanten werden kann, und ich nun sagen darf: was ich daran tun konnte, damit bin ich fertig.“ Es ist ein Los, dem Biographen nur allzuhäufig unterliegen, daß sie im Lauf ihrer Arbeit mit der wachsenden Liebe zu ihrem Helden von einem Enthusiasmus übermannt werden, den man schon den furor biographicus genannt hat, und daß sie so die Wahrheit des alten Worts an sich erfahren, daß die Liebe blind macht. Wie wenig man bei dem scharfen und hellen Geist unseres Kritikers von dieser Gefahr etwas zu fürchten hat, das zeigen die sehr nüchternen Anmerkungen, mit denen er in Briefen an seine Freunde seine Lektüre begleitet. So schreibt er dem Freunde Meyer (27. Mai 1868): „Von mir kann ich nichts sagen, als daß Voltaires Briefwechsel mich mitunter doch langweilt. Es ist zuviel kleine Intrigue, Klatsch und Lumperei darin, zu wenig Ehrlichkeit und Herzlichkeit. Man muß, wie ich sehe, bei dem Kameraden dreierlei Erscheinungsweisen unterscheiden: 1. die offizielle in den Schriften; 2. die halboffizielle in den Briefen; ganz demaskiert hat man ihn nur 3. in den Memoiren seiner Sekretäre.“ Und während er im Januar des Jahres 1870 seine Voltaire-Vorträge der Prinzessin Alice vorliest, gesteht er dem Freunde Vischer: „Voltaire ist in eminentem Sinne ein literar- und kulturhistorisches, aber kein eigentlich biographisches Subjekt. Er ist und bleibt doch zu bös. Er beißt. Und das darf ein biographischer Held doch nicht.“

Dem Buche nun, das im Juni 1870, gerade vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, erschien, hat die kühle Temperatur, in der es empfangen und geboren wurde, nichts geschadet. Es ist das wohl am meisten gelesene seiner Werke geworden, wie es denn zu den Perlen der deutschen Literatur gehört. Die berufensten Stimmen haben es gleich bei seinem Erscheinen als d a s Voltairebuch begrüßt, das uns in Deutschland fehlte. Mit vollstem Recht. Einen zuständigeren Beurteiler hat Voltaire nie gefunden und wird er nie mehr finden. Wenn an dem alten Wort etwas Wahres ist, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt werde, hier trifft es zu. Gleich sind die beiden

Männer, der Biograph und sein Held, in der weltgeschichtlichen Aufgabe der Kritik und Polemik, die ihnen zufiel, gleich ist bei beiden ihr weit ausgebreitetes Ideen- und Studiengebiet, gleich die Verbindung dichterischer Gabe und feinsten ästhetischen Geschmacks mit dialektischer Begabung, jene glückliche Mischung der Naturanlagen, die aus ihnen Prosaisten ersten Ranges gemacht hat. Poète, philosophe, historien, die Worte, die man unter das Denkmal Voltaires gesetzt hat, würden mit gleichem Recht auch ein Denkmal seines Biographen schmücken; gleich ist bei beiden das nüchterne, kühle, aller schwärmerischen Überspanntheit abholde Denken, mit dem sie beide in ihrer politisch erregten Zeit eine Ausnahmestellung einnahmen, die sie manche Sympathien gekostet hat. Der Verschiedenheiten und Gegensätze bleiben freilich noch genug, namentlich nach der Seite des Charakters und der Lebensführung. Wenn Voltaire, das enfant gâté des 18. Jahrhunderts, alle Unarten dieses sittlich läßlichen Zeitalters in reichster Fülle ohne Scham und ohne Scheu zur Schau trug, so kann man sich ja keinen größeren Gegensatz dazu denken, als das stille Gelehrtenleben des ernst gesinnten schwäbischen Theologen, der den Schild seiner Ehre so blank erhielt, daß auch der spähende Blick seiner Feinde und Hasser nicht den geringsten Makel daran aufzuzeigen gewußt hat. Ein Genie und ein Meister ersten Ranges war der Geist und Leben sprühende Franzose in der im 18. Jahrhundert zur Vollendung ausgebildeten Kunst der Geselligkeit; aber dafür lebt der nach innen gerichtete Deutsche, genährt an den reinsten Quellen deutscher Dichtung, und wurzelnd in den tiefsten philosophischen Systemen, die die Welt kennt, in einer Gedankenwelt, deren Höhenlage den Ideenkreis Voltaires und seines Jahrhunderts doch um ein beträchtliches überragt. Aber auch diese Verschiedenheit des Biographen von seinem Helden kommt, besonders wo sie eine Überlegenheit bedeutet, doch nur dem Historiker zustatten.

Mißbraucht hat er diese Überlegenheit nicht. So wenig voreingenommen, so nüchtern er dem Menschen Voltaire gegenübersteht, die Art der Behandlung seiner Schwächen hat er doch verschmäht, zu der ein weniger hoher Geist sich wohl hätte versucht fühlen können. Er hätte ja wohl etwas abrücken können

von einem solchen Vorgänger, der ihn kompromittieren konnte, er hätte die Demarkationslinie zwischen ihren beiderseitigen Bestrebungen scharf und deutlich ziehen und an seinem Exempel das gediegenere, höhere Wesen deutscher Wissenschaft nachweisen können. Diesen billigen Genuß eines vornehmen Triumphes, den so manche andere sich ausgiebig gegönnt haben, hat er sich nicht gestattet. Er hat kein Hehl aus der Sympathie gemacht, die ihn bei allem Trennenden doch mit seinem Helden verbindet; er hat damit das lange verlorene oder fehlende Gefühl der Solidarität der Arbeit deutscher Wissenschaft mit dem geistigen Emanzipationskampf der französischen Denker zum Ausdruck gebracht. Einem entgegengesetzten Abweg, der ebenso nahe lag, hat er sich ebenso fern gehalten. Obwohl er Voltaires Tendenz der seinigen wesensverwandt fühlt, so ist doch sein Buch das gerade Gegenteil einer Tendenzschrift zum höheren Ruhm der Partei. Es ist eine Schwäche des Freidenkertums, die es vielleicht von dem Kirchentum, das es bekämpft, noch geerbt oder durch Ansteckung überkommen hat, daß es der Heiligenbilder nicht entbehren möchte, und gerade der Voltairianismus ist dieser Gefahr der Heroenverehrung nicht entgangen. Wie oft haben nicht gesinnungstüchtige Jünger geglaubt, Voltaires Andenken einen Dienst zu tun, wenn sie sein Bild aufs eifrigste ins Ideale übermalten — und haben mit aller Bemühung nichts erreicht, als daß sie dem hämischen Spott der Gegner eine leicht zu treffende Zielscheibe boten. Denn es gibt Physiognomien von so kräftiger Individualität, daß sie sich nun einmal nach keiner Schablone retouchieren lassen, und Voltaire, dem schelmischen Weltkind, dem großen enfant terrible seiner Partei, will nun einmal schlechterdings keinerlei Art von Heiligenschein zu Gesichte stehen. Der große Ironiker will mit heiterer Sympathie, mit Humor, nicht mit dem Pathos der Apotheose behandelt sein. Strauß hat auch nicht einmal den Versuch gemacht, an seinem Helden etwas zu verschleiern. Er hat seine Fehler und Schwächen erklärt und entschuldigt, keinen einzigen geleugnet. Es gibt keinen Vorwurf, den man zur Belastung von Voltaires Charakter erheben kann, den er mit Stillschweigen übergangen hätte. Und doch hat sein Buch als eine Rettung und als eine Apologie gewirkt; es ist, in Deutschland zum mindesten, eine

Schutzschrift für den verkannten Mann geworden, nicht in Kleinigkeiten und biographischen Einzelheiten, um die zu markten Parteimenschen und Splitterrichtern überlassen bleiben möge, wohl aber in der Gesamteinschätzung der Persönlichkeit: das Urteil Deutschlands — und zu Deutschen wollte ja Strauß reden — über Wesen und Wert und geschichtliche Bedeutung dieses Geistes hat sich seit Strauß und erst durch ihn gewandelt. Seine Monographie hat den Umschwung hervorgebracht, daß man sich nun in Deutschland nicht mehr mit der unzulänglichen Formel begnügt, mit der Friedrich der Große sich das Wesen seines problematischen Freundes zurechtlegte, indem er das glänzende Schriftsteller- und Konversationstalent von dem schlechten Charakter unterschied, von dem einen sich amüsieren ließ und den anderen verachtete. Mit welcher psychologischen Feinheit hat Strauß gezeigt, wie roh und mechanisch diese Scheidung ist, wie hat er die kritiklose Bewunderung des Geistes und die unbillige Abschätzung des Menschen durch eine viel tiefer eindringende Würdigung ersetzt. Und mit dem sicheren Griff des Historikers hat er Voltaire in die Stellung in der Reihe der Denker zurückversetzt, die ihm versagt wurde und die ihm gebührt. Er war imstande, durch die Oberfläche des unphilosophisch scheinenden Gedankenspiels dieses proteusartigen Geistes auf den Untergrund seiner Gedankenerzeugung durchzusehen und so hat er den Vorwurf, der lange in gleicher Weise von religiöser wie von philosophischer Seite gegen Voltaire erhoben wurde und dem nie eine bündige, schlagende Widerlegung entgegengesetzt worden war, diesem wohlbekannten Vorwurf, Voltaire gehöre in die Klasse der flachen Geister und der frivolen Denker, denen es mit ihren eigenen Gedanken selbst kein Ernst sei, ihm hat er ein für allemal die Spitze abgebrochen. In der genialen Schlußbetrachtung, in der Strauß auf Voltaire die religiöse Vorstellung des göttlichen Rüstzeuges anwendet und in der er, fast wieder in der alten Weise der Hegelschen Geschichtsphilosophie, aus dieser Idee die ganze Persönlichkeit gleichsam konstruiert, mit ihren geistigen und sittlichen Schwächen und Schranken, wie mit ihren Gaben und Vorzügen, hat er die Richtlinien gezogen, die eine geschichtliche Würdigung Voltaires nie mehr wird verlassen können.

Ein Menschenalter ist nun über dieses Werk hingegangen, eine Zeit, lang genug, um als Feuerprobe für die Leistung eines Historikers angesehen werden zu können, zumal in unserem Fall, wo sich unveröffentlichtes Material an Briefen und Denkwürdigkeiten Jahr um Jahr in Fülle einstellt und wo Publikationen gerade über Voltaires Leben und Zeit zu Bergen sich türmen. Nun, unser Büchlein hat diese Probe gut bestanden; es ist nicht veraltet und nicht überwunden. Gewiß haben wir seitdem des Neuen und des Interessanten genug über diesen interessantesten Menschen seiner Zeit erfahren und gewiß würde der Meister, bereichert von diesen neuen Anschauungen, heute seinem Gemälde da und dort neue Lichter aufsetzen, würde manche Linie in diesem ewig beweglichen, Rätsel aufgebenden Mienenspiel schärfer ziehen. Aber daß der Stoff nicht alles ausmacht in der Historie, daß viel Wissen wohl gut, daß aber das Erkennen, das Erfassen des Kerns der Dinge und der Geister die Hauptsache ist, das können wir an nichts besser lernen als an der Vergleichung von Strauß mit denen, die nach ihm ihre Kräfte an einer Voltairebiographie versucht haben. Wenn wir nun vollends des Loses gedenken, das in den letzten zwei Jahrzehnten seine eigenen Landsleute ihrem „grand homme“ bereitet haben, so ist er — der Alte von Ferney würde gewiß selbst in das Urteil einstimmen — bei seinem deutschen Mitstreiter nicht eben am schlechtesten gefahren. Über Vergessensein und Nichtbeachtetwerden zwar hätte sich in dieser Zeit sein Schatten nicht beklagen können; wie ein Lebendiger vielmehr stand er im Staub der Arena der politischen Kämpfe. Die feinsten Federn haben wieder ihren Witz an ihm geübt und auch ihr Gift auf sein Andenken gespritzt, und mit groben Keulenschlägen wurde wieder seine Ehre gerächt. Hat doch der große politische Prozeß, der das französische Volk erregte, sogar zu einer Rückwärtsrevidierung der von Voltaire geführten Prozesse geführt; und mit ebenso unglaublicher Leichtfertigkeit wie Zuversicht wurden die von ihm geretteten Opfer der Justiz des alten Frankreich aufs neue für schuldig erklärt. Man wäre versucht zu glauben, in der Voraussicht dieses Treibens habe Nietzsche sein Wort geprägt, die eigentümliche Größe Voltaires bestehe darin, daß auch heute noch nur Parteiurteile über ihn möglich seien. Dem mag nun, was

das heutige Frankreich betrifft, sein wie ihm wolle. Wer der Überzeugung ist, daß unbeirrter, unbestechlicher Wahrheitssinn, daß der überlegene, in der Zucht strenger Wissenschaft erzogene und an den höchsten Ideen der Menschheit genährte Geist den Dingen auf den Grund zu sehen vermag, der weiß auch, daß, was Strauß uns zu sagen hatte über Voltaire, mehr ist als ein Parteiurteil.

Dr. P. Sakmann.

I.

Wer etwa den Einfall hätte, eine Lobrede auf Voltaire zu halten, der wäre wenigstens nicht durch die lakonische Frage in die Enge zu treiben, wer ihn denn tadle. Denn getadelt — was sage ich: getadelt? — geschmäht, verdammt, verflucht, ist vielleicht kein Mensch in dem Maße worden, wie Voltaire. Schon zur Abwehr also hätte, wer Voltaire loben wollte, auch auf das einzugehen, was man an ihm getadelt hat; wären nicht beide, Lobrede wie Apologie, gerade die ungeeignetsten Wege, dem Wesen eines Menschen auf den Grund zu kommen und seinen Wert zu bestimmen. Der einzig richtige Weg dazu ist der, Lob und Tadel vorerst ganz aus dem Spiele zu lassen, dagegen dem Lebens- und Entwickelungsgange desjenigen, den man sich zur Betrachtung und Darstellung ausersehen hat, Schritt für Schritt nachzugehen, sein Werden aus und in seiner Zeit wie sein Wirken auf dieselbe zu beobachten, seine Werke, wenn er ein Schriftsteller ist, zu studieren, aus den Handlungen seine Triebfedern und Gesinnungen, aus den Schriften seine Fähigkeiten und Ansichten zu ermitteln, im Lichte den Schatten, aber auch im Schatten das Licht aufzusuchen, und so zuletzt ein Gesamtbild vor sich und anderen aufzustellen, dessen Ergebnis man um so weniger versucht sein wird in einem kurzen Schlagwort auszusprechen, je sorgfältiger die Beobachtung war, und je bedeutender der Mann ist, dem sie gegolten hat.

Bei keinem merkwürdigen Manne sind diese Schlagwörter, das Abtun der ganzen Persönlichkeit mit einem allgemeinen Prädikat, gewöhnlicher als bei Voltaire. Und bei keinem ist doch diese Art ungeeigneter, ja sinnloser, als gerade bei ihm. Sie ist es bei jedem wirklich bedeutenden Menschen; aber es gibt unter diesen doch, sozusagen, monarchische Seelen, deren reiche und mannigfaltige Gaben, deren verschiedene Triebe und Neigungen unter einem höchsten und alle andere beherrschenden

Streben zusammengehalten sind. Bei einem solchen Menschen wird es zwar immer kahl und seicht, doch aber nicht geradezu widersinnig sein, sich mit ihm durch Prädikate, wie edel oder gemein, aufopfernd oder egoistisch, ernst oder frivol, abzufinden. Eine monarchische Seele in diesem Sinne war aber Voltaire nicht. Wenn auch die Wirkungen, die er hervorbrachte, so ziemlich in einer Richtung lagen, so war doch jede von ihnen das Ergebnis des Zusammenspiels gar verschiedener Kräfte, die in ihm durcheinandergingen, reiner und unreiner Triebfedern, die ihn gleichermaßen bewegten. Mein Name ist Legion! konnte Voltaires Dämon mit jenem des Gergeseners sprechen; in der Legion waren aber neben den bösen auch zahlreiche gute Geister, und selbst von den ersteren eigneten sich nur wenige, in Schweine, wohl aber manche, in Katzen oder Affen zu fahren.

Goethe, in der letzten jener Anmerkungen, durch welche er den Wert seiner Übersetzung von Diderots geistvollem Gespräche: Rameaus Neffe, noch erhöht hat, nimmt bekanntlich, um Voltaires geschichtliche Bedeutung anschaulich zu machen, die Wendung: wie bisweilen in Familien, die sich lange erhalten, die Natur endlich ein Individuum hervorbringe, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherren in sich begreife, alle bisher in der Familie vereinzelt und nur andeutungsweise vorgekommenen Anlagen vereinigt und vollkommen in sich darstelle, ebenso gehe es auch mit Nationen, deren sämtliche Verdienste (und Untugenden) sich wohl einmal, wenn es glücke, in einem Individuum zusammenzufassen. So sei in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinn entstanden, und ebenso in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller. Wir können diese Betrachtung von einer anderen Seite her ergänzen, wenn wir statt der Nation auf das Zeitalter sehen, dem Voltaires Wirksamkeit angehörte. Es war das achtzehnte Jahrhundert; und von diesem Gesichtspunkt aus können wir Voltaire ebenso den Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts im höchsten Sinne nennen, wie ihn Goethe den höchsten französischen Schriftsteller nennt. Auch geht beides recht gut zusammen; wir dürfen nur auf den Anteil sehen, der an den Leistungen der letzten drei Jahrhunderte den einzelnen europäischen Kulturvölkern zukommt. Die große Arbeit des 16. Jahrhunderts, die Reformation, haben

vorzugsweise die Deutschen getan; in der Übergangszeit des 17. Jahrhunderts wurden, während Deutschland in inneren Kämpfen sich selbst zerfleischte, in Holland und England die Grundsteine moderner Staats- und Denkweisen gelegt; aus England brachten, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, nach Frankreich versprengte Briten, wie Lord Bolingbroke, und England besuchende Franzosen, wie Montesquieu und Voltaire, die Funken des neuen Lichtes, das bald hernach ganz besonders durch Voltaires Bemühungen von Frankreich aus als das Licht des Jahrhunderts der Aufklärung die Welt erhellen sollte. Waren die Franzosen, die Pariser insbesondere, das auserwählte Volk dieses neuen Vernunftdienstes, so war Voltaire unzweifelhaft dessen Oberpriester, und es läuft auf dasselbe hinaus, ob wir sagen: nur in Frankreich konnte das 18. Jahrhundert seinen literarischen Hauptvertreter, oder: nur im 18. Jahrhundert konnte Frankreich den Schriftsteller hervorbringen, der alle seine Nationaleigenschaften in sich zur Darstellung brachte. Das achtzehnte Jahrhundert schließt für uns mit den siebziger Jahren; von da an sind es die Franzosen, die mit ihrer Revolution politisch, wie die Deutschen, die durch ihre Dichter und Philosophen literarisch und kulturgeschichtlich das neunzehnte vorbereiten.

Um eine so hohe, ein Jahrhundert beherrschende Stellung, wie Voltaire sie einnahm, zu gewinnen und zu behaupten, dazu ist aber, neben der inneren Begabung und der Gunst äußerer Verhältnisse, insbesondere auch ein langes Leben erforderlich. Weder Ludwig XIV. in Frankreich noch Friedrich der Große in Deutschland wären imstande gewesen, ihrem Zeitalter so den Stempel ihrer Eigentümlichkeit aufzudrücken, wenn der erstere um die Zeit des Nymwegener Friedens gestorben, der andere bei Kollin oder Hochkirch gefallen wäre. Ebensowenig hätte Goethe der deutsche Dichterfürst werden können, wenn er nach dem Götz und Werther schon wäre abberufen worden, wenn er nicht, durch drei Menschenalter hindurch, mit der deutschen Dichtung selbst jung gewesen, reif und endlich alt geworden wäre. Voltaire war, was die französische Poesie betrifft, ein Epigone ihrer klassischen Periode; aber das Jahrhundert der Aufklärungsliteratur hat er mit heraufgeführt und bis dahin begleitet, wo es seine Errungenschaft auf der Schwelle des Revolutionszeit-

alters niederlegte. Seine Kindheit und erste Jugend fällt in die letzten Zeiten Ludwigs XIV.; der Rest seiner Jünglings- und seine ersten Mannesjahre verflossen unter der Regentschaft Philipps von Orleans; über die Mitte und Neige seines Lebens dehnte sich die lange Herrschaft Ludwigs XV. aus; und als Achtzigjähriger durfte er noch die Morgenröte Ludwigs XVI. begrüßen, die, was damals die wenigsten ahnten, einen so stürmischen Tag verkündigte. Und wie ein Fluß von den Gebirgs- und Erdarten, die er auf seinem Wege durchströmt, gewisse Bestandteile bis zum Ende seines Laufes mit sich führt: so waren bei Voltaire von den Eindrücken, die er in den verschiedenen Perioden seiner wechselvollen Laufbahn, in den frühesten besonders, in sich aufgenommen, die Spuren lebenslänglich zu erkennen.

Doch nicht äußerlich nach diesen politischen Abschnitten, den vier Regierungen, unter denen es verlief, sondern aus sich selbst heraus teilt sich Voltaires Leben gleichfalls in vier Perioden. Die erste ist die der Jugend, während deren sich sein Talent, sein Naturell und seine Lebensführung entwickeln, bis ihr im Jahre 1726, seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, eine gesellige Katastrophe, die ihn nach England treibt, ein Ende macht. Der beinahe dreijährige englische Aufenthalt sodann, mit dem seine zweite Lebensperiode beginnt, ist von der eingreifendsten Bedeutung, indem er Voltaires Geist mit den gediegenen Stoffen der englischen Bildung bereichert, die er nach seiner Rückkehr in die Heimat in den verschiedensten Formen und mit immer steigendem Erfolge zu verwerten sucht. In seinem weiteren Verlaufe ist der Charakter dieses Lebensabschnittes vornehmlich durch Voltaires Verhältnis zu seiner geistvollen Freundin, der Marquise du Châtelet, und das gelehrte Stilleben auf deren Schlosse Cirey bestimmt; wie auch der Tod der Marquise im Jahre 1749 es ist, der dieser Periode ein unerwartetes Ziel setzt. Nun erst gibt der Fünfundfünfzigjährige den schon seit zehn Jahren wiederholten Einladungen seines gekrönten Verehrers, Friedrichs von Preußen, nach, und der Aufenthalt in Berlin und Potsdam eröffnet eine dritte Periode, die, nach einem glänzenden Anfang, die unruhigste und unbehaglichste, zum Glück auch nur kurze Übergangsperiode in Voltaires Leben

bildet. Von Deutschland abgestoßen, von den Regierenden in Frankreich nicht wie er es wünschte willkommen geheißen, läßt sich Voltaire nach allerlei Irrfahrten erst in der französischen Schweiz, dann in einem Grenzstrich seines Heimatlandes nieder, und von dem Erwerb und bald der bleibenden Ansiedelung in Ferney um 1758 und 1760 datiert sich die letzte zwanzigjährige Periode seines Lebens, die in jeder Hinsicht, wir mögen auf die Stellung und Haltung des Mannes, die Zahl und das Gewicht seiner Arbeiten, oder auf den Umfang seines Wirkens und die Höhe seines Ruhmes sehen, als die bedeutendste und schönste seines langen und reichen Lebens zu betrachten ist.

Gemäß dem literarischen Charakter des Zeitalters, worin er lebte, und seiner eigenen Mitteilsamkeit, fließen die Quellen für Voltaires Leben fast überreichlich. Außer seinen Werken, die ja bei einem Schriftsteller Taten und Urkunden zugleich sind, und unter denen bei Voltaire, neben zahllosen gelegentlichen Bezügen auf sein Leben, auch eine geradezu autobiographische Aufzeichnung sich findet, und außer den tausenden seiner Briefe spielt in den verschiedenen Denkwürdigkeiten und Briefwechseln seiner Zeit- und Lebensgenossen der merkwürdige Mann begreiflicherweise eine hervorragende Rolle. Dazu kommt noch, daß drei der Männer, welche nacheinander als Sekretäre in Voltaires Diensten standen, sich aufgelegt gefunden haben, was sie während der Jahre ihres Zusammenseins mit ihm erlebt und beobachtet hatten, in ausführlichen Denkschriften aufzuzeichnen. Und zwar umfassen diese Aufzeichnungen gerade die fruchtbarsten und tatenreichsten, mithin geschichtlich wichtigsten Abschnitte seines Lebens, und sind, obwohl ungleich an literarischem Werte wie ihre Verfasser an geistigem und moralischem, doch in allem Wesentlichen von unangefochtener Glaubwürdigkeit. Der erste dieser Sekretäre, Longchamp, trat im Jahre 1745 aus den Diensten der Marquise du Châtelet als Kammerdiener in die Voltaires über, wo ihn seine schöne Handschrift bald zum Schreiber und seine Gewandtheit zu einer Art von Haushofmeister erhob. Er schrieb seine Denkwürdigkeiten im späteren Alter, nach langjähriger Entfernung von Voltaire, und zu den Irrtümern des Gedächtnisses und den Umstellungen aus Eitelkeit kommen am Schlusse noch allerhand Winkelzüge, um die Schuld der Veruntreuung von

Manuskripten, die ihn aus Voltaires Diensten brachte, zu verstecken; aber der Verfasser hatte offene Augen zur Beobachtung, und selbst in der fremden Redaktion, worin seine Aufzeichnungen vor uns liegen, fühlt man noch das Treffende mancher ursprünglichen Wendung und Ausdrucksweise durch. Von Hause aus gebildeter erscheint der zweite Sekretär, der Florentiner Collini, der in Berlin in Voltaires Dienste trat und uns über die Lösung seines Verhältnisses zu Friedrich, über seine Verhaftung in Frankfurt und seine Reisen bis zur Ansiedelung am Genfersee wertvolle Mitteilungen macht, die nur, was das Verhältnis zu Friedrich betrifft, durch die Befangenheit des Verfassers in dem Standpunkte seines Helden mitunter einseitig und daher der Berichtigung aus unmittelbareren Quellen, wie Briefe und Archivalakten, bedürftig sind. Übrigens spricht es für Voltaire, daß diese drei Sekretäre, die ja volle Gelegenheit hatten, ihn aus nächster Nähe und mit allen seinen persönlichen Schwächen zu beobachten, doch, neben der selbstverständlichen Bewunderung für seinen Geist, auch in warmer Anhänglichkeit an seine Person zusammenstimmen. Am wärmsten und treuesten erscheint diese bei dem dritten derselben, dem Schweizer Wagnière, der, von Voltaire schon vom vierzehnten Jahre an aus untergeordneter Stellung herangezogen, während der letzten vierundzwanzig Jahre seines Lebens in seinem täglichen Umgange war und uns über seine Lebensweise in Ferney, besonders auch noch über seine letzte Reise nach Paris, unschätzbare Nachrichten hinterlassen hat. Zu allem diesem ist nun aber seit der Zeit von Voltaires Ableben bis auf die neueste eine Reihe teils vollständiger Biographien, teils eingehender Monographien über einzelne Abschnitte oder Verhältnisse seines Lebens gekommen. Sie beginnt mit den für ihre Zeit höchst schätzbaren Arbeiten von Duvernet und Condorcet und geht bis zu Gustav Desnoiresterres Voltaire et la société française au XVIIIe siècle herunter, einem Werke, das in seinen bis jetzt erschienenen vier Bänden durch vollständige Zusammenstellung und geschickte Gruppierung des Bekannten wie durch Aufspürung manches bisher Unbekannten für einen künftigen Biographen Voltaires eine unschätzbare Vorarbeit bildet.

An Quellen und Hilfsmitteln für Voltaires Leben fehlt es

demnach nicht; aber aus ihnen dieses Leben nach dem ganzen Reichtum seines Inhalts, der Breite seiner Beziehungen, der Tragweite seiner Wirkungen ausführlich zu beschreiben, hieße die Kulturgeschichte Frankreichs, ja Europas während des vorigen Jahrhunderts schreiben, hieße ein Meer ausschöpfen, wozu ganz andere Werkzeuge und mehr Mut gehören würden, als worüber der Sprecher dermalen zu verfügen hat. Aber angetan hat es diesem der wunderbare Mann nun einmal, ohne eine Spende für sein Andenken läßt er ihn nicht los; und so wird denn zuzusehen sein, wie man sich aus der Sache zieht. Zum Glück kommt mir hier ein äußerer Umstand maßgebend zu Hilfe. Ich darf meine Ermittelungen über Voltaire einem erlesenen Zuhörerkreise mitteilen, dem es unschicklich wäre, durch allzuvielen Ballast, von dem der Forscher als Darsteller so schwer sich losmacht, zur Last zu fallen. Ein auswählendes, übersichtliches Verfahren wird daher zur geselligen Pflicht. So gedenke ich es denn in folgender Art zu versuchen. Jede der namhaft gemachten Perioden in Voltaires Leben werde ich nach ihrem Gesamtcharakter und ihren merkwürdigsten Ereignissen kurz darstellen; die bedeutendsten Persönlichkeiten, mit denen er während der einzelnen Perioden in Berührung trat, vorführen und seine Beziehungen zu ihnen entwickeln; von seinen jedesmaligen Hauptwerken eine Vorstellung geben, und daraus schließlich ein annäherndes Urteil über den außerordentlichen Mann zu gewinnen trachten. Dabei werde ich mich auf dem deutschen Standpunkte halten. Was Voltaire für Frankreich war und ist, mag ein Franzose den Franzosen in Erinnerung bringen; ich, als Deutscher zu Deutschen redend, gedenke ihn darzustellen, wie er, in seiner Zeit und unter seinem Volke erwachsen, als Mensch und Schriftsteller gewesen ist, auf alle gebildeten Völker, das deutsche mit inbegriffen, gewirkt hat, und für alle Zeiten von Bedeutung bleibt.

* * *

Franz Maria Arouet, wie Voltaires Name eigentlich lautete, war in demselben Jahre 1694 geboren wie unser deutscher Hermann Samuel Reimarus, der in Betreff seiner Stellung zum Christentum und zur positiven Religion überhaupt so viele Ähnlichkeit mit ihm hatte. Über Tag und Ort seiner Geburt ist viel gestritten worden; doch scheinen neuerdings höchst sorgfältige Forschungen gegen den 20. Februar und Châtenay, wo sein Vater ein Landhaus besaß, für den 21. November und Paris entschieden zu haben. Der Vater, erst eine Reihe von Jahren Notar am Châtelet, vertauschte später diese Stelle mit der eines Sportelkassiers an der Rechnungskammer zu Paris. Er erscheint als ein ehrenfester Geschäftsmann, den in seiner früheren Stellung als Notar die ersten Familien des Landes, die Sully, St. Simon, Praslin, mit ihrem Vertrauen beehrt hatten. Die Mutter, Maria Margaretha Daumart, war eine Frau von Geist und geselliger Bildung, bei welcher der Dichter Rochebrune und der galante Abbé de Châteauneuf als Hausfreunde aus- und eingingen, deren letzterer auch Pate von Franz Maria und auf dessen erste Ausbildung und Richtung von bestimmendem Einflusse gewesen ist. Unter fünf Kindern, davon nur drei zu Jahren kamen, war Franz Maria das jüngste und so schwach geboren, daß man während der ersten Wochen täglich sein Ende erwartete. Der Bruder Armand war neun Jahre älter und entwickelte sich in ganz entgegengesetzter Richtung als der jüngste, mit dem er niemals in nähere Beziehung kam; die Schwester Marie stand ihm näher, sie heiratete in der Folge einen gewissen Mignot, Revisor bei der Rechnungskammer, und hinterließ einen Sohn und zwei Töchter, die uns in der späteren Lebensgeschichte des Oheims begegnen werden.

Nach dem frühen Tode der Mutter im Jahre 1701 behielt der Vater den erst siebenjährigen Knaben noch bei sich, um ihn 1704, mit zehn Jahren, dem Jesuitencollège Louis-le-Grand anzuvertrauen. Dies war ein Konvikt, wo von den hochadeligen

Zöglingen jeder sein eigenes Zimmer hatte, von den bürgerlichen aber je fünf, unter der Aufsicht eines Präfekten, zusammen ein Zimmer bewohnten. Voltaires Präfekt war ein Pater Thoulié, der, später als Abbé d'Olivet bekannt geworden, wie die beiden Professoren Porée und Tournemine, mit dem ehemaligen Schüler auch später in freundlichen Beziehungen geblieben ist. Die Anstalt war nicht schlecht, aber auch nicht besser, als diese Jesuitenanstalten eben waren. Voltaires spätere Äußerungen darüber lauten, je nach den Umständen und Absichten, verschieden. Das einemal fließt er über von Lob und Dankbarkeit, aber da will er die Jesuiten für sich gewinnen; seine wahre Meinung müssen wir an solchen Orten suchen, wo er ohne Nebenabsicht redet. In seinem philosophischen Wörterbuch, einem Werke seiner späteren Jahre, läßt er unter dem Artikel: Education, einen Rat mit einem Jesuiten sprechen. Dieser rühmt die Erziehung, die der andere bei ihnen erhalten; der aber erwidert, es sei eine saubere Erziehung gewesen. Als er hinaus in die Welt getreten, habe er wohl im Horaz und dem „christlichen Pädagogen" Bescheid gewußt; aber er habe nicht gewußt, daß Franz I. bei Pavia gefangen genommen worden, noch wo Pavia liege; sein eigenes Vaterland, dessen Gesetze und Einrichtungen, seien ihm unbekannt, Mathematik und vernünftige Philosophie fremd gewesen; „ich wußte Latein und dummes Zeug". Dabei waren indes die rhetorischen und poetischen Übungen im Collège den Fähigkeiten gerade dieses Zöglings besonders angemessen, und die dramatischen Aufführungen, die überall in den Jesuitenanstalten blühten, gaben seiner Neigung zum Schauspiel die erste Nahrung. Auch hatte Pater Porée, nicht ohne Kopfschütteln mancher Väter aus der alten Schule, neben den lateinischen die französischen Verse im Collège eingeführt. Stegreifgedichte wurden den Zöglingen aufgegeben; ein solches, um eine mit Beschlag belegte Schnupftabaksdose wiederzuerhalten, war eine der frühesten Leistungen des jungen Dichters.

Dieser war, trotz aller mutwilligen Streiche, die mitunterliefen, doch ein ausgezeichneter Schüler, und zahlreiche Preise wurden ihm zuteil. Er hielt sich gerne zu den Lehrern, denen sein unersättliches Fragen bisweilen lästig fiel. Daneben indes knüpften sich in diesen Jahren zwischen ihm und einzelnen seiner

Mitzöglinge jene Jugendfreundschaften, die auch bei ihm, wie bei jedem besseren Menschen, fürs Leben nachhielten. Einige dieser Bekanntschaften, wie die mit den beiden Brüdern d'Argenson und dem Grafen Argental, sind ihm später, vermöge des hohen Ranges der alten Bekannten, sehr förderlich geworden; aber auch die Verbindungen mit solchen, die ihm in bescheidener Stellung wenig helfen konnten, wie Cideville und Formont, hat er als Quellen gemütlicher Erquickung so lange wie möglich in Fluß erhalten. Das Bedürfnis nach freundschaftlicher Ergießung, sei es in unmittelbarem Umgang oder in Briefen; das treue Festhalten an den Freunden; der rührige Eifer, ihnen zu dienen; die langmütige Nachsicht mit ihren Fehlern, gehören zu denjenigen Zügen in Voltaires Wesen, die oft verkannt werden, weil sie freilich im Laufe seines Lebens durch andere entgegengesetzter Art nur allzusehr verdeckt und verdunkelt sind.

Über die Mauern des Kollegs hinaus drang der Dichterruf des Knaben zuerst aus folgender Veranlassung. Ein bedürftiger Invalide bat eines Tages den Vorsteher der Anstalt um eine poetische Bittschrift für den Dauphin, in dessen Regiment er gedient hatte; der Vorsteher, beschäftigt, weist ihn an den reimfertigen Zögling, und dieser macht ihm ein paar Verse, die dem Invaliden ein hübsches Almosen, dem jungen Poeten aber für ein paar Tage die Aufmerksamkeit der Stadt und des Hofes verschaffen. Damals sei es auch gewesen, erzählt Voltaire später, daß sein Pate, der Abbé, ihn zu seiner alten Freundin, der bekannten Ninon de l'Enclos, geführt habe, die eine französische Aspasia, von den letzten Zeiten des Kardinals Richelieu bis in die Tage der Frau von Maintenon durch die Bildung ihres Geistes und die Anmut ihrer Sitten nicht minder als durch ihre körperlichen Reize die Männerwelt bezaubert und schließlich auch bei den Frauen sich in Achtung gesetzt hatte. Jetzt habe die mehr als achtzigjährige kluge Frau Wohlgefallen an dem aufgeweckten Knaben gefunden und ihn mit 2000 Francs „zur Anschaffung von Büchern" in ihr Testament gesetzt. Wenn Voltaire, als er jene Invalidenverse machte, 13, oder wie er ein andermal sagt, 12 Jahre alt war, so lag damals Ninon bereits zwei oder doch ein Jahr unter dem Boden; aber sein Vater war ja ihr Notar, seine Mutter mit ihr bekannt gewesen, und so kann

sie gar wohl dem hoffnungsvollen Jungen, den sein Pate ihr zuführte, ein kleines Legat ausgesetzt haben. Voltaire jedenfalls hat lebenslänglich mit Vorliebe davon gesprochen, Legatar der Ninon gewesen zu sein, und hat ihr Andenken in den verschiedensten Formen, einem Dialog zwischen ihr und der Frau von Maintenon, einer Komödie („Der Depositär"), die einen edeln Zug aus ihrem Leben zum Gegenstand hat, und einem Brief über sie gefeiert, wovon der letztere besonders ein kleines biographisches Meisterstück zu nennen ist.

Mit sechszehn Jahren trat der junge Arouet aus dem Collège, und nun sollte ein Beruf ergriffen werden. Dem Wunsche des Sohnes, die literarische Laufbahn zu wählen, trat der Vater mit der Äußerung entgegen, das sei der Stand eines Menschen, der der Gesellschaft unnütz, seiner Familie zur Last werden und Hungers sterben wolle. Also trat er 1710 in die Rechtsschule ein. Aber der Wille des strengen Vaters war durch den Einfluß des Paten, des Abbé de Châteauneuf, gekreuzt. Wie er schon dem Kinde die Fabeln Lafontaines vorgesagt, dann den Knaben mit der Ninon bekannt gemacht hatte, so hatte er den Jüngling noch als Zögling des Kollegs in die sogenannte Gesellschaft des Tempels mitgenommen, wo Prinzen und Herzoge mit poetischen Abbés sich für den heuchlerischen Geistesdruck der letzten Zeiten Ludwigs XIV. durch witzige Ausfälle auf die herrschenden Personen, aber auch durch Spott über Religion und Sitte, bei schwelgerischen Gelagen schadlos hielten. Eine solche Gesellschaft, die der Student zu besuchen fortfuhr, würde es bei seiner Geistesart über sein Rechtsstudium auch dann davongetragen haben, wenn die Unterweisung hierin weniger pedantisch gewesen wäre, als er später sie zu schildern liebte; und wenn er von seinem Vater sagt, derselbe habe ihn verloren gegeben, weil er gute Gesellschaft besucht und Verse gemacht habe, so ist eben die Frage, ob der wackere Mann die Gesellschaft, die der Sohn besuchte, als eine gute anerkannt haben wird. Wohlhabend, wie er war, suchte er den Studiereifer des Sohnes durch die Aussicht zu spornen, ihm demnächst ein Amt zu kaufen; aber nun mußte er von dem Sohne die Antwort hören, er gedenke sich Bedeutung und Achtung nicht zu erkaufen, sondern zu erwerben.

Als der Weg dazu erschien ihm die Dichtkunst, und um sich darin durch eine Leistung bemerklich zu machen, bewarb er sich im Jahre 1712 um einen poetischen Preis. Der Bau des Chors der Notre-Dame-Kirche durch Ludwig XIV., der damit ein Gelübde seines Vaters zu erfüllen gedachte, sollte durch eine Ode gefeiert werden, und eine solche, wie schon im Collége eine auf die hl. Genovefa, dichtete jetzt unbedenklich der Jüngling, der sich bereits bewußt war, „zum Heil'gensänger nicht gemacht zu sein".

Mittlerweile jedoch fand sich der Vater durch den unordentlichen Wandel des Sohnes immer mehr beunruhigt; sein spätes Heimkommen in der Nacht führte Szenen herbei, auch sein Aufwand stand außer Verhältnis mit seinen Mitteln; vielleicht ließ sich durch eine Ortsveränderung helfen. Der Abbé de Châteauneuf war schon einige Jahre tot, aber mit seinem Bruder, dem Marquis, stand der ehemalige Notar gleichfalls in Verbindung, und so war es leicht eingeleitet, daß der Marquis, der im Jahre 1713 als Gesandter nach dem Haag abging, den Studenten als Pagen mit sich nahm. Im Haag fand dieser eine ganze Kolonie von Landsleuten, die um der Religion willen ausgewandert waren; zum Unglück auch eine literarische Abenteurerin, eine Madame Dunoyer, die ihre ältere Töchter schon übel genug verheiratet, die jüngere aber noch bei sich hatte. Auch sie war bereits Braut, und zwar eines merkwürdigen Mannes, gewesen: der ehemalige Camisardenführer Cavalier, der Held des Cevennenaufstandes, war nach seiner Flucht aus Frankreich im Jahre 1708 als Oberst in englischen Diensten nach dem Haag gekommen und hatte sich mit Olympia Dunoyer verlobt, das Verhältnis jedoch später, aus unbekannten Gründen, wieder aufgelöst. Ihn machte jetzt der junge Arouet sich anheischig zu ersetzen; allein die Mutter sah in dem neunzehnjährigen Pagen und Poeten keinen Ersatz für einen englischen Obersten und wandte sich an seinen Chef, den französischen Gesandten, mit dem Ersuchen, dem Handel ein Ende zu machen. Was das eine Verzweiflung war, als Herr von Châteauneuf dem jugendlichen Liebhaber unverzügliche Rückkehr nach Frankreich ankündigte! Einige Tage waren ihm noch Frist gegönnt, während deren den ins Gesandtschaftshotel Konfinierten die ent-

schlossene Pimpette einmal in Mannskleidern besuchte. Kühne Pläne wurden entworfen: man wollte die katholische Kirchengewalt in Frankreich in Bewegung setzen, um durch sie die Tochter der ketzerischen Mutter abnehmen und zu dem katholischen Vater nach Frankreich zurückbringen zu lassen. In den Briefen und Billetten, die das Paar sich während dieser Tage und später nach der Trennung schrieb, erscheint der junge Dichter als der naive; er droht, sich umzubringen, wenn sie ihm nicht in die Heimat nachkommen will; sie, obwohl gleichfalls ernstlich verliebt, ist doch schon gewitzigter; die Anrede: mein liebenswürdiges Kind, die sie an ihn richtet, bezeichnet das ganze Verhältnis. Eine Zeitlang dauerte auch nach der Heimkehr des Liebhabers der Briefwechsel noch fort; bald jedoch wußte die Mutter die jüngere Tochter zu einer Verbindung mit einem Herrn von Winterfeld zu bereden, die ebenso unglücklich ausfiel wie die der älteren. Das Beste war am Ende, daß 1719 die zweideutige Mutter starb, worauf Olympia, schon vorher von ihrem Manne getrennt, nach Frankreich zurückkehrte, wo sie anfangs in kümmerlichen Verhältnissen lebte, bis sie nach einigen Jahren durch den Tod eines Oheims in bessere Umstände und eine geachtete Stellung kam. Voltaire, der bald nach ihrer Heimkehr einen Versuch zu ihrer Unterstützung gemacht hatte, gab ihr noch später Beweise seiner dauernden Anhänglichkeit; auch dies ein Zug, der, bei ähnlichen Verhältnissen durch sein ganzes Leben hindurch sich wiederholend, ein Zeugnis für sein Gemüt ablegt, das wir nicht außer Acht lassen dürfen.

Der Marquis de Châteauneuf hatte nicht die Nachsicht seines verstorbenen Bruders, denn er sandte dem heimkehrenden Pagen ein Schreiben an dessen Vater voraus, das kein Belobungsschreiben war. Der Alte dachte an Enterbung, an einen Verhaftsbefehl gegen den ungeratenen Sohn, von Verbringung nach den Inseln war die Rede. Da war es hohe Zeit, sich aufs Bitten zu legen und dem Willen des Vaters gemäß in die Schreibstube eines Prokurators einzutreten. In den Bestrebungen des Jünglings brachte dies keine Änderung hervor; doch wie wir von seinem Besuch der Rechtsschule voraussetzen dürfen, daß er dort, leichtfassend, wie er war, im Fluge manche der Kenntnisse mitgenommen habe, die ihm später bei seinen Be-

mühungen für die Calas und Sirven zustatten kamen, so mag uns, wenn wir ihn in der Folge eigene und fremde Angelegenheiten mit so merkwürdiger Geschäftsgewandtheit betreiben sehen, die Kanzlei des Herrn Alain und die Vermutung in den Sinn kommen, daß auch die dort zugebrachte Zeit nicht ganz ohne Frucht für ihn geblieben sei. Im übrigen lenkte seine Lebensweise bald wieder in das Geleise ein, woraus die Entfernung nach dem Haag sie geworfen hatte. Die Verbindung mit der Tempelgesellschaft erneuerte sich, und auf der Schreibstube selbst fand er in dem zwei Jahre jüngeren Thieriot einen Gesellen von dem gleichen Geschmack für die schöne Literatur auf der einen, für die Vergnügungen der Hauptstadt auf der anderen Seite, dem aber mit der Produktivität auch die Willenskraft fehlte, die seinen Freund aus diesem Zerstreuungsleben beizeiten wieder herausführte, ja die selbst während desselben ihn Zeit zu ernster und angestrengter Arbeit finden ließ. Mit Thieriot besuchte er jetzt die Theater und die Kaffeehäuser, ihn machte er zum Vertrauten seiner poetischen Versuche und Entwürfe. Mit seiner Preisode auf das Gelübde Ludwigs XIII. war er durchgefallen; glücklicher war er in der satirischen und in der schlüpfrigen Gattung; aber durch jene macht man sich keine guten Freunde und durch diese keinen guten Ruf. Schon im Collège übrigens hatte sich der junge Arouet auch mit dramatischen Entwürfen getragen: jetzt entstand nach und nach der Plan und die erste Ausführung des Oedipe.

Der Vater war von diesen Beschäftigungen, dieser Gesellschaft und Lebensweise ebensowenig erbaut, wie der Sohn von der Schreibstube; ein neuer Bruch stand bevor, wenn nicht diesmal ein freundlicher Gönner ins Mittel getreten wäre. Der Marquis von Caumartin, ein hochangesehener Ehrenmann, hatte an dem Jüngling Gefallen gefunden und erbat sich von dem Vater die Erlaubnis, ihn auf sein Gut St. Ange unweit Fontainebleau mitnehmen zu dürfen. Caumartin war eine lebendige Chronik der Regierung Ludwigs XIV., unter der er hohe Staatsämter verwaltet und die bestimmenden Persönlichkeiten alle gekannt hatte; außerdem begeistert für Heinrich IV. und seinen trefflichen Sully. Im Schlosse hingen die Bilder all dieser Personen; der alte Schloßherr machte sie durch seine Er-

zählungen lebendig, und in seinem jungen Gaste hatte er sich den dankbarsten Zuhörer gewählt. Der Aufenthalt in St. Ange legte in Voltaires Geist die Keime von zweien seiner Hauptwerke: der Henriade und dem Siècle de Louis XIV.

Unterdessen war im September 1715 Ludwig XIV. gestorben und für seinen minderjährigen Nachfolger der Herzog Philipp von Orleans Regent geworden. Damit war das Eis der Frömmelei und Heuchelei gebrochen; aber was unter dieser Decke zum Vorschein kam, war ein fauler Pfuhl sittlicher Verdorbenheit. Der Regent selbst, der begabte Sohn unserer wackeren pfälzischen Elisabeth Charlotte, die sich freilich in ihren Briefen schwer beklagt, daß ihr jeder Einfluß auf seine Erziehung abgeschnitten gewesen, zeigt sich wenigstens von einem Erbfehler der Bourbonen frei, von der Bigotterie. Da jedoch kein sittlicher Halt an die Stelle gesetzt worden war, so ließ er sich in alle die Laster fallen, die während der letzten Regierungszeit seines Oheims unter dem Deckmantel der Frömmigkeit gewuchert hatten, und fand am Ende noch etwas darin, wenigstens die Heuchlermaske zu verschmähen. Seine Tochter, die Herzogin von Berry, stand hinter dem Vater nicht zurück, und sogar das Verhältnis zwischen Vater und Tochter blieb von dem greuelhaftesten Verdachte nicht frei. Da zugleich die Furcht, die unter dem greisen Despoten die Geister in Bann gehalten hatte, unter dem läßlichen Regenten wegfiel, so machte wer nur reimen konnte seine Spottverse: warum der junge Arouet, der das besser konnte als sie alle, nicht auch? Philipp von Orleans war so gutmütig auf der einen, so stumpf gegen sittliche Schmach auf der anderen Seite, daß ihn persönlich diese Dinge wenig anfochten; aber als Regent durfte er sie doch nicht so hingehen lassen; also wurde der junge Pasquillant aus der Hauptstadt verwiesen. Die Weisung lautete erst auf Tulle, das jedoch auf Fürbitte des Vaters mit Sully-sur-Loire vertauscht wurde. Hier hatten die Arouets Verwandte; bald aber fand sich der verbannte Pasquillendichter in die Kreise des dort residierenden Herzogs von Sully und seine lustigen Feste hineingezogen. Unter anderen heiteren Poesien dichtete er hier eine Epistel an den Regenten, worin er mit einer lebenslänglich beibehaltenen Taktik sich beklagte, daß man ihm so elende Reimereien zu-

schreibe; und wirklich wurde zu Anfang des Jahres 1717 nach achtmonatlicher Dauer seine Verbannung aufgehoben. Der Regent empfing ihn in freundlicher Audienz; aber der Begnadigte wurde nur gar zu bald rückfällig. Ein Gedicht gegen den Hof und die Regierung Ludwigs XIV. zwar, das schon länger in Umlauf war, schrieb man ihm mit Unrecht zu; aber ein lateinisches Pasquill im Lapidarstil auf die jetzigen Verhältnisse, das bekannte Puero regnante etc., war in der Tat von ihm. Er versuchte es abzuleugnen, aber diesmal vergebens; man hatte zu sichere Beweise. Ein Offizier, namens Beauregard, der sich als Spion gebrauchen ließ, hatte sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt und seiner Eitelkeit das Bekenntnis der Urheberschaft abgelockt. Pfingsten 1717 wurde er in die Bastille gebracht, wo er bis zum April des folgenden Jahres, beinahe elf Monate, übrigens in sehr gelinder Haft, sitzen mußte. Hier waren Virgil und Homer sein Studium, seine Arbeit die Fortsetzung des epischen Gedichts über Heinrich IV., das er schon in St. Ange begonnen hatte. An die Bastille schloß sich herkömmlich noch für einige Zeit Verweisung an: diesmal wars nach Châtenay in das väterliche Landhaus, von dem wir wissen. Und bald durfte der Verbannte auf Stunden, Tage, im Herbst endlich wieder ganz nach Paris kommen.

Der Hauptzweck dieser Besuche war, die Aufführung des Oedipe vorzubereiten, der, nach jahrelangen Bemühungen, demselben in der hohen Gesellschaft Gönner zu erwerben und bei dem Schauspielerpersonal des Théâtre-Français Eingang zu verschaffen, endlich von diesem angenommen worden war. Der junge Dichter hatte den Plan und einzelne Teile der Ausführung den Freunden der Tempelgesellschaft vorgelegt, später das Stück in Sceaux im Kreise der Herzogin von Maine vorgelesen, und den Ausstellungen und Ratschlägen, die ihm hier zuteil wurden, wie auch den Wünschen der Schauspieler, alle mögliche Rücksicht geschenkt. Diese Gefügigkeit, die auch von der Aufführung und deren Wirkung auf das Publikum noch willig Lehren für die Verbesserung seiner Arbeit annahm, war und blieb so sehr Voltaires Art, daß Witzige in der Folge von ihm sagten, er mache seine Stücke zwischen den Vorstellungen. Eine Eigentümlichkeit, die ebenso mit dem raschen Hinwurf und leichten Gefüge seiner

(rbeiten zusammenhing, als sie auf der anderen Seite doch, bei inem Manne von so lebhafter Eitelkeit, als Zeichen williger Selbstverleugnung bei erkannten Fehlern Lob verdient. Freilich oar es nicht immer dies, sondern bisweilen auch nur die Stimme es Publikums, der er sich wider seine eigene bessere Einsicht ügte, und dann war es nur eine Eitelkeit, die die andere im Schach hielt. Am 18. November 1718 kam nach solchen Vorereitungen der Oedipe zum erstenmale zur Aufführung. Bezeichend für den vierundzwanzigjährigen Dichter ist der Mutwille, daß er dabei selbst als Schleppträger des Oberpriesters auftrat; eine Posse, die, da ihn doch ein großer Teil des Publikums kannte, leicht dem Eindrucke des Stückes Eintrag tun konnte. Aber es erhielt ungeheueren Beifall, erlebte 45 Vorstellungen hintereinander und machte den jungen Arouet auf einmal zum Lieblingsdichter des Tages. Der Herzog von Orleans bewilligte ihm ein Geldgeschenk und eine goldene Medaille, und die Herzogin nahm, als im nächsten Jahre das Stück im Druck erschien, die Zueignung desselben an.

Unter dieser Zueignung erscheint zum erstenmale der Name Arouet de Voltaire, den der Dichter eine Zeitlang so fortführte, bis er zuletzt den Arouet wegfallen ließ und sich nur noch de Voltaire nannte. Dergleichen Namensänderungen, bei Schriftstellern insbesondere, waren in jener Zeit nicht ohne Beispiel; besonders nahe lag der unsrigen das von Moliere. Als Beweggrund gibt Voltaire den Wunsch an, nicht länger mit dem Poeten Roy verwechselt zu werden, mit dem er verfeindet war; eine Verwechselung, die in der damaligen Aussprache seines Namens einen Anlaß gehabt zu haben scheint, den wir von minder Kundigen auch Arroy geschrieben finden. Aber wenn ihm der alte nicht mehr gefiel, woher nahm er dann den neuen Namen? Von einem Familiengütchen seiner Mutter, sagt man wohl; aber dieses Gütchen ist unerfindlich. Dagegen findet sich, daß die Buchstaben des Namens Arouet l(e) j(eune), versetzt, den Namen Voltaire geben; und daß diese Art, sich einen Namen zurechtzumachen, damals nicht ungewöhnlich war, sehen wir an dem ehemaligen Studienaufseher des jungen Arouet im Collège, der sich aus einem Pater Thoulié, mit alleiniger Weglassung des überflüssigen h, anagrammatisch in einen Abbé d'Olivet verwandelte.

Doch während der Dichter mit dem neuen Namen in der vornehmen Welt Mode und in die Wirbel der Gesellschaft hineingezogen wurde, traf ihn eine neue Ungnade von seiten des Regenten, der ihm so gerne gnädig gewesen wäre, und dem sein Gedicht auf die Bastille vielen Spaß gemacht hatte. Jetzt aber erschien unter dem Titel Philippiques ein juvenalischen Geist atmendes Gedicht gegen den Regenten, und Voltaire galt als der Verfasser. Eine neue Verbannung, wenn auch nur in der Form eines guten Rates, gegen Ende Mai 1719 war die Folge, die aber noch lustiger für den Dichter ausfiel als die früheren. Bald in Vaux-Villars bei der Marschallin Villars, die sich seit der Vorstellung des Oedipe für ihn interessierte, bald in Sully bei dem Herzog dieses Namens, zog er, wie er sich selbst ausdrückt, von Schloß zu Schloß, überall als neuaufgegangener Dichterstern mit Auszeichnung aufgenommen, wegen seiner geselligen Talente eifrig festgehalten; bis der Regent, nachdem er den wirklichen Verfasser der Satire in Erfahrung gebracht, ihm zu Anfang des Winters die Rückkehr gestattete. Ein neues Drama, das er im Februar des folgenden Jahres zur Aufführung brachte, Artemire, fand keinen Beifall und wurde von dem immer schnell gefaßten Dichter zurückgezogen, der seine Trümmer in der Folge für ein anderes Stück verwendete. Unterdessen war aber auch das epische Gedicht in seiner ersten Gestalt fertig geworden und wurde von Voltaire und seinem Adjutanten Thieriot einzelnen Kennern und Kennerkreisen mit dem besten Erfolge vorgelesen.

Am 1. Januar 1722 starb der alte Arouet, nachdem er an seinen beiden Söhnen wenig Freude erlebt hatte. Er war selbst Jansenist gewesen, aber mit Maß und Besonnenheit, nicht wie sein älterer Sohn Armand, der ein finsterer Fanatiker war und alle Ausschreitungen der Partei, die später in dem Wunderunfug am Grabe des Diaconus Paris auf dem Medarduskirchhofe gipfelten, mitmachte. Den jüngeren hatte der Vater zwar noch von den ersten Strahlen des Ruhmes beschienen gesehen, und die Sage geht, daß er insbesondere für die Wirkung und den Erfolg des Oedipe nicht unempfindlich geblieben sei; aber das Schwankende in der Lage, das Unvorsichtige und Gefährliche in dem Benehmen des Sohnes konnte ihm unmöglich gefallen.

)as Wort ist ganz den Verhältnissen gemäß, das ihm in den Rund gelegt wird: er habe zwei Narren zu Söhnen, einen in Prosa, den anderen in Versen. Dem in Prosa übrigens hatte r noch im letzten Lebensjahre sein Amt abgetreten, und daß ie sehr beträchtliche Kaution, die er dafür hatte hinterlegen iüssen, zu gunsten des Nachfolgers liegen bleiben sollte, vernlaßte zwischen den beiden Brüdern, die ohnehin nicht gut usammen standen, einen mehrjährigen Prozeß. Voltaires väteriches Erbteil war so zunächst nicht bedeutend; doch hatte er ius den Erträgnissen seines Dramas, dem Geschenk des Herzogs on Orleans, wozu auf dessen Antrag bald auch eine kleine Pension om König kam, sich bereits ein eigenes Vermögen zu sammeln ingefangen, das sich in der nächsten Zeit durch Lieferungen, ie des Regenten Gunst ihm zuwandte, noch vermehrte.

Doch der unruhig aufstrebende junge Mann verlangte nicht loß nach Dichterruhm, nicht bloß nach Reichtum, sondern auch nach einer glänzenden Stellung in der Gesellschaft. Er wollte den großen Herren, mit denen er umging, nicht bloß durch seinen Geist das Gleichgewicht halten, sondern auch äußerlich gleichgestellt sein. Und dazu glaubte er unter den mannigfaltigen Talenten, deren er sich bewußt war, neben dem poetischen und finanziellen, auch das staatsmännische, das diplomatische zu entdecken. In der Wahl der Mittel aber, wenn er sich einmal einen Zweck vorgesetzt hatte, war er niemals bedenklich, und zu Ehren und Würden im Staate war im damaligen Frankreich durch reine Kanäle nicht wohl zu gelangen. Als allmächtiger Minister stand an der Seite des Regenten der Kardinal Dubois, einer der verdorbensten Menschen, die jemals einen Staat gelenkt haben; ihm galt es zu schmeicheln, und so schmeichelte ihm Voltaire. Auch dem Kriegsminister Le Blanc machte er den Hof. Aber ein Diplomat war er noch lange nicht; wie wäre er sonst an der Tafel dieses Ministers in Versailles so losgebrochen? Hier traf er im Sommer 1722 den ehrenwerten Offizier, der vor fünf Jahren durch seine Denunziation ihn in die Bastille gebracht hatte, und „daß man Spione hält", fuhr er heraus, „wußte ich wohl, aber nicht, daß man sie zur Belohnung an Ministertafeln speisen läßt". Daß ein Spion ebensogut auch den Wegelagerer machen kann, sollte er sofort erfahren. An der Brücke von Sevres

paßte Hauptmann Beauregard ihm auf, prügelte ihn durch und zeichnete ihn sogar im Gesicht. Er hatte die Sache zuvor mit dem Minister abgesprochen, und dieser ihm nur auferlegt, es so zu machen, daß es niemand sehe. Voltaire klagte auf der Stelle beim Maire von Sevres, und dieser erließ auch einen Verhaftsbefehl gegen Beauregard, der aber bereits wieder bei seinem Regimente war. Der Beschimpfte ist Feuer und Flamme, er will sich selbst Recht schaffen, und zugleich macht er einen Kriminalprozeß anhängig. Dieser zog sich um so mehr in die Länge, als der Kriegsminister für den Beklagten tätig war; nach dem Sturze des Ministers im folgenden Sommer wurde Beauregard eine Zeitlang festgesetzt, ohne daß jedoch Voltaire völlige Satisfaktion erhalten zu haben scheint.

Unter solchen Umständen ist nichts besser als eine Reise, und dazu bot sich dem Dichter jetzt eben die schönste Gelegenheit. Madame de Rupelmonde, die junge Witwe eines reichen Herrn in Flandern, eine galante, doch zugleich philosophische Dame, hatte an Voltaire Geschmack gefunden und lud ihn ein, sie auf einer Reise nach Holland zu begleiten. Im Juli 1722 wurde die Reise angetreten, erst in Cambray, dann in Brüssel Halt gemacht, wo der lyrische Dichter J. B. Rousseau als Verbannter lebte. Mit ihm stand Voltaire bis dahin durch Briefe in der freundlichsten Beziehung; jetzt legte er ihm sein Epos vor, das Rousseaus vollen Beifall erhielt; aber der Name Rousseau war für Voltaire von keiner guten Vorbedeutung. Wie später Jean Jacques, so wurde damals, oder vielmehr bei einem zweiten Besuch auf dem Rückweg aus Holland, Jean Baptiste mit einemmale sein erbitterter Gegner. Der Anlaß wird von beiden Seiten verschieden erzählt. Nach Rousseau wäre es der Anstoß gewesen, den seine Frömmigkeit an Voltaires freigeisterischem Gedicht an Julie, d. h. eben an seine Reisegefährtin, genommen; allein mit dieser angenommenen Frömmigkeit des alten Epigrammendichters war es nicht so gefährlich. Voltaire seinerseits will, als Rousseau ihm und seiner Begleiterin seine Ode an die Nachwelt vorgelesen, geäußert haben, er zweifle, daß dieselbe an ihre Adresse gelangen werde; ein Wort offenbar, das man keinem, mit dem man nicht schon zerfallen ist, ins Gesicht sagt. Wie dem sei, es war hier der Grund zu einer jener literarischen Feindschaften gelegt, die

ı Voltaires Leben eine so große und widerwärtige Rolle pielten, indem er, obwohl in der Regel nicht der angreifende Teil, doch, einmal gereizt, sich immer mehr in die Leidenschaft ineinhetzte, und dann, wie freilich seine Gegner auch, sich ohne Unterschied aller Waffen bediente, durch die er dem anderen wehe un, ihn als Schriftsteller und Menschen vernichten zu können glaubte. Wenn ich erwähne, daß er in der Folge Rousseau gerne daran erinnerte, wie dessen Vater der Schuhmacher des seinigen gewesen, so wird man schon mehr als genug haben, obwohl es noch lange nicht die häßlichste Wendung in diesem Kampfe ist. Von Brüssel ging die Reise weiter nach dem Haag und Amsterdam, wo das Leben und Treiben eines freien, nur auf sich selbst und seinem Gewerbefleiße stehenden Volkes ohne Hof und Adel einen tiefen Eindruck auf Voltaire machte. Zugleich suchte und fand er aber auch im Haag einen Verleger für sein episches Gedicht, das er auf Subskription herauszugeben und dem jungen König Ludwig XV., dem Abkömmling des Helden, den es feierte, zu widmen gedachte.

Im Herbst kehrte Voltaire nach Paris zurück und teilte nun wieder sein Leben zwischen dieser Hauptstadt und den Schlössern und Landhäusern seiner vornehmen Freunde, zu denen in der letzten Zeit auch ein ausgezeichneter Engländer gekommen war. Lord Bolingbroke hatte wegen jakobitischer Umtriebe nach der Thronbesteigung Georgs I. aus England fliehen müssen, hatte sich dann in einer reizenden Gegend der Touraine einen Landsitz, La Source, eingerichtet, wo er mit einer Französin, einer Frau von Villette, die er geheiratet hatte, ein müßig geschäftiges Stilleben führte. Die Bekanntschaft eines Mannes, der, wie Voltaire von ihm sagt, mit den Kenntnissen des Engländers alle Feinheit eines Franzosen verband, eines Staats- und Weltmannes, der zugleich Philosoph, ein Hauptträger des englischen Deismus und Sensualismus war, mußte für Voltaire gerade auf dem damaligen Punkte seiner Entwickelung vom höchsten Werte sein. Bei dem Interesse des Lords für die französische Literatur war die Bekanntschaft leicht gemacht, und die Aufnahme des noch ungedruckten Epos über Heinrich IV. bei dem hochgebildeten Paare gereichte dem Dichter zu besonderer Ermutigung.

Unter den Bekanntschaften, die Voltaire in jenen Jahren pflegte, nehmen die mit geistreichen und liebenswürdigen Frauen eine hervorragende Stelle ein. Da ihm eine eigene Häuslichkeit fehlte und er zur Ehe wenig Lust empfand, so war es ihm Bedürfnis, in einem befreundeten Hause, bei einer Frau, die ihn zu schätzen und warm zu halten wußte, daheim zu sein. Dabei lief das einemal Liebe mit unter, das anderemal nicht; die Dame mochte Witwe sein oder auch nicht; denn selbst wenn Liebe dabei war, machten die Ehemänner in damaliger Zeit kein Hindernis. So fand Voltaire in jenen Jahren erst bei einer Marquise de Mimeure, die Witwe war, dann bei einer Präsidentin de Bernieres, die noch einen Mann hatte, bei dieser auch als Mietsmann in ihrem Hause, eine behagliche Heimat; leidenschaftlich verliebt war er längere Zeit in die Marschallin Villars; die ihn jedoch mit kalter Koketterie ebenso in Atem als fern zu halten wußte. Von anderer Art waren die Beziehungen, worein den dramatischen Dichter der Verkehr mit der Bretterwelt zu jungen Schauspielerinnen brachte. Zu der Zeit, als sein Oedipe im Werden war, machte er der Duclos den Hof; später war Adrienne Lecouvreur einmal seine Geliebte und blieb bis zu ihrem nur allzufrühen Tode seine Freundin; ein besonders anmutiges Verhältnis aber entspann sich um die Zeit seiner Verbannung nach Sully mit einer jungen Dilettantin, die er daselbst kennen lernte. Susanne Livry war die Tochter eines Finanzbeamten in Paris, hatte aber einen Oheim in Sully und wurde hier zu den dramatischen Vorstellungen herangezogen, die eine Lieblingsunterhaltung des Herzogs und seiner hohen Gesellschaft bildeten. Den Beifall, der hierbei einem hübschen Mädchen mit angenehmen Manieren niemals fehlt, nahm Susanne als Bürgschaft für ein dramatisches Talent, zu dessen Ausbildung ihr der jugendliche Theaterdichter behilflich sein sollte. Sie nahm bei ihm Unterricht in der Deklamation, und er brachte es in der nächsten Zeit auch dahin, daß sie auf dem Théâtre-Français, unter anderem als Jokaste in seinem Oedipe, auftreten durfte. Aber sie hatte wenig Erfolg: offenbar war die Lust größer als die Kraft. Um so mehr Erfolg hatte sie bei ihrem Lehrer, und er nicht minderen bei der Schülerin. Man liebte sich herzlich und schwur sich ewige Treue; man führte bei aller Knappheit

der äußeren Verhältnisse ein Leben wie im Paradiese. Aber man hat außer der Geliebten auch einen Freund, und der wurde zur Schlange des Paradieses. Voltaire führte den Freund bei der Geliebten ein, und der Freund stach ihn bei der Geliebten aus. Er war auch gar zu liebenswürdig, dieser junge Génonville, das hatte Voltaire selbst empfunden; darum ja keinen Bruch. Voltaire überwindet den Verdruß und bleibt mit beiden Teilen im besten Einvernehmen. Das war so seine Art; denn wir werden seinerzeit einen viel ernsteren Fall antreffen, wo sich das gleiche wiederholte. Der Freund starb einige Jahre hernach, von ihm in einem dichterischen Nachrufe schmerzlich beklagt; die Geliebte ging mit einer Schauspielergesellschaft nach London, um da ihr Glück zu versuchen. Aber die Gesellschaft machte Bankrott, und Fräulein Livry mußte sich glücklich schätzen, bei einem Landsmann, der in der englischen Hauptstadt ein Kaffeehaus hielt, eine Zuflucht zu finden. So zurückgezogen sie hier lebte (so zurückgezogen wie Lindane in Voltaires viel später, aber offenbar mit dieser Erinnerung gedichteter „Schottländerin"), so entging sie doch den Blicken eines jungen französischen Marquis nicht, der, von ihren Reizen angezogen und festgehalten, ihr seine Hand anbot. Sie aber, verständig, gibt ihm die allzugroße Ungleichheit ihrer beiderseitigen Glücksumstände zu bedenken und versagt ihm ihre Hand. Doch was tut der musterhafte Liebhaber? Er macht der Geliebten ein paar Lotterielose zum Geschenk, und nach einiger Zeit bringt er ihr eine Verlosungsliste, derzufolge sie gewonnen hat. Der ansehnliche Gewinnst wird ihr ausbezahlt, natürlich aus den Mitteln des Liebhabers, der nur ihr Bedenken wegen der Ungleichheit der Glücksgüter hatte heben wollen, und dem sie nun wirklich ihre Hand nicht länger verweigert. Jetzt, als Marquise de Gouvernet in Paris eingerichtet, erhält sie eines Tages in ihrem glänzenden Hotel die Anmeldung ihres ehemaligen Lehrers zum Besuch. Man kann ihr kaum verdenken, daß sie diesen Besuch unter den veränderten Umständen nicht für angemessen hielt, begreift aber auch, daß Voltaire durch diese Zurückweisung sich tief gekränkt fühlte. Doch dieser Kränkung verdanken wir eines seiner schönsten, empfundensten Gedichte, das um des Wechsels in der Anrede willen zwischen dem Du, wo es von der dürftigen, aber glücklichen Vergan-

genheit der Liebenswürdigen, und dem Sie, wo es von ihrer glänzenden Gegenwart handelt, den Titel: Les Vous et les Tu, erhalten hat. Philis — beginnt das Gedicht (wenn ich mir, jetzt wie in der Folge, erlauben darf, Voltaires vortreffliche französische Verse in sehr mittelmäßigen deutschen wiederzugeben) —

Philis, gedenkst du noch der Zeit,
Da du im nächsten besten Wagen
Und dienerlos, im schlichsten Kleid,
Zu einem armen Mahl getragen,
— Durch dich ward es Ambrosia —
Wie du im Jugendmute da
Dem Liebenden dich hingegeben,
Der dir, getäuscht, du weißt es ja,
Und selig doch, geweiht sein Leben?
Damals verlieh dir das Geschick,
Statt goldner Schätze, Glanz und Glück,
Nur deiner Jahre frische Blüte,
Ein zärtlich Herz, ein leicht Geblüte,
Des Busens Schnee, des Blicks Azur.
So reich geschmückt von der Natur,
Wer fiele nicht auf Schelmereien?
Du tatst es, holde Kreatur,
Und, mag's die Liebe mir verzeihen,
Ich liebte desto mehr dich nur.

Nun wendet sich das Gedicht zur Beschreibung des Glanzes und Überflusses, worin jetzt die Marquise lebt, um schließlich zu dem Ergebnis zu kommen, daß alle diese Pracht nicht so viel wert sei, als einer der Küsse, den sie damals dem Begünstigten gegeben. Doch für immer sollte dem Dichter die stolze Pforte nicht verschlossen bleiben. Wie er nach vieljähriger Abwesenheit von Paris als Greis von 83 Jahren wieder dahin kam, um da zu sterben, lebte die Marquise, längst Witwe und überdies fromm geworden, noch ebendaselbst. Jetzt fährt der alte, mittlerweile weltberühmt gewordene Freund wieder bei ihr vor, und jetzt wird er nicht mehr abgewiesen. Ein Bild von ihm, das er in der glücklichen Jugendzeit für sie hatte malen lassen, schenkte sie ihm für seine Nichte, und — o Freunde, sagte er, als er von dem Besuche nach Hause kam, ich habe eine Fahrt von dem einen Ufer des Cocytus zum andern gemacht.

Wir kehren zurück von diesen Ufern, wohin eine anziehende Frauengestalt uns vorausgelockt hat, zu dem Schriftsteller, der

noch weit davon, im frischen Morgen seines Lebens steht. Doch eben sehen wir dieses in Gefahr; Voltaire erkrankt in Maisons, dem Schlosse seines Freundes, des jungen Präsidenten de Maisons, an den Blattern, die gerade — es war im November 1723 — in dem benachbarten Paris arg hausen. Erst war Adrienne Lecouvreur, die sich zufällig am Orte befand, seine Pflegerin, bis Thieriot eintraf, ihre Stelle einzunehmen; vierzehn Tage lang war man um das Leben des Kranken besorgt, der dem Arzte Gervasi seine Rettung zu verdanken glaubte. Doch kaum hatte er sich am 1. Dezember von seinen gütigen Wirten verabschiedet, als ein Schrecken eigener Art ihn bald von neuem krank gemacht hätte. Es brach nämlich im Schlosse Feuer aus, und zwar gerade in dem Zimmer, das Voltaire bewohnt hatte; freilich ohne seine Schuld, wie er überzeugt sein durfte, aber doch äußerst peinlich; wenn auch die schwer geschädigten Besitzer, wie er selbst erzählt, sich so benahmen, wie wenn ihm, nicht ihnen, ein Schloß abgebrannt wäre.

Voltaires episches Gedicht, „Heinrich IV. oder die Ligue" betitelt, sollte, wie wir uns erinnern, im Haag gedruckt und Ludwig XV. gewidmet, mit einem Privilegium der französischen Regierung erscheinen. Aber was von dem Gedichte verlautete und was man von dem Verfasser wußte, machte die geistlichen und weltlichen Machthaber in Frankreich nicht geneigt, dem Werk ihre Genehmigung zu erteilen. Schwierigkeiten hatte Voltaire vorausgesehen, sonst hätte er nicht den auswärtigen Druckort gewählt. „Ich habe", schrieb er, „in meinem Gedicht allzusehr den Geist des Friedens und der Duldung in Sachen der Religion empfohlen, ich habe dem römischen Hofe zu viel Wahrheiten gesagt, ich habe zu wenig Galle gegen die Reformierten gespritzt, um hoffen zu können, daß man mir erlauben würde, in meinem Vaterlande ein Gedicht zum Lobe des größten Königs drucken zu lassen, den dieses Vaterland jemals gehabt hat." Jetzt, da sogar die Genehmigung zum Verkaufe des Gedichts versagt wurde, machte Voltaire die holländische Ausgabe samt der Subskription rückgängig und leitete einen geheimen Druck in Frankreich selber, nämlich in Rouen, ein, wo die Freunde, der Parlamentsrat Cideville und der Präsident de Bernieres, ihm behilflich sein und zugleich seinem eigenen

Aufenthalt am Druckorte zum Vorwande dienen konnten. So wurde im Winter 1723 auf 24 das Gedicht in Rouen gedruckt, sofort in Paris eingeschwärzt und insgeheim verkauft.

Es hatte den Reiz der verbotenen Ware nicht nötig, um allgemein gelesen zu werden und großes Aufsehen zu erregen. Es füllte eine Lücke in der französischen Literatur, der ein klassisches Epos bis dahin gefehlt hatte. Das goldene Zeitalter Ludwigs XIV. hatte das klassische Drama geschaffen, auch im Fache der Lyrik, besonders nach der didaktischen und satirischen Seite, Muster aufgestellt; aber die epischen Versuche, deren einem wir bald selbst noch begegnen werden, waren so unvollkommen ausgefallen, daß sich zuletzt in Frankreich selbst die Meinung bildete, die Franzosen könnten kein Epos machen. Um so angenehmer war man überrascht, nun doch noch eins zu erhalten, das ganz nach dem Herzen der Nation und der Zeit war. Friedrich der Große, der noch als Kronprinz eine Vorrede dazu schrieb, sprach nur die Meinung der Zeitgenossen aus, wenn er darin Homer wie Virgil übertroffen fand. Und neben dem literarischen hatte das Voltairesche Gedicht überdies noch ein patriotisches Verdienst. Es war aus der vaterländischen Geschichte, und zwar aus deren nächster, lebendiger Vergangenheit genommen und verherrlichte in seinem Helden, dem Friedensstifter nach den langen Religions- und Bürgerkriegen, die religiöse Toleranz, die seine Enkel und Nachfolger, zum unberechenbaren Schaden des gemeinen Wesens, nur gar zu sehr außer Acht gelassen hatten. Der modern-historische Charakter des Stoffes schien das im Epos herkömmliche Wunderbare auszuschließen; urteilte doch Voltaire in der Abhandlung von der epischen Poesie, die er später der Henriade angehängt hat, schon in bezug auf Lucan, es wäre lächerlich gewesen, wenn er seinen Cäsar auf der pharsalischen Ebene durch Iris hätte das Schwert bringen oder Venus auf einer goldenen Wolke zu seinem Beistand herabkommen lassen. Die katholischen Kirchenheiligen aber, die St. Dionysius, Rochus, Genovefa, verwies er in die Legende, und von „den Hörnern und Schwänzen der Teufel" urteilte er, sie seien nicht einmal mehr zum Spaße gut. Allein er hielt es auch für einen Irrtum, zu meinen, daß diese Einmischung höherer Wesen dem Epos wesentlich sei. Darum habe er in dem seinigen

„keine Fiktion angewendet, die nicht ein deutliches Bild der Wahrheit wäre“, d. h. die nicht Allegorie wäre. Dies ist im Grunde selbst sein heiliger Ludwig, der dynastisch-nationale Schutzpatron seines Helden; alle übrigen höheren Mächte, und zwar die eigentlich treibenden, sind es offenbar. An ihrer Spitze steht, gleichsam die Juno und Alecto der Äneis in einer Person, die Zwietracht mit den Schlangen und den Fackeln, verbündet mit der im Vatikan hausenden Politik, der Tochter des Interesses und der Ehrsucht; ihr gehen der Stolz, der Verrat und die Wut voran; sie ruft den Fanatismus aus der Hölle herauf; in der Schlacht stehen ihr der Dämon des Kriegs und der blasse blutige Tod zur Seite. Aber auch der Hof Amors, „des gefährlichen Kindes“, ist ebenso allegorisch zusammengesetzt. Da findet sich am Eingang die schmeichlerische Hoffnung und die weichliche Wollust auf dem Rasen gelagert; im Inneren die düstere Eifersucht mit dem fahlen Teint und schwankenden Tritt, vom Verdacht geleitet u. s. f. — eine klappernde Maschinerie, die uns verscheucht, die aber den Zeitgenossen ebensowenig zuwider war, als französischen oder französisch gebildeten Ohren der klappernde Alexandriner, der uns andere den Wellenschlag des Hexameters, die Musik der Stanze so schmerzlich vermissen läßt.

Doch das sind viel spätere Überlegungen, die den Erfolg der Henriade in ihrer Zeit nicht beeinträchtigen konnten. Dagegen schien in Voltaires dramatischen Erfolgen eine Stockung eintreten zu wollen. Das neue Trauerspiel Mariamne, aus der Geschichte Herodes des Großen, das er zum Teil aus Trümmern der gescheiterten Artemire zusammengefügt hatte, wurde bei der Aufführung im März 1724 beinahe ausgezischt. Indes mit gewohnter Raschheit begriff der gelehrige Dichter, worin er gegen den Geschmack seines Publikums verstoßen hatte, und arbeitete sein Stück so rüstig um, daß es fünf Wochen nach der verunglückten ersten Aufführung wiederholt werden konnte, und nun allgemeinen Beifall fand.

Unterdessen war das Jahr zuvor Ludwig XV. mündig geworden, für den jedoch nach dem bald darauf erfolgten Tod des Herzogs von Orleans der Herzog von Bourbon als erster Minister die Regierung führte. Es war ein Fund für Voltaire, daß er in den Bädern von Forges, wo er sich mit dem ihm

befreundeten Herzog von Richelieu aufhielt, die Maitresse des Premierministers, Madame de Prie, kennen lernte; es mit diesen Damen zu halten, blieb lebenslänglich seine Politik. Unter ihrer Protektion wohnte er im September 1725 der Vermählung des jungen Königs mit Maria Lescinska bei, sah seine Dramen vor dem Hofe mit Beifall aufgeführt, wurde der neuen Königin vorgestellt und von ihr, wie schon früher vom König, mit einer Pension aus ihrer Kassette bedacht. Auch ihren Vater, den Exkönig von Polen, lernte er bei dieser Veranlassung kennen, mit dem er in späteren Jahren in Luneville in noch genauere Beziehung treten sollte. Durch solche Hofgunst glaubte sich Voltaire, mit 31 Jahren in der Fülle seiner Kraft, zugleich auf der Leiter, um den Gipfel seiner Wünsche zu erklimmen; aber es war auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen.

Es galt um diese Zeit in Frankreich, wie etwas später in Deutschland, den Kampf des Talents, des Dichters insbesondere, um seine Stellung in der Gesellschaft. Dabei sind zwei Seiten zu unterscheiden: die der materiellen Existenz und die der moralischen Geltung, und es ist merkwürdig, zu beobachten, wie verschieden der Kampf bei den beiden Nachbarvölkern aufgenommen und geführt worden ist. Wenn wir als die Träger dieses Kampfes, nicht die einzigen, versteht sich, aber die hervorragendsten, in Frankreich Voltaire und Jean Jacques Rousseau finden, so dürfen wir für Deutschland als solche erst Klopstock, dann Goethe und Schiller bezeichnen.

Was die ökonomische Seite betrifft, so war im vorigen Jahrhundert am wenigsten in Deutschland schon die Zeit gekommen, wo der Dichter sich auf den Ertrag seiner Arbeiten als eine hinlänglich breite und sichere Grundlage stellen konnte: Klopstock konnte die Gnadengehalte des Königs von Dänemark und des Markgrafen von Baden, Goethe seine weimarische Ministerbesoldung, Schiller, nach dem Geschenk des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann, die Pension des Herzogs Karl August nicht entbehren. Und auch so bedurften diese Männer all ihrer Einfachheit und Genügsamkeit, um mit dem auch nach Hinzurechnung des Ertrages ihrer Schriften immer noch schmalen Einkommen anständig auszureichen. Auf solche Genügsamkeit nun war Voltaire durchaus nicht einge-

richtet. Er hielt das Genie des gleichen Maßes nicht bloß von Achtung, sondern auch von Genuß wert, wie die Geburt, und suchte etwas darin, sich auch in bezug auf die Mittel des Genusses den Großen und Vornehmen gleichzustellen. Aber diese Mittel sich zu verschaffen, reichte auch ihm als Werkzeug sein Genie nicht aus; seine Schriften allein hätten ihn nie zu dem reichen Manne gemacht, der er werden wollte; dazu bedurfte er neben den kleinen Gnadengehalten noch Finanzspekulationen, und zu diesen konnte er ohne die Protektion mächtiger Gönner nicht gelangen. Das gab bereits seinen Verhältnissen zu diesen Mächtigen einen ganz anderen Charakter, als wir auf deutscher Seite finden. Aber auch die größere Vertraulichkeit mit diesen der Mehrzahl nach keineswegs würdigen Herren zog den französischen Dichter herab, statt ihn zu heben. Voltaire konnte sich einem Kardinal Dubois, einem Herzog von Richelieu oder Sully nicht mit der sittlichen Würde gegenüberstellen, wie Klopstock dem Grafen Bernstorff, wie Goethe und Schiller dem Herzog von Weimar. Weil ihm solche Entwürdigung zuwider war, gedachte Rousseau sich mit der Achtung zu begnügen und sich auf ein Mindestes von Genuß und Genußmitteln zu beschränken; er stellte sich der nach Glanz und Wohlleben jagenden Gesellschaft mit dem Stolze der sprödesten Genügsamkeit entgegen. Dort Aristipp, hier Diogenes; zwischen beiden Äußersten suchten unsere deutschen Dichter durch genügsame Würde auf der einen, anständige Fügsamkeit auf der anderen Seite einen bescheidenen Mittelweg zu finden. Vor 14 Jahren ist in Paris eine Schrift über „die Rolle der Stockschläge in der Literaturgeschichte“ erschienen; auch in der deutschen haben sie ihre Rolle gespielt, doch mehr nur auf der Seite, wo die Literatur an die Publizistik grenzt; in dem heiligen Raum unserer eigentlich klassischen Literatur findet sich zu Szenen, wie wir sie teils schon erzählt haben, teils zu erzählen im Begriffe sind, kein Seitenstück.

Eines Abends im Dezember 1725 traf im Opernhause der Chevalier de Rohan-Chabot, der Sprosse eines hohen Hauses und Feldmarschall ohne im Felde gewesen zu sein, mit Voltaire zusammen. Eine Rede von diesem mochte ihm mißfallen haben, genug, er fragte höhnisch: Herr Voltaire, Herr Arouet, wie heißen Sie? Voltaire antwortete für diesmal noch gemäßigt,

und die Sache kam nicht weiter. Zwei Tage darauf begegnen sich beide wieder in der Komödie, in Gegenwart der Schauspielerin Lecouvreur; und vielleicht um vor dieser seinen Witz leuchten zu lassen, wiederholte der Chevalier seine Frage. Jetzt lautete Voltaires Antwort dahin, daß er zwar keinen großen Namen mit sich schleppe, aber dem Ehre zu machen wisse, den er führe; worauf der Chevalier seinen Stock aufhob, Voltaire an seinen Degen griff, die Schauspielerin aber mit einer wohlangebrachten Ohnmacht der Szene ein Ende machte. Nach einigen Tagen saß der Dichter, wie öfter, als Gast des Herzogs von Sully beim Diner. Erscheint ein Bedienter, Herr von Voltaire möchte hinauskommen, es erwarte ihn jemand am Tore des Hotels. Unten findet er einen Fiaker mit zwei Männern, die ihn ersuchen, auf den Kutschenschlag zu treten, dann ihn am Kleide packen und einen Hagel von Stockschlägen auf seine Schultern niederfallen lassen; während der Chevalier, in einem zweiten Wagen, wie er selbst sich nachher rühmte, „die Arbeiter kommandierte“, ihnen übrigens doch empfahl, den Kopf nicht zu treffen. Der Geschlagene rannte in das Hotel zurück und forderte den Herzog auf, mit ihm zum Kommissar zu gehen und die Sache protokollarisch aufnehmen zu lassen; aber der Herzog verweigerte es. Offenbar traf ihn die Beschimpfung mit, da ein Gast von seiner Tafel weggeholt und vor seiner Pforte mißhandelt worden war, und ein Gast, mit dem er seit zehn Jahren auf dem Fuße der Freundschaft verkehrt, und der ihm seine Gastfreundschaft durch die dichterische Verherrlichung seines Ahnherrn glänzend vergolten hatte. Aber die Rohans waren ein mächtiges, weitverzweigtes Adelsgeschlecht, und der Dichter doch nur ein Bürgerlicher. Daß ein solcher, wenn er zu vorlaut werde, eine derartige Züchtigung hinzunehmen habe, zeigte sich noch als allgemeine Vorstellung. Der Prinz von Conti von dem uns noch lobpreisende Verse auf Voltaires erste Tragödie erhalten sind, urteilte, die Schläge seien schlecht gegeben, aber wohl empfangen; der Bischof von Blois, ein Angehöriger der Voltaire so befreundeten Familie Caumartin, ließ die Äußerung hören: wir wären übel daran, wenn die Poeten keine Schultern hätten. Ein Tagbuchschreiber der Zeit berichtet: „Der arme Geschlagene zeigt sich so oft als möglich bei Hof und in der

Stadt, aber niemand bedauert ihn, und die er für seine Freunde hielt, haben ihm den Rücken gewendet.“ Insbesondere rief er vergebens Madame de Prie und durch sie den Herzog von Bourbon an: wenn er sich nicht selbst half, war ihm nicht zu helfen.

Niemand wird erwarten, daß Voltaire ein Held gewesen sei. Selbst seine Freunde trauten ihm wohl moralischen, aber wenig physischen Mut zu. Doch reizbar war er im höchsten Grade, und so dürfen wir nicht zweifeln, daß es ihm mit den Schritten, seine Ehre durch ein Duell herzustellen, zunächst völliger Ernst gewesen ist. Er übte sich im Fechten. Er ging mit Gardisten und Raufbolden um. Die Familie Rohan wurde besorgt, die Polizei aufmerksam; man hielt ihn für fähig, einen tollen Streich zu machen. Das Beste war, man nahm ihn fest. Das geschah denn auch auf Andringen der hohen Familie in der Nacht des 17. April 1726. Die Bastille kannte Voltaire schon, und wurde da auch jetzt mit aller möglichen Rücksicht behandelt. Er speiste an der Tafel des Gouverneurs und durfte Besuche empfangen. Man wollte ihn auch nicht lange dabehalten; freilich auch im Lande nicht. Er sollte bis auf weiteres einen Ausflug über den Kanal machen, wozu er selbst sich erboten hatte. Aus dem Lande der geheimen Verhaftsbefehle und der Willkür verlangte es ihn, in das Land des Gesetzes und der Freiheit zu kommen. Am 2. Mai lief das Dekret seiner Freilassung ein; aber man wollte Gewißheit haben, daß er den französischen Boden räumte. Er durfte von seinen Freunden in Paris Abschied nehmen, aber der Kerkermeister begleitete ihn bis zu seiner Einschiffung in Calais.

Was Voltaire hernach an Thieriot von einer Reise schrieb, die er, kaum in England angekommen, im tiefsten Geheimnis wieder nach Paris gemacht, halte ich für eine Mystifikation. Wenn er dabei geraten fand, sich so versteckt zu halten, daß selbst seine vertrautesten Freunde von seiner Anwesenheit nichts erfuhren, konnte er unmöglich hoffen, was doch die Absicht gewesen sein soll, seinen Feind zu treffen; die Reise wäre eine bloße Komödie gewesen. Diese spielte er aber leichter durch Thieriot: der sollte in Paris aussprengen, Voltaire sei dagewesen, d. h. er habe zur Rettung seiner Ehre alles Mögliche und selbst das Unmögliche getan.

II.

Um die Mitte des Mai 1726 landete Voltaire in England, und obwohl er bereits im zweiunddreißigsten Lebensjahre stand, so sind es doch die nahezu drei Jahre seines englischen Aufenthalts, die den Jüngling erst vollends zum Manne reiften. In gewissem Sinne freilich hat Voltaire diese Reife nie erreicht; selbst noch im Greisenalter überrascht er uns nicht bloß durch leidenschaftliche Ausbrüche, sondern auch durch possenhafte Sprünge, die wir kaum der Jugend verzeihen können; stillen Ernst, ruhige Würde hat er nie gekannt. Für jetzt aber trat ihm doch in England eine neue Welt entgegen, von so gediegenen Stoffen in so großartigen Verhältnissen aufgeführt, daß er sich ihr gegenüber zusammennehmen, daß er alle seine Geisteskraft aufbieten mußte, um das Gegebene erst aufzufassen und dann zu verarbeiten.

In Staat und Kirche, Gesellschaft und Wissenschaft fand er alles anders, vieles besser als daheim. Beschämend und doch wieder erhebend war für ihn, im frischen Gefühle der schnöden Mißhandlung, die ihn aus der Heimat getrieben hatte, das hohe Ansehen, dessen er in England bedeutende Schriftsteller genießen sah. Der wenige Jahre vorher verstorbene Addison hatte sich vom Herausgeber einer Zeitschrift zum Minister emporgeschwungen; der Satiriker Swift, der englische Rabelais, wie ihn Voltaire nannte, war, außer seiner kirchlichen Stellung, auch als politischer Parteimann hoch angesehen; und Pope, der korrekteste der Dichter und bestbelohnte der Homer-Übersetzer, lebte in seinem Landhause Twickenham mit seinen hochadeligen Gutsnachbarn auf gleichem Fuße. Schon ein Menschenalter früher war Locke, der Philosoph, der, mit Bekämpfung der Lehre von angeborenen Ideen, alle menschliche Erkenntnis auf äußere und innere Erfahrung zurückgeführt hatte, neben allerhand hohen Staatsämtern, die er bekleidete, auch Urheber einer Ver-

fassung für die Provinz Carolina in Amerika geworden. Eben während Voltaires Aufenthalt in England aber starb Isaak Newton, und die dankbare Nation bereitete dem Entdecker des Weltgesetzes der Gravitation ein Grab in der Westminsterabtei. Seine und Lockes Schriften bildeten denn auch einen Hauptgegenstand von Voltaires Studium während dieser Zeit, und er ist von da an der eifrigste Verkündiger der Newtonschen Naturlehre wie der Lockeschen Erkenntnislehre geblieben.

Im Fache der Theologie war, als Voltaire nach England kam, der durch Collins angeregte Streit über die Weissagungen des Alten Testamentes noch in vollem Gange, und eben während jener Jahre erschienen nacheinander des wunderlichen Woolston sechs Flugschriften über die Wunder des Erlösers, von denen, wie Voltaire erzählt, in kürzester Zeit drei Auflagen in England verkauft und ganze Ballen nach Amerika versandt wurden. Hatte Collins die Beweiskraft der alttestamentlichen Weissagungen für die Wahrheit des Christentums geleugnet, so suchte Woolston zu beweisen, daß sämtliche Wundergeschichten des Neuen Testaments, die Erzählungen von der Auferstehung Jesu mit eingerechnet, weil sie, als wirkliche Geschichten gefaßt, nur Widersprüche, Unmöglichkeiten und Ungereimtheiten enthielten, notwendig allegorisch erklärt werden müßten; d. h. diese Geschichten seien nie wirklich so vorgefallen, sondern von den Evangelisten nur erzählt, um geistliche Wahrheiten damit vorzubilden. Auf dem Felde des religiösen Lebens waren die verschiedenen Sekten, die in England ruhig nebeneinander bestanden, der tatsächliche Beweis für die Verkehrtheit der französischen Regierungsmaxime, neben der Staatsreligion keine andere dulden zu wollen.

Wie fleißig Voltaire die Schriften der englischen Dichter, die philosophischen Lehrgedichte Popes, die satirisch-phantastischen Erzählungen Swifts, auch die englischen Dramen jener Zeit damals studierte, erhellt daraus, daß er sie später verschiedentlich nachgeahmt hat. Aber auch den in Frankreich noch beinahe unbekannten Shakespeare machte er zum Gegenstande seines Studiums. Indes, wie er einerseits zu viel offenen Sinn für Poesie besaß, um sich dem Großen und Gewaltigen in dem englischen Dramatiker ganz zu verschließen, so war er andererseits zu fest in die

nationalen Schranken des französischen Dramas gebannt, um sich nicht zuletzt doch von ihm als einem fremdartigen Wesen abgestoßen zu fühlen.

Wie immer übrigens, so war auch jetzt Voltaires Tätigkeit nicht auf Bücher beschränkt. Er suchte die Nation kennen zu lernen, und das konnte er nur in der Gesellschaft. Dabei kam es ihm zu statten, daß Lord Bolingbroke, der einst in Frankreich, wie jetzt Voltaire in England, als Verbannter gelebt hatte, seit drei Jahren wieder in seiner Heimat war und den Bekannten von la Source sowohl in seinem Hotel in London als auf seinem Landsitze in Dawley freundlich aufnahm. Voltaire machte gleicherweise mit Whigs und Tories, mit Dichtern und Philosophen, Parlamentsrednern und Quäckern Bekanntschaft. Dabei hielt er sich wie daheim abwechselnd in der Hauptstadt und auf dem Lande auf. Sein Lieblingssitz war Wandsworth, das Gut eines reichen und gebildeten Kaufmanns, Falkener mit Namen, dessen Bekanntschaft er gemacht hatte, und dem er später seine Zaire widmete. Hier hielt er sich insbesondere bald nach seiner Ankunft in England so lange auf, bis er des Englischen vollkommen mächtig war, das er fortan mit Leichtigkeit sowohl sprach als schrieb. Es ist eine echt Voltairesche Szene, wie ihn einmal auf der Straße das Volk als Franzosen erkennt und zu verhöhnen anfängt, wie er sich da auf einen Eckstein schwingt und die Leute im besten Englisch mit den Worten besänftigt, die ihm in gewissem Sinne sogar Ernst waren: „Brave Engländer, bin ich nicht schon unglücklich genug, daß ich nicht unter euch geboren bin?“

Neben seinen englischen Studien vergaß jedoch Voltaire seine eigenen Arbeiten nicht. Wie ihm eben die Beobachtungen, die er in dem fremden Lande machte, zu einer solchen den Stoff gaben, werden wir später finden. Sein episches Gedicht über Heinrich IV. hatte er noch in Frankreich mit einem zehnten Gesange vermehrt; jetzt gedachte er, sein Vaterland, wo dieses vaterländische Gedicht nur insgeheim hatte gedruckt und verkauft werden können, dadurch zu beschämen, daß er es in der Fremde öffentlich und mit Glanz erscheinen ließ. Er eröffnete für die Henriade, wie er das Gedicht nun betitelte, eine Subskription, bei der die königliche Familie von England sich an die Spitze

stellte, die sämtliche Aristokratie sich beteiligte, und die fremde Königin nahm die Zueignung an, die daheim, bei dem Abkömmling Heinrichs IV., nicht anzubringen gewesen war. Doch auch in dem Gedichte selbst hatte der Dichter, außer der schon erwähnten Vermehrung und vielen einzelnen Verbesserungen, eine eingreifende Änderung vorgenommen. Neben Äneas Heinrich stand in dem ursprünglichen Gedichte, wie es in Frankreich gedruckt war, als treuer Achates, der Geschichte und mehr noch der Volkssage gemäß, Sully; aber dessen Abkömmling schien durch sein pflichtvergessenes Benehmen gegen den Dichter auch für seinen Ahnherrn jeden Anspruch auf eine solche Verherrlichung verwirkt zu haben. Also wurde dieser aus seiner Stelle geworfen und statt seiner als Vertrauter des Helden — geschickt, denn er war es gleichfalls — Duplessis-Mornay eingesetzt. Ob die geschichtlichen und ästhetischen Gründe, die Voltaire dafür geltend macht, ausreichen, eine Änderung zu rechtfertigen, die ihre Veranlassung doch nur in einer persönlichen Mißhelligkeit hatte, mag dahingestellt bleiben; in dem Kampfe des Dichters um seine gesellige Stellung war es jedenfalls ein gewaltiger Schlag, den das Genie dem hochmütigen Geburtsadel versetzte.

Doch während Voltaire die Abtrünnigkeit eines hochstehenden Bekannten so schonungslos bestrafte, übte er gegen die Untreue eines von ihm abhängigen Freundes eine Milde, die wir nicht unbemerkt lassen dürfen. Die neue englische Ausgabe der Henriade hatte auch in Frankreich Subskribenten, d. h. Pränumeranten, gefunden, und mit dem Einzuge dieser Gelder war Thieriot beauftragt. Dieser Freund von der Schreibstube her war ein Mann von allerlei Talenten, angenehm und bequem im Umgang, aber auch bequem für sich selbst. Wiederholt suchte ihm Voltaire Anstellungen zu verschaffen; aber er selbst wußte immer wieder die Versorgung zu hintertreiben, die ihn zur Tätigkeit genötigt haben würde, und die liebte er nicht. Sein Element war das literarische Parasitenleben, wie es im damaligen Paris im Schwange war, und wie es uns Diderot in seinem Neffen Rameaus in so unnachahmlicher Weise geschildert hat. Thieriot war ein höherer Rameaus Neffe, etwas anständiger, aber auch lange nicht so genialisch wie dieser.

Für Voltaire war er allerdings in mehr als einem Betrachte sehr bequem. Er war sein Kommissionär, seine Lobtrompete, sein Sprachrohr, kurz, was man haben wollte. Galt es, ein Witzwort, ein neues Gedicht von Voltaire unter die Leute zu bringen: Thieriot hatte ein fabelhaftes Gedächtnis und sagte es in allen Gesellschaften her. Sollte ein Gerücht in Umlauf gesetzt werden, wahr oder falsch, gleichviel: Thieriot kolportierte es in der ganzen Stadt. Dafür war denn auch die Börse des Freundes für ihn jederzeit offen. Nur zu seinem Kassier hätte dieser ihn nicht machen sollen. Denn Thieriot ging in die Messe, wenigstens an Pfingsten. Und so wurden ihm in der Tat während der Pfingstmesse die 80 oder 100 Louisdor Pränumerationsgelder für die Henriade aus dem Schranke heraus gestohlen. Voltaire wußte gar wohl, woran er war; aber er begnügte sich, dem Sünder auf seine Anzeige zu erwidern: „Dieser Zufall, mein Freund, kann Ihnen den Besuch der Messe verleiden; aber mich darf er nicht verhindern, Sie immer zu lieben und Ihnen für Ihre Bemühungen zu danken.“

Neben der Vollendung seines epischen Gedichtes und den Aufzeichnungen über England selbst fallen in Voltaires englischen Aufenthalt auch noch die Anfänge eines Geschichtswerkes und eines Dramas. Das letztere: Brutus, der ältere dieses Namens, war ihm unter den Eindrücken eines freien Staatslebens auf der einen und dem Studium von Shakespeares Julius Cäsar und Addisons Cato auf der anderen Seite entstanden; das historische Werk ist die Geschichte Karls XII. von Schweden. Es ist bezeichnend für das Poetische in Voltaires Natur, daß es immer wieder lebensvolle mündliche Erzählungen von merkwürdigen Personen waren, die ihn anregten, sie zu Gegenständen poetischer oder historischer Darstellungen zu machen; so früher die Anekdoten des Herrn von Caumartin in St. Ange von Heinrich IV. und Ludwig XIV., so jetzt das, was ein gewisser Fabrice, den er in England kennen lernte, und der mehrere Jahre in der Nähe Karls XII. während seines Aufenthalts in der Türkei gewesen war, ihm von dem merkwürdigen Schwedenkönig erzählte. Der Mann und seine Abenteuer waren ganz geeignet, zur Darstellung zu reizen, und so wurde seine Geschichte, während die Arbeit über Ludwig XIV.

und sein Zeitalter von längerem Atem war, der Erstling der historischen Schriften Voltaires.

Doch kam sie in England nicht mehr zum Abschluß, von wo sich nach beinahe dreijähriger Abwesenheit Voltaire doch endlich wieder in die Heimat zurücksehnte. Im März 1729 erhielt er die Erlaubnis zur Rückkehr, doch mit der Weisung, sich vorerst in St. Germain aufzuhalten; wovon jedoch nach einigen Wochen abgesehen wurde. Während seiner Landesabwesenheit war seine Schwester, Madame Mignot, gestorben, zu seinem lebhaften Schmerze; denn je ferner ihm der fanatische Bruder stand, desto mehr hatte er der einzigen Schwester seine Neigung zugewendet, die er, wie wir finden werden, auch auf ihre hinterlassenen Kinder übertrug. Der Erbschaftsprozeß mit dem Bruder scheint um diese Zeit zu Ende gewesen zu sein, und da Voltaire aus England den Ertrag der Subskription auf die Henriade mitbrachte, so suchte er nun eine Gelegenheit, diese Gelder gewinnbringend anzulegen. Erst war es eine Lotterie, die der Generalkontrolleur der Finanzen eröffnete; in der Folge Armeelieferungen, Kornaufkäufe und Seehandel, wobei er sich beteiligte, und in der Regel mit Glück. Über seine Denkart in diesen Dingen hat er sich später in einer autobiographischen Aufzeichnung offen ausgesprochen. „Man fragt mich," sagt er hier, „durch welche Kunst ich dahin gelangt sei, wie ein Generalpächter zu leben; es mag gut sein, es zu sagen, damit mein Beispiel anderen diene. Ich habe so viele Männer der Literatur arm und verachtet gesehen, daß ich seit langem beschlossen hatte, ihre Zahl nicht zu vermehren. Man muß in Frankreich Amboß oder Hammer sein; ich war als Amboß geboren. Ein schmales Erbteil wird täglich schmäler, weil alles mit der Zeit teurer wird, und weil oft auch die Regierung Renten und Gelder antastet. Man muß aufmerksam sein auf alle Operationen, die ein stets verschuldetes und schwankendes Ministerium in den Staatsfinanzen macht. Es ist immer eine, aus der ein Privatmann Vorteil ziehen kann, ohne jemandem dafür verbindlich zu werden; und nichts ist so angenehm, als seinen Wohlstand selbst zu gründen. Der erste Schritt kostet einige Mühe, die weiteren sind leicht. Man muß in der Jugend haushälterisch sein, so findet sich im Alter ein Fonds, über den man sich selbst ver-

wundert. Das ist die Zeit, wo man des Vermögens am meisten bedarf, wo ich mich desselben erfreue; und nachdem ich bei Königen gelebt, habe ich mich selbst daheim zum Könige gemacht, trotz ungeheurer Verluste.“ So Voltaire in viel späterer Zeit.

Mittlerweile indes war er auch beschäftigt, die aus England mitgebrachten Arbeiten zu vollenden und ans Licht zu bringen. Die Tragödie Brutus wollte nicht ziehen; mit der Geschichte Karls XII. verursachte ihm die Schwäche der französischen Regierung unnötigen Verdruß. Die bereits erteilte Druckerlaubnis wurde zurückgezogen, weil in dem Buche der Gegner des Schwedenkönigs, August, der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, dem man Rücksichten schuldig zu sein glaubte, in Schatten gestellt war. Voltaire mußte die Geschichte Karls XII., wie einst die Henriade, heimlich drucken und in Paris einschwärzen lassen. Auch diesmal übrigens schadete das Verbot der Verbreitung und dem Erfolge des Werkes nicht. Es fesselte zunächst durch seine Form. Die Einwendungen gegen manche Stücke seines Inhalts kamen nach. Die gelehrte Geschichtschreibung schüttelte den Kopf. Unser Schlosser urteilt, Voltaires Geschichte Karls XII. sei nicht viel besser als ein Roman. Und trotz dem Zeugnis, daß sich der Verfasser später von dem Exkönig Stanislas, dem Schützling seines Helden, ausstellen ließ, daß in dem Buche alles wahr und in Ordnung sei, wird jenem Urteile schwerlich viel abzudingen sein. Schiller bekannte sich von dem Charles XII. entzückt, der das Interesse einer Robinsonade mit dem philosophischen Geiste und der kräftigen Schreibart des Siècle de Louis XIV. verbinde. Freilich, wenn er in Voltaires Karl eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Alexander des Curtius findet, so ist das eben auch kein streng historischer Alexander. Am Ende sagt Schiller damit nicht mehr als der französische Kritiker (Villemain), der das Werk ein Meisterstück der Erzählungskunst nennt. Das aber war es gerade, was man damals brauchte. Gelehrte, gründliche Geschichtswerke, ehrwürdige Folianten und Quartanten hatte man genug; nur schade, daß sie nicht zu lesen waren. Und nicht allein der Geschmack, auch das Denken kam bei dieser pedantischen Geschichtschreibung zu kurz: das Urteil über Menschen und Dinge wurde

unter dem Ballast des Stoffes, unter Genealogien und Deduktionen erstickt. In dem Büchlein von Voltaire war nun umgekehrt alles Darstellung, alles Urteil; wogegen allerdings die Forschung in Absicht auf Gründlichkeit — die Ereignisse waren auch noch allzu neu — manches zu wünschen übrig ließ. Immerhin; einstweilen mochte man von ihm erzählen lernen; mit der Zeit kamen schon andere nach, die mit der lebendigen Darstellung die gründliche Forschung vereinigten.

Um Voltaires Verdienst vollständig zu würdigen, darf man nicht außer Acht lassen, wie ihm, einige Theatererfolge abgerechnet, in seinem Vaterlande jeder Schritt schwer gemacht worden ist. Und keineswegs nur solche Schritte, die auch wir als Ausschreitungen betrachten; sondern auch das Gute und Löbliche gedieh ihm, infolge des Blöd- und Knechtssinns, womit er es zu tun hatte, zum Verdruß. Eben ein Jahr nach seiner Rückkehr aus England war seine Freundin Adrienne Lecouvreur, nachdem sie noch wenige Tage zuvor als Jokaste in seinem Oedipe aufgetreten war, plötzlich gestorben, und er hatte das Empörende erleben müssen, daß der im Leben allgefeierten Schauspielerin das Begräbnis an geweihter Stätte versagt und sie ohne Sang und Klang auf freiem Felde verscharrt wurde. Diese scheinheilige Barbarei züchtigte Voltaire, wie sie es verdiente, in einem beredten Gedichte, das, als es bekannt wurde, viel böses Blut machte. Ernstlicher wurde die Sache, als er im Jahre 1732 das, wie wir uns erinnern, schon viel früher verfaßte Gedicht an Julie, d. h. an Frau von Rupelmonde, unter dem Titel: Epistel an Uranie, drucken ließ. Es enthielt sein religiöses Glaubensbekenntnis, und wir kommen darauf zurück; die Wirkung, besonders auf die geistlichen Kreise, war so, daß auf Anstehen des Erzbischofs von Paris der Dichter gerichtlich vernommen wurde. Er machte es wie früher und später so oft, er verleugnete das Gedicht und behauptete, es rühre von dem verstorbenen Abbé Chaulieu, dem Anakreon der Tempelgesellschaft, her, den er es habe vorlesen hören. Man glaubte ihm nicht, doch ließ man sich die Ausrede gefallen. Um nun aber auch noch diejenigen zu ärgern, die sich an den zwei genannten Gedichten nicht gestoßen hatten, ließ Voltaire wenige Monate nach der Epistel an Uranie seinen Geschmackstempel erscheinen,

ein Schriftstück aus Prosa und Versen gemischt, wie unser Wieland auch uns noch dergleichen Dichtungen gegeben hat. Am Faden einer Wanderung nach dem Tempel des Geschmacks, die der Dichter unternimmt, werden hier geschmacklose Mäcenaten und pedantische Philologen, literarische Pfuscher und Libellenschreiber gezüchtigt, Dichter und Musiker, Maler und Baumeister der nächstvergangenen Zeit besprochen, und selbst an den gefeiertsten Autoren freimütig manches ausgesetzt. Die Beschreibung der einfachen Schönheit des Tempels ist wirklich schön, und der Einfall, daß im Innersten dieses Heiligtums die besten Schriftsteller selbst ihre Werke hauptsächlich auch durch Streichen verbessern, in der Tat sinnreich. Aber es ging ein Schrei der Entrüstung durch alle Kreise der gebildeten Gesellschaft, weil alle Welt sich getroffen fühlte; das kleine Werk, worin zwar, nach des Verfassers Art, persönliche Seitenhiebe nicht fehlen, das sich aber im ganzen einer löblichen Unparteilichkeit befleißigt, hieß ein abscheuliches Libell; auf dem Marionettentheater erschien der Geschmackstempel als ein unsauberes Gefäß; während die Italiener in einer Parodie des Gedichts Voltaire selbst als eingebildeten Narren auf die Bühne brachten. So gingen diese Dinge, wenn auch nicht ohne Unlust und Ärger für den nur allzu reizbaren Dichter, doch ohne Schaden für ihn vorüber; allein er hatte bereits das Werk im Pulte, das, verdienstlicher als alle die zuletzt genannten, ihm um so ernstlichere Gefahr bringen, ihn zur Flucht über die Grenze nötigen sollte.

Doch ehe dieser Sturm zum Ausbruche kam, erlebte Voltaire noch auf den Brettern einen Triumph, der uns als Anlaß dienen soll, was überhaupt über ihn als Dramatiker zu sagen ist, hier übersichtlich zusammenzufassen. Seit seinem Erstling, dem Oedipe, hatte eigentlich keines seiner Stücke mehr durchgeschlagen. Bekanntlich war das damalige Frankreich ungemein galant, und in diesem Punkte namentlich tat Voltaire seinen Landsleuten nicht genug. Besonders auch an seinem letzten Stücke, dem Brutus, hatten sie die Schwäche der Liebesintrigue getadelt. Nun fand sich der Dichter einmal aufgelegt, ihnen hierin den Willen zu tun, und dichtete in drei Wochen, wie er behauptete, die Zaire, die sich ganz um Liebe und Eifersucht drehte. So war denn auch, als sie im August 1732 zur Aufführung kam, nach einigem

anfänglichen Widerspruch und nach mancherlei Verbesserungen von seiten des bereitwilligen Dichters, der Erfolg entschieden und dauernd. Mit der Zaire, können wir sagen, erstieg Voltaire die Höhe seines dramatischen Dichterruhmes. Nahe an dreißig Jahre hat er sich auf dieser Höhe gehalten; eines seiner besten Trauerspiele, das an Feuer und hinreißender Wirkung der Zaire wenig nachgibt, Tancred, ist 28 Jahre nach derselben, in Voltaires fünfundsechzigstem Jahre gedichtet; aber noch im dreiundachtzigsten brachte er eine neue Tragödie zur Aufführung, die freilich nur noch einen Achtungserfolg haben konnte, und ist unter Entwürfen eines weiteren Stückes gestorben. Die dramatische Dichtkunst war Voltaires Lieblingsfach; unter den vielerlei Kränzen, die er sich zu erobern wußte, machte ihm keiner so viel Freude, als der Lorbeer, den ein Theatererfolg ihm brachte. Auch waren diese Erfolge die Schwingen, die ihn zuerst emportrugen und ihm die Stellung gaben, worin er den weitesten Kreisen bemerkbar werden, auf die weitesten Kreise wirken konnte. Aber der Schwerpunkt dieser Wirksamkeit lag auf einem ganz anderen Felde; oder wenn auch seine Dramen dabei in Betracht kommen, so ist es doch nicht durch das, was sie als dramatische Kunstwerke auszeichnet, sondern durch die Gesinnungen und Grundsätze, die darin gelegentlich vorgetragen werden.

In der Gruppe der großen Tragiker seiner Nation ist Voltaire bekanntlich der dritte, gleichsam der Euripides des französischen Dreigestirns, und diesem in der Tat nicht nur darin ähnlich, daß er seine Dramen mehr als seine Vorgänger zu Gefäßen seiner philosophisch-religiös-politischen Denkart macht, sondern auch darin, daß er diese Vorgänger, von denen er Racine in mancher Beziehung für unübertrefflich hielt, in anderen Punkten zu überbieten sucht. Auch Corneille und Racine hatten die Alten zu Vorbildern gehabt; aber Voltaire brachte zum Studium der Alten teils ein anderes Naturell mit, teils kam zu dieser Einwirkung bei ihm die der Engländer, insbesondere Shakespeares, hinzu. Von den Griechen hatte er sich vor allem das gemerkt, daß in ihrer Tragödie das Motiv der Liebe bei weitem nicht die herrschende Rolle spielte, wie in der französischen. Er erklärte sich dies zum Teil zwar aus vorübergehenden Zeitumständen: daß die Frauen bei den Griechen zurückgezogener lebten, die

weiblichen Rollen auf ihrem Theater durch Männer vorgestellt wurden. Aber unter allen Umständen erschien es ihm unpassend, wenn z. B. Corneille in seinem Oedipe eine Liebesneigung des Theseus zu Dirce, einer Tochter der Jokaste aus erster Ehe, zur Hauptsache gemacht hatte; wenn vollends in der Elektra von Crebillon diese Racheheldin in einen Sohn, Orest in eine Tochter Aegisth's verliebt vorgestellt war. Für das Ungehörige solcher Liebesepisoden hatte Voltaire ein gesundes und starkes Gefühl, das nur von Anfang sich entweder noch nicht recht klar, oder nicht kühn genug war, um gegen den herrschenden Geschmack sich durchzusetzen. Die Hauptpersonen einer Tragödie, äußert er in der um 1719 geschriebenen Einleitung zu seinem Oedipe, müssen notwendig „Passionen" haben; welche insipide Rolle würde Jokaste spielen, wenn sie nicht wenigstens die Erinnerung an eine wirkliche Liebesneigung hätte! So wird denn eine frühere Neigung derselben zu Philoktet fingiert und dieser in die drei ersten Akte des Stückes in einer nicht minder lächerlichen Art, als von Corneille der verliebte Theseus, hereingezogen. Später hat Voltaire dies selbst eingesehen, und in der Vorrede zu seinem Orest, vom Jahre 1750, als sein Streben ausgesprochen, so viel in seinen Kräften stehe, das französische Theater aus der Weichlichkeit und Ziererei emporzuheben, worein es durch die ungebührliche Herrschaft der Galanterie auch in der Tragödie versunken sei. Die Liebe, sagt er in der Zueignung seiner Merope, muß entweder die Seele eines Stücks oder ganz daraus verbannt sein. Sie muß der notwendige Knoten des Stücks, nicht bloß ein Lückenbüßer, und sie muß eine wirkliche tragische Leidenschaft, d. h. eine solche sein, die entweder zum Unglück oder Verbrechen führt, oder durch Tugend überwunden wird. Demgemäß hat Voltaire aus mehreren seiner späteren Tragödien, wie Orest, Merope, in gewissem Sinne auch aus dem geretteten Rom, die Liebe gänzlich, aus Cäsars Tod sogar jede weibliche Rolle ausgeschlossen.

In diesen Anschauungen wurde Voltaire, außer seiner richtigeren Auffassung der antiken Tragödie, auch durch Shakespeares Vorgang bestärkt, der, wie überhaupt die Bekanntschaft mit dem englischen Theater während seines Aufenthalts in London, von so nachhaltiger Wirkung auf ihn gewesen ist. „Mit welchem

Vergnügen", sagt er in der Zuschrift seines Brutus an Lord Bolingbroke, „habe ich in London Ihre Tragödie Julius Cäsar gesehen, die seit 150 Jahren das Entzücken Ihrer Nation ist! Es fällt mir wahrhaftig nicht ein, die barbarischen Unregelmäßigkeiten gutzuheißen, deren sie voll ist; erstaunen muß man nur, daß ihrer nicht mehrere sind in einem Werke, das in einem Jahrhundert der Unwissenheit von einem Manne verfaßt ist, der nicht einmal Latein verstand und keinen Lehrer hatte als sein Genie. Aber mitten unter so vielen groben Fehlern, wie war ich hingerissen von dem Anblick des Brutus, der, den von Cäsars Blut gefärbten Dolch in der Hand, das römische Volk versammelt und von der Rednerbühne herab anredet: Römer, Mitbürger, Freunde u. s. f. Nach dieser Szene kommt Antonius und bringt durch eine kunstvolle Rede diese stolzen Geister wieder zur Besinnung; dann, als er sie besänftigt sieht, zeigt er ihnen den Leichnam Cäsars, und mit den leidenschaftlichsten Redebildern stachelt er sie zur Empörung und zur Rache auf. Schwerlich würden die Franzosen sich gefallen lassen, daß man auf ihrem Theater einen Chor von römischen Handwerkern auftreten ließe, daß der blutige Leichnam Cäsars vor dem Volk ausgestellt und dieses von der Rednerbühne herab zum Aufruhr ermahnt würde — das ist die Gewohnheit, die Königin der Welt."

Nach solchen Eindrücken in die Heimat zurückgekehrt, mußte Voltaire zunächst die Schranken schmerzlich fühlen, denen er den dramatischen Dichter jenseits des Kanals enthoben, diesseits unterworfen sah. Als scharfsichtiger Kopf jedoch meinte er bald unter diesen Beschränkungen diejenigen, die in der Natur der Sache, von denjenigen, die in bloßer Gewohnheit und Einbildung lagen, zu unterscheiden. Zu den letzteren rechnete er vor allem die übergroße Delikatesse des französischen Publikums, welche den Dichter nötigte, manches hinter der Szene vorgehen und auf dieser nur erzählen zu lassen, was, zum Zwecke der vollen Wirkung, notwendig vor den Augen des Zuschauers vorgehen mußte. Und darin fand er den französischen Geschmack noch überdies höchst inkonsequent. Die Szene soll nicht mit Blut befleckt werden; folglich darf der Held auf der Szene keinen anderen töten; wohl aber herkömmlich sich selbst; als ob das nicht auch die Szene mit Blut beflecken hieße. Zu dieser falschen

Delikatesse gehörte es auch, daß im französischen Trauerspiel keine Personen und Namen aus der neueren Geschichte vorkommen durften. Ein Sujet aus der Geschichte von Venedig hatte ein französischer Dichter der Zeit, um nicht gegen den Gebrauch zu verstoßen, in eine alt-römische Verschwörungsgeschichte verwandeln müssen. Dagegen hat Voltaire, wie er in der Einleitung zur Zaire sagt, bei den Engländern die Kühnheit gelernt, die Namen der eigenen Könige und der alten Familien des Königreichs auf das Theater zu bringen, und war der Meinung, auf diesem Wege ließe sich in Frankreich eine ganz neue Art von Tragödie schaffen, die man da sehr gut brauchen könnte. So hat er denn, eben in der Zaire, in der Adelaide du Guesclin, im Tancred, französische Namen und Geschichten, obwohl nur sehr entlegene und ziemlich schüchtern, zu berühren gewagt; sich in den vollen Strom der vaterländischen Geschichte zu werfen, wie Shakespeare in den der englischen, dazu war in Frankreich die Zeit noch nicht gekommen.

Auch nach anderer Seite suchte Voltaire das Stoffgebiet des franzsischen Trauerspiels zu erweitern. Die Bretter, äußert er in der Einleitung zu einem seiner späteren Trauerspiele, den Guebern, haben nun lange genug wiedergehallt von den Abenteuern, die sich nur unter fürstlichen Personen ereignen können und für die übrigen Menschen von wenig Nutzen seien: er glaube mehr zu wirken, wenn er Personen aufführe, die der Natur näher stehen, und habe daher in diesem Stücke (das freilich auch unaufgeführt blieb) einen Gärtner, ein Landmädchen, zwei Subalternoffiziere und gar einen gemeinen Soldaten riskiert. Dazu kam die geographische Erweiterung des Schauplatzes, indem er seine Dramen in allen Ländern und Weltteilen, von China bis Peru, von England bis zur Berberei, spielen ließ. Aber auch in betreff des bretternen Schauplatzes für die Aufführung, fand Voltaire das französische Drama ungebührlich beengt. Das Pariser Schauspielhaus war ein altes Ballhaus mit einer engen, schlecht dekorierten Bühne an dem einen Ende, und diese Bühne wurde durch die hergebrachte Unsitte, daß eine Anzahl bevorzugter Zuschauer auf der Bühne teils auf Bänken saß, teils auch stand und die Spielenden bedrängte, noch enger gemacht. Dadurch wurde jede Täuschung aufgehoben, jede be-

wegtere Handlung so viel wie unmöglich. „Wie könnte man wagen", fragt Voltaire, „den Schatten des Pompejus oder den Geist des Brutus erscheinen zu lassen inmitten so vieler jungen Leute, die von den ernsthaftesten Dingen nur Anlaß nehmen, ein bon-mot zu sagen?" Da dieser Mißbrauch ganz besonders auch der Wirkung der Geistererscheinung in seiner Semiramis, die im Jahre 1748 zuerst aufgeführt wurde, im Wege stand, so wußte er es durch sein Andringen und seinen Einfluß dahin zu bringen, daß die Zuschauer allmählich von der Bühne entfernt, und dadurch für freiere Bewegung, nach Umständen auch für die Entfaltung von Pomp und Pracht auf der Bühne, Raum geschafft wurde.

Von diesen ungebührlichen oder doch unnötigen, nur auf Gewohnheit und Vorurteil beruhenden Schranken nun aber, von denen er das französische Theater im Hinblick auf die griechischen und englischen Vorbilder zu befreien strebte, unterschied Voltaire eine andere Klasse von Beschränkungen, die ihm teils im Wesen des Dramas, teils in der Natur der französischen Sprache begründet zu sein schienen. Die Engländer hatten als dramatischen Vers den reimlosen Jambus; aber ein solcher wäre, nach Voltaires Urteil, im Französischen, vermöge des Mangels an Längen und Kürzen in dieser Sprache, von der Prosa nicht wohl zu unterscheiden. Dramen in Prosa aber, nachdem einmal die klassischen Musterstücke eines Corneille und Racine in Reimen abgefaßt sind, wären, nach seinem treffenden Gleichnis, farblose Zeichnungen, die einer inmitten von Rubens und Paul Veroneses ausstellen wollte. Unter dem Reimverse für die Tragödie versteht Voltaire so ohne weiteres den Alexandriner, daß die Blankverse, worin er einen Teil von Shakespeares Julius Cäsar übersetzt hat, nichts anderes als reimlose Alexandriner sind. Was das für das Drama auf sich hat, ist bei Gelegenheit von Goethes Übersetzung des Voltaireschen Mahomet von Schiller so ausgesprochen worden, daß es sich nicht besser sagen läßt. „Die Eigenschaft des Alexandriners," schreibt er an Goethe, „sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sondern auch den ganzen innern Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen,

das Betragen der Personen, alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenklige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüts und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in die Form wie in das Bette des Prokrustes gezwängt." Es zerfällt also beim Alexandriner erstlich jede einzelne Verszeile, vermöge der Zäsur in der Mitte, in zwei Hälften, und zweitens sind jedesmal zwei aufeinanderfolgende ganze Alexandriner, vermöge des gemeinsamen Reimes, unter ein Doppeljoch gelegt. Der letzteren Beengung hat sich Voltaire in seinem „Tancred" durch die Wahl gekreuzter Reime zu entledigen gesucht, nicht ohne Besorgnis, indem er die Einförmigkeit des gekoppelten Reims vermied, sich allzusehr der Prosa zu nähern. Auch wir können den Versuch, bei allem Lobe des Bestrebens, doch nicht als gelungen erkennen. Das so fest gebundene Maß des Alexandriners verlangt auch die engste Reimfolge; die frei sich verschlingenden Alexandrinerreime des Tancred machen den Eindruck einer schlangenförmig angelegten Pappelallee. Im Lustspiel, wie in dem „verschwenderischen Sohn", dem „Herrenrecht", der „Prüden", hat Voltaire einigemale gereimte fünffüßige Jamben angewendet, die nun aber wieder für das Trauerspiel zu leicht erscheinen. Daß es dem Genius der französischen Sprache nicht zur rechten Zeit gelungen ist, ein so häßliches Versmaß zu sprengen, daß der Alexandriner die dramatische Uniform geblieben ist, worein der Dichter die Reden seiner Personen zwängen muß, wenn sie nicht prosaisch wild laufen sollen, kann man ein französisches Nationalunglück nennen, und wird Engländer und Deutsche glücklich preisen, daß sie sich in dem reimlosen fünffüßigen Jambus ein dramatisches Versmaß gebildet haben, das mit dem Schwunge des Rhythmus die Freiheit der Bewegung verbindet.

War dieser Zwang des Reims, den der französische Dramatiker sich aufzulegen hat, in dem besonderen Wesen seiner Sprache begründet, so glaubte Voltaire von einem anderen beschränkenden Gesetze den Grund in dem allgemeinen Wesen des Dramas selbst zu erkennen. Es sind dies die bekannten drei Einheiten: der Handlung, der Zeit und des Ortes, welche die französischen

Kunstrichter in der Poetik des Aristoteles zu finden meinten; während uns Deutsche Lessing belehrt hat, daß bei den Griechen theoretisch wie praktisch nur die Einheit der Handlung als unverbrüchliches Erfordernis erscheine, die beiden anderen aber nur so weit in Betracht kommen, als sie aus jener folgen, oder soweit die stetige Anwesenheit des Chors (der bei uns wegfällt) sie nötig machte. Dagegen bleibt nun Voltaire dabei, die Wahrscheinlichkeit verlange, die Handlung eines Dramas in die Zeit von drei Stunden, d. h. in die Zeitdauer seiner Aufführung, und in den Umfang eines Palastes einzuschließen, und spottet über Shakespeare, der seine Personen von einem Schiff auf hoher See mit einem Male 500 Meilen weit ins Land hinein, aus einer Hütte in einen Palast, von Europa nach Asien versetze, und am liebsten eine Handlung oder mehrere Handlungen zugleich darstelle, die ein halbes Jahrhundert dauern. Allein wenn auch Shakespeare hierin unstreitig zu weit geht, wenn sein rascher Szenenwechsel auf der einen und die beträchtlichen Zeitklüfte zwischen den Teilen mehrerer seiner Dramen auf der anderen Seite, von der Schwierigkeit für die Darstellung noch abgesehen, der Stetigkeit, mithin der Einheit der Handlung zu nahe treten: so ist doch dagegen, daß z. B. in Wallensteins Tod die drei ersten Aufzüge in Pilsen, die zwei letzten in Eger spielen, oder daß im Egmont zwischen dem Anfang und dem Ende des Stückes Berichte von den Niederlanden nach Spanien laufen und ein Heer aus Spanien in die Niederlande marschiert; daß selbst innerhalb der einzelnen Akte z. B. in Kabale und Liebe die Szene zwischen den Prunkzimmern des Präsidenten und der Favoritin und der Stube des Musikus wechselt — dagegen ist aus dem wohlverstandenen Wesen der dramatischen Kunst kein begründeter Einwand zu erheben. Im Gegenteil, nachdem Voltaire einmal die einfache dramatische Handlung seiner beiden Vorgänger mit einer zusammengesetzteren vertauscht hatte, werden durch die Künste und Gewaltsamkeiten, deren er sich bedienen muß, um dieselbe in die kurze Zeit und den gleichen Raum wenigstens scheinbar einzuzwängen, jene Gesetze viel gefährlicher verletzt.

Steift sich aber Voltaire in diesem Punkt auf den Hauptgrundsatz des klassischen Jahrhunderts der französischen Dramatik,

so kommt er auch in anderen Punkten, worin er erst Miene gemacht hatte, zwischen Griechen und Briten auf der einen und den Franzosen auf der anderen Seite Vorzüge und Mängel gerecht abwägen zu wollen, unvermerkt in das Fahrwasser nationalen Vorurteils zurück. In der ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus England hieß es, der Fehler des griechischen wie des englischen Theaters sei allzu große Kühnheit gewesen, die das Gräßliche für das Furchtbare nahm, der Fehler des französischen zu große Ängstlichkeit; die Griechen und Engländer haben das tragische Ziel oft übersprungen, die Franzosen, aus Furcht vor Übertreibung es nicht erreicht; die Bühne solle zwar kein Schauplatz des Würgens und Schlachtens sein, wie bei Shakespeare und seinen Nachfolgern, aber ebensowenig das Drama eine bloße Konversation, wie so manche französische Stücke; bei aller Unregelmäßigkeit ihres Baues, aller Unschicklichkeit ihrer Sprache, haben die englischen Dramen doch einen Vorzug, der viele Mängel zudecke: sie haben Handlung. Mit der Zeit jedoch wird Voltaire immer empfindlicher gegen die Fehler des englischen, immer eingenommener für die Vorzüge des französischen Theaters. Die schulgerechte Verbindung der Szenen, daß die Bühne nie leer werde, und dergleichen Äußerlichkeiten werden ihm immer wichtiger. Die Eleganz des Ausdrucks, die geistreichen Sentenzen, womit das französische Drama wie mit Edelsteinen oder auch Flittern sich putzt, geben demselben in Voltaires Urteil einen Vorzug vor jedem anderen. Der französische, insbesondere der Pariser Geschmack, so manches er auch an demselben auszusetzen hat, ist ihm doch schließlich der normale, und namentlich dem griechischen um so viel überlegen, als Paris der attischen Hauptstadt an Zahl der Einwohner und der dramatischen Aufführungen. Es mag sein, daß das französische Theater von dem Motiv der Liebe einen zu häufigen Gebrauch gemacht und diese Leidenschaft selbst nicht selten zur bloßen Galanterie abgeschwächt hat: darum bleiben aber doch in der dramatischen Darstellung der Liebe die Franzosen die ersten Meister aller Zeiten. Auf dem französischen Theater erscheint die Liebe mit einer Schicklichkeit, Zartheit und Wahrheit, die man anderswo nicht findet. „Unsere Liebenden“, sagt Voltaire in der Zueignung seiner Zaire an den Freund in England, „sprechen als

Liebende, die Ihrigen bis jetzt nur als Poeten." Und während es früher schien, als hätten auch in Absicht auf das Drama beide Nationen sich zu ergänzen, eine von der anderen zu lernen, ist schon mit der Zaire, um 1732, ihrem Dichter der nationale Dünkel so weit gestiegen, daß er geradezu erklärt: „Die Engländer haben sich den Regeln unseres Theaters zu unterwerfen, wie wir ihre Philosophie annehmen müssen. Wir Franzosen haben ebenso gute Experimente mit dem menschlichen Herzen gemacht, als sie mit der Natur. Die Kunst zu denken scheint den Engländern zu gehören, die zu gefallen den Franzosen."

Und gegen diese glückliche Selbstzufriedenheit des französischen Dramatikers kam man immer wieder mit Shakespeare angezogen; ja in seinen alten Tagen mußte er noch die Erscheinung einer französischen Shakespeare-Übersetzung erleben, deren Urheber, ein gewisser Letourneur, neben dem Briten die französischen Tragiker kaum als Dichter gelten lassen wollte. Er selbst hatte den Geist Shakespeares zuerst in Frankreich heraufbeschworen: jetzt wußte er ihn nicht mehr loszuwerden. Shakespeares Julius Cäsar hatte ihn ergriffen, zur Übersetzung, zur Nachbildung gereizt; die Geistererscheinung im Hamlet nannte er einen der wirksamsten Theaterstreiche, und dem Monolog des Hamlet konnte er seine Bewunderung nicht versagen. „Ich bin gewiß weit entfernt," sagt er in der Einleitung zu seiner Semiramis, „die Tragödie Hamlet in allem zu rechtfertigen; sie ist ein grobes, barbarisches Stück, das in Frankreich und Italien nicht von dem niedrigsten Pöbel geduldet werden würde. Hamlet wird verrückt im zweiten Akt, und seine Geliebte im dritten; der Prinz ersticht ihren Vater unter dem Vorwand, eine Ratte umzubringen, und die Heldin springt ins Wasser. Man bereitet ihr Grab auf dem Theater; die Totengräber machen Späße in ihrer Art, indem sie Totenschädel in der Hand halten; der Prinz antwortet auf ihre abscheulichen Plumpheiten durch Torheiten, die nicht weniger widerwärtig sind. Unterdessen macht eine der handelnden Personen die Eroberung von Polen. Hamlet, seine Mutter und sein Stiefvater trinken zusammen auf dem Theater; man singt bei der Tafel, man zankt sich, schlägt sich und bringt sich um. Man möchte glauben, dieses Werk sei die Frucht der Einbildungskraft eines betrunkenen Wilden. Aber unter diesen

groben Unregelmäßigkeiten, die das englische Theater noch heute so abgeschmackt und barbarisch machen, finden sich im Hamlet seltsamerweise erhabene, des größten Genies würdige Züge. Es ist, als hätte sich die Natur darin gefallen, in dem Kopfe dieses Dichters das Stärkste und Größte mit dem Niedrigsten und Abscheulichsten zu verbinden.“ Daß man nun in Frankreich selbst es wagte, ein so ungeläutertes Talent, oder, wie er jetzt unverblümt an d'Alembert schrieb, einen solchen Dorfhanswurst, der keine zwei ordentlichen Zeilen geschrieben, den Klassikern des französischen Dramas gegenüberzustellen, ja vorzuziehen, das empörte gleicherweise seinen Kunstgeschmack, sein patriotisches und sein Selbstgefühl. Noch zwei Jahre vor seinem Ende erließ er ein Sendschreiben dagegen an die französische Akademie. „Stellen Sie sich vor, meine Herren,“ ruft er am Schlusse dieses Sendschreibens aus, „stellen Sie sich Ludwig XIV. vor in seiner Gallerie zu Versailles, umgeben von seinem glänzenden Hofstaate; ein Hanswurst in Lumpen gehüllt“ (der ist aber diesmal nicht Shakespeare selbst, sondern sein Übersetzer und Lobredner) „dringt durch die Reihen der Helden, der großen Männer und der Schönheiten, die diesen Hof bilden, und stellt an sie das Ansinnen, Corneille, Racine, Moliere zu verlassen um einen Seiltänzer, der glückliche Einfälle hat und Grimassen macht. Wie glauben Sie, daß ein solches Ansinnen aufgenommen worden wäre?“ Ein englischer Kritiker hatte es gewagt, die erste Szene des Hamlet mit der ersten Szene der Racineschen Iphigenie zu vergleichen und mit bezug auf die Rede des Arcas in der letzteren:

Habt ihr in dieser Nacht kein Rauschen wahrgenommen?
Die Winde, wollen sie einmal zu Hilf' uns kommen?
Doch Alles schweigt: das Heer, der Wind und auch Neptun —

mit bezug auf die klassische Musterstelle zu sagen, da sei die Antwort der Schildwache im Hamlet: „Keine Maus hab' ich rascheln hören“, doch viel natürlicher. „Ja, mein Herr,“ erwidert ihm Voltaire gereizt, „so mag ein Soldat antworten auf der Wachtstube, aber nicht auf dem Theater, vor den höchsten Personen der Nation, die sich nobel ausdrücken, und vor denen man sich ebenso ausdrücken muß.“ Hier hat uns Voltaire das Geheimnis dieser klassischen Dramaturgie der Franzosen verraten.

Das Drama ist Hofbelustigung; die Personen desselben haben zu sprechen nicht wie es ihnen ums Herz, wie es ihrem Charakter und der Situation gemäß, sondern wie es dem König und dem Hofe gegenüber schicklich ist; nicht Wahrheit, Natur und Schönheit, sondern die Etikette ist das höchste Gesetz der dramatischen Kunst.

Hiernach begreift man nur gar zu gut, warum bei dem löblichen Anlaufe Voltaires, die Schranken des dramatischen Herkommens der Franzosen zu durchbrechen, schließlich nichts herausgekommen ist; daß seine Stücke, obwohl unter sich nach Form und Wert sehr verschieden, doch im ganzen die „gallische Art", wie sich Goethe einmal ausdrückt, seiner Vorgänger nicht verleugnen. Dieselben im einzelnen zu würdigen, würde uns hier zu weit führen; denn Voltaire hat nicht weniger als 27 oder 28 Tragödien und 15 Komödien, Opern, Fest- und gesellige Spiele hinterlassen. Über drei seiner Tragödien, nämlich Zaire, Merope und Semiramis, hat Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie Ausführungen gegeben, bei denen wir alle in die Schule gegangen sind. Zwei andere, Mahomet und Tancred, sind durch Goethes Übersetzungen den Lesern seiner Werke vertraut. Er übersetzte sie, wie Schiller im Einverständnis mit ihm in den berühmten Stanzen ausführte, nicht als Muster im höchsten Sinne, sondern nur um dem platten Realismus und Naturalismus, wie er in den Ifflandschen und anderen Stücken der Zeit sich breit machte, kunst- und stilgerechte, auch schon durch den strengen Rhythmus der Sprache von der gemeinen Wirklichkeit sich abhebende Stücke entgegenzustellen. Daß Goethe die beiden französischen Dramen in reimlosen Jamben übersetzte, damit war Schiller begreiflich einverstanden; nur fürchtete er, da er den Takt des Alexandriners so tief in den Bau derselben eingreifen sah, es möchte nach Auflösung desselben zu wenig allgemein Menschliches übrig bleiben. Auch Goethe selbst klagte über die Nüchternheit dieser Stücke und empfand die Notwendigkeit, ihnen da und dort noch „etwas Belebendes anzudichten", um ihnen „mehr Fülle als im Original zu geben". So ist seine Übersetzung, wunderbar treu wo er nicht absichtlich abweicht, doch vielmehr eine Bearbeitung, die bald das Gefühl freier und wärmer sprechen läßt, bald Überlegungen und innere Kämpfe

feiner ausführt, bald prosaisch-tendenziöse Spitzen abbricht, bald allzuwidrige Enthüllungen, wie insbesondere eine Schlußrede Mahomets von 20 Zeilen, geradezu tilgt. Er setzt Voltaire in Musik, schrieb damals eine geistvolle Frau (Karoline Schlegel), wie Mozart den Schikaneder, aber seine Arbeit ist nicht so dankbar.

Daß das Drama, wie die Dichtung überhaupt, eine Tendenz nicht nur haben dürfe, sondern haben solle, daß der Zweck der Kunst sei, die Menschen zu bessern und zu bekehren, dieser Gesichtspunkt, über welchen die echte Kunstübung tatsächlich zu allen Zeiten hinaus war, wenn sie auch bewußter- und begriffsmäßigerweise erst durch die neuere Kunstwissenschaft darüber hinausgekommen ist, das war auch Voltaires wie seiner ganzen Zeit oft ausgesprochene Überzeugung. In einem besonderen Falle hat auch Lessing die Bretter seine Kanzel genannt: Voltaire betrachtete und gebrauchte dieselben immer so. Daß es unter anderen Tugenden ganz besonders religiöse Duldung und Abscheu gegen Aberglauben und Fanatismus war, was er von den Brettern herab predigte, versteht sich von selbst, und bildet in der Tat ein zeitgeschichtliches Verdienst seiner Stücke. Von der Äußerung der Jokaste in seiner ersten Tragödie:

> Die Priester sind nicht, was ein blinder Pöbel meint,
> Nur unsre Torheit ist's, was ihre Weisheit scheint —

bis zu dem Spruche des Kaisers in den Guebern:

> In seinem Glauben mag ein Jeder friedlich leben,
> Doch dem Gesetz des Staats zuerst die Ehre geben —

gehen diese Lehren durch alle seine Dramen hindurch. Doch während sie in anderen Stücken nur in eingestreuten Sentenzen oder einzelnen Charakteren sich kundgeben, spricht bei der ersten der von Goethe bearbeiteten Tragödien schon der Titel: „Der Fanatismus, oder Mahomet der Prophet“ (wovon übrigens Goethe wohlbedacht den Fanatismus aus dem Titel seiner Bearbeitung weggelassen hat) es aus, daß sie ganz von dieser Tendenz erfüllt, nur um ihretwillen da ist. Mahomet, sagt Voltaire in einem vorausgeschickten Briefe, ist hier nichts anderes als Tartüffe mit den Waffen in der Hand, und wie der Tartüffe viel Gutes gewirkt hat, so ist dies auch von dem Mahomet zu hoffen, da die

Zeit für dergleichen Verbrechen im Kleinen und Großen noch lange nicht vorüber ist. Daß der historischen Person des arabischen Propheten mit einer solchen Darstellung Unrecht geschehe, räumt Voltaire nur insofern ein, als derselbe nicht gerade dasjenige Verbrechen begangen habe, das ihm im Stücke zugeschrieben werde; „aber wer seine Heimat mit Krieg überzieht und dies im Namen Gottes tut," fragt er, „ist der nicht zu allem fähig?" Unter der Herrschaft dieser Tendenz ist Voltaires Mahomet ein hartes, zurückstoßendes Stück geworden, dem auch die mildernde Hand und der erwärmende Hauch des deutschen Dichters keine bessere Seele hat verleihen können. Der Haß gegen den Fanatismus und die positive Religion als dessen Quelle hat Voltaire hier wie noch öfters die Einsicht vergessen lassen, die ihm nicht fehlte — selbst in betreff Mahomets nicht, wo er geschichtlich von ihm handelt —, daß bei der Entstehung und Ausbildung der Religionen immer Begeisterung das Erste, Berechnung erst das Zweite gewesen sei. Sein dramatischer Mahomet ist zwar kein gemeiner, d. h. kein ideenloser, aber ein kalter und bewußter Betrüger, eine Figur, die uns an Goethes Großkophta, d. h. an Cagliostro, erinnert, so plump und hölzern, daß der Zauber, die Gewalt über bedeutende Menschen unbegreiflich bleibt, die ihm im Stücke zugeschrieben wird. Insofern hat Napoleon mit seinem gegen Goethe ausgesprochenen Tadel des Stückes ganz Recht, nicht bloß für sich, weil es ihn unangenehm berührte, daß der Welteroberer darin so aus der Schule schwatzte, sondern auch ganz objektiv, sofern ein Mensch dieser Art niemals die Welt erobern könnte. Daß der Dichter ein solches Stück, dessen Zielpunkte keineswegs bloß in der Türkei lagen, dem Papste widmete, „dem Oberhaupte der wahren Religion eine Schrift gegen den Stifter einer falschen und barbarischen", wie er in der Zueignung sich ausdrückte, ist ebenso bezeichnend für Voltaire, als es für die Zeit bezeichnend ist, daß es damals einen Papst gab (Benedikt XIV., le bonhomme Lambertini, wie er dafür bei Voltaire hieß), der für die Widmung in einem heiteren Schreiben sich bedankte.

Um indes wenigstens von einigen der bekannteren Dramen Voltaires hier noch ein paar flüchtige Worte zu sagen, so habe ich unter denen, die an griechische Muster erinnern, seines Oedipe

bereits als eines verfehlten Jugendversuchs gedacht. Der Orest ist reifer; doch das Thema dieses Stückes ist so innig mit der antiken Idee der Blutrache verwachsen, daß es für einen Modernen keine günstige Aufgabe sein kann. Anders verhält es sich mit der Iphigenie, die das letzte Ausklingen der Tantalidenfabel ist und eine vergeistigende Behandlung, wie Goethe sie ihr angedeihen ließ, wohl verträgt; während das Thema des Orest, d. h. der Elektra, gerade das derbe Mittelstück jener Fabel bildet, das man besser tut, liegen zu lassen, als es, wie Voltaire getan hat, zu verfälschen. Denn, wenn man, wie er, die Erinnyen nicht nach, sondern schon vor dem Muttermord eintreten läßt und diesen selbst zum bloßen Zufall macht, was bleibt dann noch von der ursprünglichen Idee des Stückes übrig?

Unter den Römertragödien, worin Voltaire sich mit den Dichtern des Cinna und des Britannicus messen wollte, ist „das gerettete Rom“, das seinem Urheber besonders um der Rolle des Cicero willen lieb war, doch weiter nichts als ein Schuldrama; d. h. wenn wir die Beredtsamkeit und Sprachgewalt abrechnen, so möchte etwa ein tüchtiger Regent eines Kollegiums seine Lesefrüchte aus Sallust und Ciceros Catilinarien in eine solche Form gebracht haben. Die Römer des Voltaireschen „Brutus“ erinnern uns an die auf den Gemälden von David: es ist mehr Parade und Deklamation als Natur und wirkliche Größe darin. „Das Triumvirat“ hat Voltaire, seiner eigenen Erklärung zufolge, der Anerkennung wegen geschrieben, um mittelst des römischen Beispiels alle Proskriptionen, besonders auch die aus religiösem Fanatismus entsprungenen, und ihre Urheber zu brandmarken. Die Einwirkung des englischen Theaters, die schon im Brutus zutage tritt, ist noch entschiedener in der Tragödie „Cäsars Tod“, die sich damit in eine andere Reihe stellt.

„Cäsars Tod“ gehört zu den Stücken, die Voltaire unter der bestimmten Einwirkung Shakespeares gedichtet hat. Hier schwebte ihm dessen Julius Cäsar vor, wie ihm bei „Semiramis“ der Hamlet, bei „Zaire“ Othello, bei „Tancred“ Romeo und Julia vorgeschwebt haben. Wie sich Zaire und Semiramis zu ihren Vorbildern verhalten, hat schon vor mehr als hundert Jahren Lessing ins Klare gesetzt, und ich will es hier nicht wieder-

holen. Nicht weniger merkwürdig aber ist die Vergleichung bei „Cäsars Tod". Wie schon das letztere Wort andeutet, umfaßt das Voltairesche Stück nur die Hälfte des Shakespeareschen, das auch noch den Tod von Brutus und Cassius in sich begreift. Aber zwischen der Ermordung Cäsars und der Schlacht bei Philippi liegen zwei Jahre, und Voltaire konnte nur eine Handlung brauchen, die drei Stunden, d. h. so lange als die Aufführung des Stückes, gedauert hatte oder gedauert haben konnte. Also mußte er das Shakespearesche Stück in der Mitte abbrechen; und hätte er es nur da getan, so möchte es noch gehen: man hat ja oft gesagt, daß Shakespeares Julius Cäsar eigentlich zwei Tragödien in sich fasse. Aber was in dem englischen Stücke auf Voltaire den tiefsten Eindruck gemacht hatte, war ja die Szene zwischen Brutus und Antonius an Cäsars Leiche gewesen, und diese bildet schon den Übergang zum zweiten Stück. Indem Voltaire mit dieser Szene und der Volkserregung durch die Rede des Antonius schließt, gleicht sein Drama einem Vordersatze, dem der Nachsatz fehlt. Aber auch schon der Vordersatz ist teils schwach, teils verkünstelt im Verhältnis zu dem Original. Während Voltaire die Possen aus der Rede des Casca entfernt, bringt er durch die Aufnahme des alten Klatsches, Brutus sei Cäsars natürlicher Sohn gewesen, ein Element in das Stück, wodurch er es tragisch zu würzen meinte, in der Tat jedoch es für den gesunden Geschmack ungenießbar gemacht hat. In Romeo und Julia erschien dem französischen Dichter die Liebe über die Kluft zweier feindlicher Parteien hinüber als ein wirksames dramatisches Motiv, die Wiedervereinigung des Liebespaares in einem Augenblick, wo es zu spät ist, als ein tragischer Schluß; aber um die Wirkung zu erhöhen, schob er im „Tancred" ein Mißverständnis unter den Liebenden selbst dazwischen. Unerachtet nun dadurch viel Künstlichkeit und Unwahrscheinlichkeit in das Stück gekommen ist, hat es doch nicht bloß, wie Goethe von ihm rühmt, viel theatralisches Verdienst, sondern es bildet mit Zaire und Alzire die Gruppe derjenigen Voltaireschen Trauerspiele, bei denen wir noch am ehesten „ein menschliches Rühren" fühlen.

Im komischen Fache hat Voltaire schon bei Lebzeiten viel weniger gegolten als im tragischen, und daß er das wußte, war

unter den Gründen, warum er verschiedene seiner Lustspiele zuerst unter fremden Namen aufführen ließ. Dennoch sind mehrere derselben gleich damals auch deutsch bearbeitet worden, und so kommt es, daß wir von seiner „Nanine“, von der „Frau die Recht hat“ und von der „Schottländerin“ kurze Beurteilungen in Lessings Dramaturgie finden. Zum Teil sind diese Stücke ursprünglich für Liebhabertheater gedichtet, und es war dabei auf den Reiz gerechnet, den die spielenden Persönlichkeiten den von ihnen übernommenen Rollen mitteilten. Einzelne derselben, wie namentlich die in Prosa geschriebene Schottländerin, gehören eigentlich jener Mittelgattung an, die damals aus England einzudringen anfing und bald mit dem Spottnamen des weinerlichen Lustspiels bezeichnet wurde. Sofern dies nur rührend, ohne komische Szenen war, verwarf es Voltaire als ein Zwitterding; aber ein Stück, worin das Rührende und Pathetische mit dem Lächerlichen abwechselt, fand er als ein getreues Abbild des Lebens, worin es ebenso zugehe, ganz in der Ordnung. Auch darf sich seine Schottländerin neben ähnlichen Arbeiten, z. B. von Diderot, immerhin sehen lassen; während sein „Depositär“, der ein ähnliches Thema wie der Tartüffe behandelt, gegen diesen jämmerlich abfällt. Im ganzen stehen wir hier an einer der schwächsten Seiten der Voltaireschen Schriftstellerei und überzeugen uns, daß ein großer Satiriker darum noch nicht auch ein großer Komiker ist.

Ich habe im Interesse einer übersichtlichen Darstellung, alles, was ich über Voltaire als Dramatiker zu sagen für nötig hielt, in einer Folge vorgetragen, darüber jedoch den biographischen Erzählungsfaden ganz aus der Hand verloren. Der Zeitpunkt, wo ich ihn fallen ließ, war das Jahr 1732, wo nacheinander Zaire und der Geschmackstempel ans Licht traten, davon ihm eines ebensoviel Lob und Anerkennung, als das andere Tadel und Anfechtung brachte. Ein noch gefährlicheres Schriftstück aber, sagte ich dabei, hatte er bereits im Pulte, und von diesem ist nun zu sprechen.

So mannigfaltige, tiefe und durchschlagende Eindrücke, wie Voltaire sie während seines mehrjährigen Aufenthaltes in England empfangen hatte, kann ein Geist wie der seinige unmöglich tot in sich liegen lassen. Er empfindet das Bedürfnis, sie nicht

allein zu ordnen, sondern auch aus sich herauszuschaffen, sie zu Nutz und Frommen anderer zur Darstellung zu bringen. Diese anderen waren die Franzosen, denen der aus einer anderen Welt zurückgekehrte Landsmann verkünden wollte, daß es jenseits des Kanals auch noch Leute, eine Nation, Staatseinrichtungen und eine Literatur gebe, die man diesseits allen Grund habe kennen zu lernen, wohl zu erwägen und in mehr als einem Punkte sich zum Muster zu nehmen. Dies ist der Ursprung der „Briefe über die Engländer", die, von einem Hauptteil ihres Inhalts, auch „philosophische Briefe" hießen. Voltaire hatte diese Skizzen zum Teil schon in England auf das Papier geworfen, seitdem weiter ausgeführt und hin und wieder auch gemildert, da er wohl einsah, daß so manches, was in England unumwunden gesagt werden mochte, in Frankreich mit Behutsamkeit vorzutragen war, wenn es nicht Anstoß erregen sollte. In einer Reihe von Briefen wurde alles, was England Bemerkenswertes bot, das Parlament und die Sekten, Kirche und Theater, Philosophen und Dichter, Gesetzgebung und Handel, besprochen. Da die Auffassungsweise des Fremden auch die Engländer selbst interessieren konnte, und Freund Thieriot eben in England war, so gestattete er diesem, die Briefe in englischer Übersetzung zu seinem Vorteile dort drucken zu lassen, wo sie, bei manchem Widerspruche im einzelnen, doch im ganzen Anerkennung und Beifall fanden. In der Heimat tastete Voltaire erst bei dem Kardinal Fleury, der seit der Zeit seiner englischen Reise das französische Staatsruder übernommen hatte, durch Vorlesung der Briefe über die Quäker, die er freilich erst gehörig beschnitten hatte; wo dann die greise Eminenz von dem übrigen sehr erheitert schien. Unterdessen wurde der Druck, abermals in Rouen, im stillen betrieben; doch ein Nachdruck, der auf einmal in Paris auftauchte, erregte die Aufmerksamkeit der Regierung, die nun die Exemplare mit Beschlag belegte, den Verleger in die Bastille setzte, bei dem abwesenden Verfasser eine Haussuchung vornehmen ließ und ihm selbst am 8. Mai 1734 einen Verhaftsbefehl nach Monjeu nachschickte, wo man ihn bei der Hochzeitsfeier des Herzogs von Richelieu wußte. Doch gewarnt durch einen Brief des Freundes Argental, hatte Voltaire schon zwei Tage vorher das Weite gesucht und trieb sich in Lothringen und weiterhin am Rhein

umher, während in Paris am 10. Juni sein Buch als „anstößig, der Religion, den guten Sitten und der Achtung gegen die Obrigkeit zuwiderlaufend", durch den Henker zerrissen und verbrannt wurde.

Was in Voltaires Briefen über die Engländer in dem damaligen Frankreich solchen Anstoß erregte, brauchen wir nicht weit zu suchen. „Das englische Volk", heißt es darin aus Anlaß des Parlaments, „ist das einzige auf der Erde, das dahin gelangt ist, durch seinen Widerstand die königliche Gewalt zu regeln, und das sich durch eine Reihe von Anstrengungen endlich diese weise Regierungsform gegeben hat, wo der Fürst alle Macht besitzt, Gutes zu tun, während ihm für das Üble die Hände gebunden sind; wo die Adeligen groß sind ohne Übermut und ohne Vasallen, und das Volk an der Regierung Anteil hat ohne Unordnung. Die Regierung Englands ist nicht auf Glanz berechnet, ihr Zweck ist nicht, Eroberungen zu machen, sondern zu verhindern, daß ihre Nachbarn solche machen. Dieses Volk ist nicht bloß auf seine eigene Freiheit eifersüchtig, sondern auch auf die der anderen Völker. Es hat etwas gekostet, allerdings, die Freiheit in England zu begründen, es sind Ströme von Blut geflossen, worin das Götzenbild des Despotismus ersäuft worden ist; aber die Engländer glauben ihre Freiheit nicht zu teuer erkauft zu haben. Die anderen Nationen haben nicht weniger Blut vergossen; aber das Blut, das sie für die Sache ihrer Freiheit vergossen haben, hat nur zum Kitt ihrer Knechtschaft gedient." Mußten dergleichen Sätze in den Ohren der weltlichen Machthaber Frankreichs übel klingen, so konnten die geistlichen Auslassungen wie folgende nicht erbaulicher sein: „Wenn man den Engländern von unseren Abbés sagt, die, durch Weiberintriguen zur Prälatur erhoben, in offenkundigen Ausschweifungen leben, galante Verse machen, alle Tage feine und lange Soupers geben, von da hingehen, um Erleuchtung durch den heiligen Geist bitten und sich für Nachfolger der Apostel ausgeben: dann danken die Engländer Gott, daß sie Protestanten sind. Doch das sind elende Ketzer, wert bei allen Teufeln zu brennen, wie Meister Rabelais sagt; darum will ich auch nichts mit ihnen zu schaffen haben." Doch nicht bloß dergleichen Bemerkungen, womit der Briefschreiber dem in seiner Heimat bestehenden Staats- und Kirchenwesen zu

nahe trat, auch nicht bloß die bedenkliche Hinneigung zu dem Lockeschen Sensualismus, die er erkennen ließ, wurde ihm verdacht; sondern auch, daß er den Wirbeln des Cartesius gegenüber, bei denen die französischen Gelehrten aufgewachsen waren, die Newtonsche Gravitationslehre verkündigte, daß er die Einimpfung der Pocken empfahl, ja selbst daß er Shakespeare — wir wissen, in wie beschränktem Maße — gelten ließ, das alles waren in dem damaligen Frankreich ebensoviele Ketzereien, es war eine geistige Konterbande, die Voltaire aus England eingeschwärzt hatte, die womöglich vernichtet und wofür der Schmuggler bestraft werden mußte. Auch ein widriger Prozeß mit dem Buchhändler knüpfte sich noch an dieses Werk, worin Voltaire ohne Zweifel im Rechte war, aber durch eine übel angebrachte Kargheit dem Gegner die Möglichkeit in die Hand gab, ihn als Geizhals zu verschreien. Nachdem er den schönen Ertrag der englischen Ausgabe seiner Briefe weggeschenkt, marktete er nun mit dem französischen Drucker um einige hundert Franken. Das war so seine leidige Art: nachdem er heute großmütig und freigebig gewesen, konnte er morgen geradezu filzig sein, und daß vom Publikum vorzugsweise die letztere Seite aufgefaßt und festgehalten wurde, dafür war schon durch den Neid gesorgt, den er erregte.

Wer die notgedrungene Entfernung des Verfassers der philosophischen Briefe am schmerzlichsten empfand, wen seine unsichere Lage am tiefsten bekümmerte, war eine Frau, mit der ihn seit etwa einem Jahre ein inniges Verhältnis verband. Ich rede von der Marquise du Châtelet, die im Leben Voltaires eine ähnliche Stellung einnimmt, wie in Goethes Leben die Frau von Stein. Wie Goethe von dieser sagte, daß sie seine früheren Geliebten sämtlich geerbt habe, so war dies auf seiten Voltaires mit Madame du Châtelet der Fall. Zwar spielt in Voltaires Leben die Liebe bei weitem nicht die Rolle, die sie im Leben Goethes spielt, da Voltaire beides, weder eine so gemütliche noch auch so sinnliche Natur war als Goethe. Er lebte überhaupt viel weniger im Innern als dieser; seine Arbeiten, seine Streitigkeiten, seine ehrgeizigen und Finanzpläne gaben ihm unaufhörliche Zerstreuung. Erregbar hingegen durch weiblichen Reiz war er in jüngeren Jahren sehr, und ein Bedürfnis, von Frauen-

händen gepflegt, in einem Frauenherzen gehegt zu werden, hat er lange behalten. Gabriele Emilie de Breteuil, von der wir reden, hatte Voltaire — sie war im Dezember 1706 geboren — als Kind im Hause ihres Vaters gesehen. Er hatte sie dann aus den Augen verloren, besonders nachdem sie, ein Jahr vor seiner Abreise nach England, sich mit einem Marquis du Châtelet-Lomont verheiratet hatte. Die Ehe war mit einem Kinderpaare gesegnet, bald aber, wie es damals in Frankreich in der höheren Gesellschaft an der Tagesordnung war, zum bloß konventionellen Verhältnis geworden. Das Ehepaar war sich allzu ungleich: er ein gutmütiger, aber durchaus gewöhnlicher Mensch, der sich — er bekleidete einen Posten in der Armee — im Garnisonsleben und auf der Jagd genug tat. Den höheren geistigen Bestrebungen der Frau blieb er ebenso fremd, wie ihre tieferen gemütlichen Ansprüche ihm unverständlich blieben. So hatte sie erst bei einem Herrn von Guebriant, dann noch unglücklicher bei dem Allerweltsverführer, dem Herzog von Richelieu, gesucht, was sie in ihrer Ehe nicht fand; bis sie endlich im Sommer 1733, in ihrem 27. Lebensjahre, Voltaire kennen lernte, der im 39. stand und soeben erst die letzte der Frauen, bei denen er nacheinander ein Heimwesen — diesmal ohne Liebschaft — gefunden, die Frau von Fontaine-Martel, verloren hatte. Das Verhältnis scheint bald ein sehr inniges geworden zu sein; und daß es volle 16 Jahre bis zum Tode der Marquise dauerte, daß die Freundschaft zuletzt die Leidenschaft, dann das zärtlichste Andenken von seiner Seite das Leben der Freundin überdauerte, ist ein Beweis, daß sich diesmal das rechte Paar zusammengefunden hatte.

Voltaire selbst nannte die Marquise du Châtelet eine vielverleumdete Frau, und wirklich ist ihr im Urteil der Mitlebenden wie der Nachwelt vielfach Unrecht geschehen. Ihr Äußeres schon, das, ohne schön zu sein, doch interessant und nicht ohne Reiz gewesen sein muß, ist von neidischen Zeitgenossinnen entstellt worden. Auch in ihrem Charakter waren Züge, die man abstoßend finden konnte. Sie war nicht bloß leidenschaftlich in hohem Grade, sondern auch hart und schroff, gegen ihre nächsten Umgebungen, ihre Dienstboten, stolz und karg. Dagegen war sie in der Liebe voll Glut und Hingebung, für den geliebten Mann zu jedem Dienste, jedem Opfer, mit Ausnahme vielleicht ihrer

augenblicklichen Launen, bereit. So waren auch ihre geistigen Bestrebungen und Liebhabereien fast mehr männlicher als weiblicher Art. Ihr Talent wie ihre Neigung ging nach der Seite der exakten Wissenschaften, auf Mathematik und Physik, worin sie wiederholt als Schriftstellerin aufgetreten ist. Sie war des Lateinischen mächtig und hatte in ihrer Jugend eine Übersetzung des Virgil angefangen, später las sie Tasso und Milton in der Ursprache, sie hatte musikalisches und mimisches Talent: und doch machte es Voltaire bisweilen ungeduldig, daß sie für die Evidenz eines Newtonschen Lehrsatzes mehr Empfänglichkeit besaß, als für den Wohllaut eines Verses von Virgil oder von ihm selbst. Dabei spielte sie jedoch nach außen keineswegs die gelehrte Dame, sondern ging den Genüssen des damaligen Welt- und Hoflebens mit nicht minderer Leidenschaft nach, als den Studien.

Das Ehepaar du Châtelet war nichts weniger als reich. Es hatte eine Wohnung in Paris und ein Landgut in der Champagne an der lothringischen Grenze mit einem kleinen Schlosse, das ziemlich abwegs in öder Gegend zwischen Bergen lag. In diesem Asyl, dessen Name, Cirey, durch Voltaires Aufenthalt fast ebenso berühmt geworden ist wie der des späteren Ferney, barg jetzt die Marquise den verfolgten Freund. Das Schloß war nicht im besten baulichen Zustande; um es nur notdürftig wohnbar zu machen, hatte Voltaire Maurer und Zimmerleute zu beschäftigen, und Jahr und Tag stand es an, bis es zu einem behaglichen Aufenthalt hergerichtet war. Dabei schonte der Gast auch seine eigene Kasse nicht, die stets besser als die seiner hochadeligen Wirte bestellt war; und insbesondere eine Galerie zur Aufstellung eines physikalischen Apparates baute er auf seine Kosten, wofür er später, als mit dem Tode der Marquise alle diese Verhältnisse sich lösten, mit einer unbedeutenden Entschädigung sich begnügte. Nach und nach konnte man Gäste empfangen, und diese sprachen, nach Paris zurückgekehrt, von Cirey wie von einem Feenschlößchen. Im Winter 1738 auf 39 war Frau von Grafigny dort zum Besuche, eine gute, empfind- und schreibselige Frau, deren Briefen wir eine Schilderung der Einrichtung und der Lebensweise in Cirey verdanken. Von den Gemächern Voltaires und der Marquise, den Tapeten, Möbeln,

Gemälden, Statuetten, Spiegeln, von der Galerie und dem Badekabinet, alles zwar klein, aber reich und zierlich, ist auch sie entzückt; weniger von dem ihr angewiesenen Gastzimmer, wo, wie sie sagt, sämtliche Winde sich belustigten. Sie beschreibt uns die Tageseinteilung und zeigt uns nicht allein Voltaire, sondern auch seine Freundin den größten Teil des Tages und selbst der Nacht am Schreibtische; die Stunden abgerechnet, wo letztere auf ihrem Zelter, die Schwalbe genannt, durch die Felder fliegt, und Voltaire, mit dem aus Paris verschriebenen Jagdgeräte, unter den Hasen der Umgegend Schrecken verbreitet. Auch der Marquis befand sich damals in Cirey, genierte aber das gelehrte Paar wenig und spielte überhaupt eine untergeordnete Rolle. Bei Tische war Voltaire überaus liebenswürdig, voll Geist und Witz und voll Aufmerksamkeit für die Marquise; es liefen aber auch kleine Verstimmungen mit unter, wobei das Paar, um der Umgebung nicht verständlich zu sein, sich der englischen Sprache bediente. „Sie macht ihm das Leben ein wenig sauer", sagt die ehrliche Frau von Grafigny; aber sie bemerkt auch, daß er sich aufs Schmollen trefflich verstanden und dadurch in der Regel seinen Zweck erreicht habe, da man seine gesellige Liebenswürdigkeit, die er spielen ließ, sobald man ihn bei guter Laune hielt, nicht entbehren mochte. Die Erzählerin nennt Voltaire Atys, die Marquise Nymphe; doch nach einer Szene, die sie wenige Wochen nach ihrer Ankunft mit der letzteren gehabt, und wobei diese ihre ganze leidenschaftliche Härte entwickelt hatte, heißt sie ihr fortan Megäre. Es war freilich ihre Sorge für den geliebten Mann mit im Spiele, da sie die Grafigny, zwar mit Unrecht, doch nicht ohne Schein, im Verdacht hatte, eine gefährliche Arbeit Voltaires in Abschrift verschickt zu haben.

Wenn wir für die 15 Jahre von 1734 bis 1749 Cirey als die eigentliche Heimat Voltaires betrachten, so ist damit nicht gemeint, daß er sich immer, oder auch nur die meiste Zeit, daselbst aufgehalten hätte. Denn fürs erste, sobald nur der Sturm, der ihn erst außer Landes, dann in die Wüste getrieben hatte, vorüber war, und das war im Frühling des nächsten Jahres der Fall, bildete ja natürlich Paris mit Versailles, oder wo sonst der Hof sich aufhielt, einen Anziehungspunkt nicht bloß für Voltaire, sondern auch für die Marquise. Er hatte bald ein Stück

auf die Bühne zu bringen, bald einen Streithandel auszufechten, wollte den alten Freunden und Gönnern nicht fremd, bei Hofe nicht vergessen werden; sie mochte gleichfalls ihre Beziehungen zum Hofe und der höheren Gesellschaft nicht verlieren, und hatte immer wieder bei Ministern und anderen einflußreichen Personen gutzumachen, was ihr Freund durch Schriften oder sonstige Unvorsichtigkeiten schlimm gemacht hatte. Waren es diese Interessen, die unser Paar aus ihrer Landeinsamkeit in die Hauptstadt lockten, so waren es nicht selten neue literarische Anstöße, die er gegeben, wodurch Voltaire veranlaßt wurde, sich nach Cirey zurück, ein paarmal auch wieder außer Landes, nach Lothringen und Holland, zu begeben. Aber auch die Angelegenheiten der Marquise entführten sie und ihren Freund wiederholt und längere Zeit ihrem ländlichen Asyl. Seit Jahren führte das Haus du Châtelet in den Niederlanden einen Prozeß, von dem sein Wohlstand abhing, und zur Betreibung desselben hielten sich Voltaire und die Marquise während jener Jahre wiederholt viertel und halbe Jahre in Brüssel auf. Das Geschäft war verdrießlich und langwierig, doch konnten daneben beiderseits die Studien fortgesetzt werden, und das endliche Ergebnis war ein für die Familie du Châtelet vorteilhafter Vergleich, zu dessen Herbeiführung Voltaires Gewandtheit und Rührigkeit das beste getan hatte. War bei diesen Brüsseler Aufenthalten das Angenehme, daß sie die beiden Freunde beisammen ließen, so fielen aber auch Reisen ein, die ihnen Trennung auferlegten. Es kam vor, daß Voltaire bedeutet war, Paris zu verlassen, die Marquise aber geraten fand, dort zu bleiben, um für den Freund zu wirken. Und noch öfter und für längere Zeit kam es vor, daß er von einem anderen Magnet sich anziehen ließ, der gegen die Freundin sich abstoßend verhielt. Der andere Magnet war zwar kein weiblicher, es war kein anderer als der Kronprinz und nachmalige König Friedrich von Preußen, von dessen Beziehungen zu Voltaire später im Besonderen zu sprechen sein wird, zwischen welchem aber und der Marquise sich ein Verhältnis förmlicher Eifersucht um den Mann entspann, den jeder Teil ganz für sich haben wollte. Die Art, wie sich die Marquise während dieser Trennungen, besonders wenn sie von längerer Dauer waren, benimmt, wenn sie auch ihm bisweilen beschwerlich wurde, nimmt uns doch für sie ein.

Sie ist tief und ernstlich unglücklich, voll Besorgnis um den Freund, dessen schwankende Gesundheit sie kennt; sie kann sich nicht darein finden, daß es etwas geben soll, das ihn so lange von ihr fern halten kann; seine Briefe kommen ihr zu selten und sind zu kurz; sie ist oft nahe daran ihm zu zürnen: aber ist er nur erst wieder da, so ist alles vergessen, und sie lebt wieder im vollen Liebesglück.

Sehen wir uns nach Voltaires Arbeiten während dieses Zeitraumes um, so traf es sich, bei der Vorliebe seiner Freundin für Mathematik und Physik, glücklich, daß auch er, dem diese Fächer sonst ferner lagen, eben jetzt durch seine Beschäftigung mit Newton denselben nähergerückt war. Die Mathematiker und Physiker, die zum Teil schon in Paris die Lehrer der Marquise gewesen, die Maupertuis, Clairaut, Bernoulli, König, waren jetzt auch in Cirey willkommene Gäste, und wie sie für ihre Übersetzung und Erklärung von Newtons principia philosophiae naturalis mathematica die Belehrungen dieser Meister benutzte, so er für seine Anfangsgründe der Newtonschen Philosophie, die er während der nächsten Jahre schrieb und der Marquise zueignete. Dabei experimentierte er mit Thermometer, Pyrometer und Wage, sandte der Pariser Akademie physikalische Arbeiten ein, worin er besonders über Bewegung und Wärme Gedanken aussprach, die ihn auf der Schwelle viel späterer Entdeckungen zeigen. Eigens für sie verfaßte er eine Abhandlung über Metaphysik, die, nicht zum Druck bestimmt, uns durch einen glücklichen Zufall erhalten worden ist. In Paris, wo man nie ohne Nachrichten aus Cirey war, machte man bereits seine Glossen darüber, den Dichter der Henriade und Zaire auf ein der Poesie so fernliegendes Feld hinübergezogen zu sehen. Allein man irrte sich, weil man von der Vielseitigkeit des Talents und der Tätigkeit Voltaires noch keinen Begriff hatte. „Wir sind weit entfernt," schrieb die Marquise, gewissermaßen zu ihrer Verteidigung, aus Cirey, „um der Mathematik willen die Poesie im Stiche zu lassen. So barbarisch ist man nicht in dieser glücklichen Einsiedelei, um irgend eine Kunst oder Wissenschaft zu vernachlässigen." Und Voltaire schrieb um dieselbe Zeit: „Ich liebe sie alle neun (nämlich die Musen); man muß bei so vielen Damen sein Glück zu machen suchen als möglich."

So war es denn neben der Naturwissenschaft fürs erste die Muse der Geschichte, der Voltaire in Cirey seine Bemühungen widmete, und zwar darum nicht mit geringerem, sondern vielmehr mit größerem Eifer, weil die Freundin für sie erst zu gewinnen war. Den schon früher gefaßten Vorsatz, von dem Zeitalter Ludwigs XIV. eine historische Darstellung zu geben, begann er damals in Ausführung zu bringen, und das noch bedeutendere Werk, der Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen, das gleich dem eben genannten erst später seine Vollendung erhielt, wurde damals ausdrücklich für die Marquise angelegt. Am wenigsten natürlich wurden unter den Musen Melpomene und Thalia vergessen. Schon gesellig konnte Voltaire ohne dramatische Unterhaltungen nicht wohl leben, und die Freundin bequemte sich seiner Liebhaberei um so williger, als sie dabei selbst auch ihre Rechnung fand. So wurde in einer Galerie des Schlosses mit sehr einfachen Mitteln eine Bühne hergerichtet, für welche Voltaire und die Marquise wetteifernd kleine Stücke, besonders gesellige Scherz- und Singspiele, verfaßten, die dann, von ihnen und den anwesenden Gästen aufgeführt, der Marquise Gelegenheit gaben, ihr seltenes Talent auch in diesem Fache ins Licht zu stellen. Auch Marionetten- und Schattenspiel wurde nicht verschmäht, wobei Voltaire seinem possenhaften Humor, nicht selten auf Kosten literarischer Gegner, den Zügel schießen ließ. Von Stücken für ein größeres Publikum sind in jenen Jahren Alzire, Merope, Mahomet und einige andere entstanden. Den Mahomet sah Voltaire zum erstenmal auf der Reise, in Lille, im Jahre 1741 aufführen; in Paris erregte hierauf das Stück durch seine Tendenz soviel Bedenken, daß der Dichter sich veranlaßt fand, es vom Theater zurückzuziehen, auf welches es sich erst neun Jahre später ungehinderten Zutritt errang. Einen ungetrübten Triumph dagegen brachte ihm 1743 Merope, unerachtet er in diesem Trauerspiel auf das für unerläßlich erachtete Motiv der Liebe verzichtet hatte. Sie brachte ihm die Ehre des Hervorrufs, oder mit Lessings Worten in der Hamburgschen Dramaturgie zu reden, „das Parterre ward begierig, den Mann von Angesicht zu kennen, den es so sehr bewundert hatte; wie also die Vorstellung zu Ende war, verlangte es ihn zu sehen, und rief und schrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire

herausstrat und sich begaffen und beklatschen lassen mußte“. Schon die Art, wie Lessing von der Sache spricht, beweist, was auch die französischen Berichterstatter bezeugen, daß ein Hervorrufen des Dichters damals noch etwas Unerhörtes war.

Einen Sturm minder angenehmer Art hatte etwas früher, im Jahre 1736, ein Opfer erregt, das Voltaire der lyrischen Muse brachte. In einem Lehrgedicht: „Der Weltmensch“, sang er das Lob der Kultur und der Künste, und rühmte selbst dem vielgeschmähten Luxus einen mildernden Einfluß auf die menschlichen Sitten nach. Folgerichtig erschien ihm daher der Urzustand der Menschheit als ein Zustand der Rohheit und Barbarei, und er entwarf mit heiterer Ironie von Adam und Eva eine Schilderung, die freilich zu den herkömmlichen Vorstellungen von dem paradiesischen Zustande wenig stimmte. Im Grunde waren es äußerst harmlose Dinge, die er unseren Stammeltern nachsagte: lange und schmutzige Nägel, schlecht frisierte Haare, braune Haut, rauhe Kost und hartes Lager; aber man fand darin eine Verhöhnung der Kirchenlehre vom Stande der Unschuld, und der Dichter sah sich wieder einmal zum Verschwinden, diesmal einem Winteraufenthalt in Holland, genötigt. Zwei Jahre später, 1738, veröffentlichte er das Lehrgedicht „über den Menschen“ in sieben Büchern, worin er nach Form und Inhalt in die Fußtapfen Popes trat und die Unabhängigkeit des inneren Glückes von dem äußeren Zustande, Mäßigung als die Bedingung dieses Glückes und Wohltätigkeit als die wahrhaft menschliche Tugend in gefälligen Versen geltend machte.

Doch keine von diesen Arbeiten hat so viel von sich reden, hat ihren Verfasser so zum Lieblingsdichter der vornehmen Welt, wie zum Abscheu der Ernsten und Frommen gemacht, als eine Dichtung, die, wenn auch schon früher begonnen und später vollendet, doch ihre Ausführung großenteils in Cirey erhalten hat: das komische Epos über das Mädchen von Orleans, „die Pucelle“. Longchamp, der zwar erst später in Voltaires Dienste trat, aber es aus seinen Erzählungen wissen konnte, berichtet, ums Jahr 1730 oder 31 sei einmal bei dem Herzog von Richelieu über Tafel von den Taten des Mädchens und von dem epischen Gedichte die Rede gewesen, worin ein Poet des vergangenen Jahrhunderts, Chapelain, sie besungen hatte. Man habe sich

über dieses Gedicht insbesondere auch darum lustig gemacht, weil es das kriegerische Mädchen als eine Heilige fasse, und der Herzog habe geäußert, wenn Voltaire den Stoff behandelt hätte, würde er sicherlich seinen Vorteil besser verstanden haben. Voltaire habe erwidert, er würde wohl überhaupt kein ernsthaftes Gedicht daraus gemacht haben; es liege in der Geschichte dieses Mädchens auf der einen Seite zu viel Triviales, auf der anderen zu viel Entsetzliches; er glaube, daß der Stoff sich eher für die komische als für die heroische Gattung eignen würde. Von allen Seiten habe man ihm nun zugesprochen, eine solche Bearbeitung zu liefern; nach einigem Sträuben habe er sich daran gemacht und nach kurzer Zeit derselben Gesellschaft die vier ersten Gesänge der Pucelle vorgelesen.

Das Epos von Chapelain, das im Jahre 1656 unter dem Titel: „Das Mädchen (la Pucelle), oder das gerettete Frankreich“, erschien und in zwölf schwerfälligen Büchern die Heldin von ihrem ersten Auftreten bis in ihren Kerker zu Rouen begleitet, ist allerdings ein höchst altfränkisches Ding, das die damalige Generation seltsam ansprechen mußte. Es faßt die Geschichte der Jungfrau im streng kirchlich-supranaturalistischen Sinne: sie ist von Gott, auf Fürbitte der Jungfrau Maria, zur Rettung Frankreichs speziell berufen; sie wird durch einen Engel in einer umhüllenden Wolke mitten durch die Feinde hindurch zum König geführt; in der Schlacht stehen himmlische Heerscharen ihr zur Seite, so wie für die Engländer der Satan mit seinen Dämonen kämpft. Zunächst war es also diese veraltete Behandlungsart, die Voltaires Spott herausforderte; die Heldin selbst, historisch genommen, erfreute sich in gewissem Sinne seiner Zuneigung. Er kommt wiederholt auf sie zu sprechen: im philosophischen Wörterbuch in einem eigenen Artikel; im Versuch über die Sitten und den Geist der Völker in dem Kapitel über die Zeiten Karls VII.; in der Henriade begegnet uns „die wackere Amazone, die Schmach der Engländer und die Stütze des Thrones“, mit den Bayards und du Guesclins im Paradiese. „Man mache nur“, sagt er einmal, „aus Johanna keine Inspirierte, sondern eine beherzte Idiotin, die sich für inspiriert hielt; eine Dorfheroine, die man eine große Rolle spielen ließ; ein mutiges Mädchen, das Inquisitoren und Doktoren mit feiger

Grausamkeit verbrennen ließen.“ Man ließ sie eine Rolle spielen — wer denn? In dem Versuch über die Sitten gibt Voltaire erst ein Bild der Zerrüttung Frankreichs beim Regierungsantritt des genannten Königs und fährt dann fort: „Man mußte bald zu einem noch seltsameren Auskunftsmittel greifen (als die Münzverschlechterung, von der vorher die Rede gewesen war), nämlich zu einem Wunder. Ein Edelmann an der Grenze von Lothringen, namens Baudricourt, glaubte, in einer jungen Magd in einem Wirtshause zu Vaucouleurs eine Person zu finden, die zu der Rolle einer Kriegerin und Inspirierten geeignet wäre.“ Sich für inspiriert zu halten, oder, wie Johanna, Erscheinungen der heiligen Katharina und Margaretha zu haben, war für Voltaire ein so unerhörter Blödsinn, daß es ihm schwer fiel, denselben auch der einfältigsten Person wirklich zuzutrauen, daß er sich immer wieder versucht fand, entweder halben oder ganzen Betrug dabei vorauszusetzen. Der halbe wäre gewesen, wenn sich Johanna den Wahn von einem Dritten, der sie als politisches Werkzeug benutzen wollte, in den Kopf setzen ließ; der ganze, wenn sie selbst die Erscheinungen erdichtete. Voltaire schwankte zwischen beiden Voraussetzungen; denn einmal nennt er die Jungfrau auch geradezu „eine Heldin, würdig des Wunders, das sie erdichtet hatte“. Geschichtlich ist hieran ebensowenig etwas, als an der Wirtshausmagd oder Kellnerin, die Voltaire aus einer im feindlichen, burgundisch-englischen Sinne geschriebenen Chronik aufgelesen hat, oder an den 27 Jahren, die er ihr statt der geschichtlichen 18 bis 19 gibt. Auch in dieser Vergröberung aber ist ihm Johanna an und für sich immer noch respektabel; er schätzt ihren patriotischen Mut, und was ihr außerdem bei ihm Vorschub tut, ist, daß es ein Bischof und ein Inquisitor war, die sie auf den Scheiterhaufen lieferten. Gleichwohl begreifen wir jetzt seine Frage, wie man Leuten von Geschmack ein ernstliches Interesse beibringen wolle für ein Mädchen in Mannskleidern, das aus einem Wirtshause komme und auf dem Scheiterhaufen endige.

Dies war einerseits noch ganz aus der aristokratischen Ausschließlichkeit der Zeit Ludwigs XIV. heraus gesprochen, wie sie sich zwar vorzüglich im Drama ausgeprägt hatte, aber auch für das Epos maßgebend war. Könige und Helden für die Tragödie,

Bürger und Bauern für die Komödie; wer das Landmädchen von Dom Remi als Heilige faßte, der mochte sie zur Heldin eines ernsthaften Epos machen, denn da fielen die Standesunterschiede weg; wer sie aber menschlich fassen wollte, konnte sie nur für ein komisches Epos verwenden, wofür in Ariost ein so beliebtes Muster vorhanden war. Doch diese Behandlung wirklich über die nationale Heldin zu verhängen, dazu lag der eigentliche Reiz in etwas anderem. Sie galt der landläufigen Vorstellung, und war noch zuletzt dichterisch gefeiert worden, als die reine Jungfrau, die eben als solche würdig befunden war, das Organ göttlicher Offenbarungen und Wirkungen zu sein. Göttliche Offenbarungen und Wunderwirkungen nun gab es für die Geistesrichtung, die in Voltaire ihren genialen Sprecher hatte, keine mehr. Aber ebensowenig wollte man an jungfräuliche Reinheit glauben. Was Mephistopheles zu Faust als seinem nur allzu gelehrigen Schüler sagt:

> Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos,

oder vorher:

> Du sprichst ja wie Hans Liederlich,
> Der begehrt jede liebe Blum' für sich,
> Und dünkelt ihm, es wär' kein' Ehr'
> Und Gunst, die nicht zu pflücken wär' —

das war die Ansicht der Kreise, für welche Voltaire seine Pucelle dichtete. In der Heldin von Orleans konnte er also sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe treffen: den Glauben an göttliche Offenbarung und den an weibliche Reinheit. Dies bewerkstelligt er in dem Gedichte so, daß er die Wundermaschinerie beibehält: der heilige Dionysius, Frankreichs Schutzpatron, sucht sich die Heldin aus und läßt ihr in wiederholten Erscheinungen seinen Beistand angedeihen, worüber er mit dem heiligen Georg, dem Beschützer Englands, in Streit gerät; das alles aber wird — man denke nur an den geflügelten Esel, der sich als Reittier der Heldin zur Verfügung stellt — in so burlesken Zügen durchgeführt, daß es als bloße Parodie erscheint. Auch bildet diese Seite der Sache nur die Folie, den Hintergrund; den Vordergrund nimmt die Durchführung des anderen Themas ein, das übrigens weniger an der Heldin selbst, als gelegentlich ihrer an den übrigen weiblichen Figuren des Gedichtes, von der schönen

Agnes Sorel bis zu Nonnen und Äbtissinnen, anschaulich gemacht wird. Bei allen diesen ist es nur Sache der Gelegenheit, ob sie Reinheit und Treue bewahren oder nicht, und selbst der Zwang, der sie ihnen raubt, ist nicht ganz unwillkommen. Im Unterschiede von ihnen erscheint Johanna noch ganz ehrenwert; schon die Derbheit der Dorfdirne, die den Zudringlichen im Notfalle mit einer tüchtigen Ohrfeige abzuführen weiß, kommt ihr zu statten: und da ihre patriotische Heldenrolle ihr wirklich am Herzen liegt, und sie die Vorstellung teilt, daß deren Durchführung an ihre Jungfräulichkeit als Bedingung gebunden sei, so weiß sie diese bis auf weiteres stramm zu behaupten. Dieser Geist und Sinn der Dichtung legt sich gleich in den Eingangsversen dar:

Zum Heil'gensänger bin ich nicht gemacht,
Da schwach und weltlich meine Töne klingen;
Und doch — ich muß euch von Johanna singen,
Die, sagt man, Gotteswunder hat vollbracht.
Nur Jungfernhänden konnt' es ja gelingen,
Zu sichern unsrer Lilien Silberpracht,
Zu brechen stolzer Briten Übermacht
Und Salböl auf des Königs Haupt zu bringen.
Johanna war — ich sag' es ohne Scherz —
Ein Mädchen, dessen Unterrock und Mieder
Bedeckten eines Rolands Heldenherz.
Was mich betrifft — ihr habt ja nichts dawider —,
So lieb' ich mehr ein Lämmchen, sanft und gut;
Doch in Johanna pochte Löwenmut,
Das werdet ihr aus meinem Lied erfahren.
Bewundern sollt ihr ihre Heldenkraft,
Und allermeist, daß ihre Jungfrauschaft
Ein ganzes Jahr sie wußte zu bewahren.

Mit diesen Anschauungen war die Voltairesche Dichtung aus dem Sinne der höheren Gesellschaftskreise jener Zeit heraus geschrieben, darum war sie der Zeit auch nach dem Sinne. Wie sie nach und nach entstand und lange Jahre nur in Abschriften umging, war, einer solchen habhaft zu werden, das Ziel eifriger Bewerbung von Fürsten und Prinzessinnen, das Gedicht der feinste Leckerbissen, seine Kenntnis gleichsam das geistige Erkennungszeichen der guten und besten Gesellschaft. Auch hatte das Gedicht für jene Zeit nur allzuviele Wahrheit: die Frauen der höheren Kreise waren zum guten Teil so, wie sie hier geschildert wurden;

was der Dichter der Pucelle nur gar zu bald — zur gerechten Strafe, wenn man will — erfahren sollte. Wir Heutigen legen das Gedicht, nachdem es uns zuweilen ergötzt, öfter abgestoßen hat, ziemlich gleichgültig aus der Hand, weil es für uns nicht mehr die Wahrheit enthält. Wir wissen, daß das Weib so nicht ist, oder doch nur unter besonderen Umständen so ist, und wenn sie es wäre, würden wir uns nicht so lustig darein finden. Unsere Lebensanschauung ist keine frivole mehr; aber wir begreifen, wie sie damals so werden konnte. Es war die praktische Reaktion gegen den christlichen Spiritualismus, die neben der wissenschaftlichen eintreten mußte. Im kirchlichen Christentum ist das Sinnliche am Menschen grundsätzlich verneint, tatsächlich nur geduldet; Enthaltung, Jungfräulichkeit ist das Höhere, das Wahre, das, was eigentlich sein sollte, wenn es nur könnte; und in einzelnen Menschen ist es doch auch wirklich, die ebendamit sich auf den Gipfel der Menschheit stellen. Die Aufklärung in der sensualistischen Richtung, die sie in Frankreich nahm, sagt, und soweit hat sie ganz recht: nein! der Mensch ist nicht wesentlich Geist; nun geht sie aber weiter und wird ebenso einseitig wie die Kirche, indem sie fortfährt: sondern er ist Fleisch, Sinnlichkeit; und sofort gibt sich der Dichter daran, dies in einer Reihe von Bildern anschaulich zu machen, wo durchaus das Fleisch den Geist zu Falle bringt, die vorgebliche Reinheit sich als Heuchelei, die vermeintlich Heiligsten sich als die Verdorbensten zeigen. Eine Dichtung dieser Art kann uns nicht mehr befriedigen; im Gegenteil, wir haben uns mit aller Anstrengung auf den historischen Standpunkt ihrer Entstehung zu versetzen, um den Dichter nicht härter zu beurteilen als er zu beurteilen ist, und ihm insbesondere das Behagen nicht zu verargen, das aus jeder Zeile dieser Dichtung spricht. In der Tat, wenn irgend etwas, so hat Voltaire die Pucelle con amore gearbeitet. Ein jedes Zeitalter freut sich seiner neuerrungenen Weisheit, mag es eine wahre oder falsche sein, besonders wenn es eine heitere Weisheit ist; in Voltaires Pucelle, können wir sagen, genoß das achtzehnte Jahrhundert sich selbst in seiner Frivolität, die an sich zwar häßlich, aber von seinen übrigen besseren Eigenschaften leider nicht zu trennen ist.

Hinterher freilich hat das Gedicht seinem Urheber, wie ein verzogenes Lieblingskind seinem Vater, Sorge und Verdruß wie

kein anderes seiner Werke gemacht. Teils der entsetzliche Schmutz, in den er sich darin stellenweise fallen ließ, teils die kecken Anspielungen auf hochstehende Personen, die er sich erlaubt hatte, konnten sehr üble Folgen für ihn nach sich ziehen. Er hütete sich wohl, das Gedicht drucken zu lassen, aber er verschenkte Abschriften, die sich trotz aller auferlegten und versprochenen Diskretion im stillen weiter verbreiteten: die Marquise hatte allen Grund, die Handschrift unter ihren Verschluß zu nehmen; aber auch er, wenn er ihrem Einfalle, einen Abdruck für Freunde im Schlosse selbst zu veranstalten, sich widersetzte. Zuletzt, wenn auch erst nach ihrem Tode, geschah doch, was man hatte verhüten wollen: es erschienen unrechtmäßige Drucke der Pucelle und setzten Voltaire in nicht geringe Verlegenheit. Er ergriff den Ausweg, der ihm immer geläufiger wurde: er erklärte alles in dem Gedicht, wozu er sich nicht bekennen mochte, für böswilliges Einschiebsel von fremder Hand, und veranstaltete schließlich eine Ausgabe, die er als die einzig unverfälschte betrachtet wissen wollte, während sie doch nur eine von ihm selbst zwar gesäuberte, aber immerhin verstümmelte war. Manches ist ohne Zweifel untergeschoben, sofern es für ihn zu plump und geschmacklos erscheint; doch darf man nur in den neueren Ausgaben der Pucelle, welche die von Voltaire ausgemerzten Stellen und Abschnitte anhangsweise nachführen, diese nachlesen und mit dem übrigen vergleichen, um sich zu überzeugen, daß gerade die schlimmsten dieser Stücke sicher von Voltaire sind.

Während das Stilleben in Cirey diese Früchte von sehr verschiedenem Werte zeitigte, verlor übrigens Voltaire so wenig wie seine Freundin den Hof aus den Augen. Wie sie sich von Zeit zu Zeit in Versailles oder Fontainebleau beim Spiele der Königin einstellte, so versäumte er keine Gelegenheit, bei den verschiedenen Damen, die sich während jener Jahre in der Gunst des Königs ablösten, sich beliebt zu machen. Er huldigte nacheinander der Marquise von Mailly, dann ihrer Schwester, der Herzogin von Châteauroux; bei der Marquise von Pompadour, die ihnen zu längerer Herrschaft folgte, hatte er sogar den Vorteil, zu ihren alten Bekannten aus der Zeit zu gehören, wo sie noch einfach Madame d'Etioles war. Durch diese Bekanntschaften, zu denen noch die des Herzogs von Richelieu, des würdigen

Bundesgenossen jener Damen, kam, brachte es Voltaire endlich dahin, daß zur Feier der Vermählung des Dauphin mit einer spanischen Prinzessin im Jahre 1745 ihm die Anfertigung eines Singspiels übertragen wurde. Das Stück, „die Prinzessin von Navarra“ betitelt und von dem berühmten Rameau in Musik gesetzt, wurde zu Versailles im Februar jenes Jahres mit aller Pracht eines Hoffestes jener Zeit aufgeführt und brachte seinem Verfasser in rascher Folge eine Reihe königlicher Gunstbezeigungen, die Ernennung zum Historiographen von Frankreich, den langersehnten Sessel in der französischen Akademie, und zum Ärgernis mancher Herren vom alten Adel das Patent eines königlichen Kammerjunkers, das er später, mit Beibehaltung des Titels und Ranges, verkaufen durfte. So sehr es ihn beglückte, das so lange vergeblich erstrebte Ziel endlich erreicht zu haben, so konnte er doch nicht umhin, sowohl des Mittels, als der Menschen, bei denen gerade dieses Mittel durchgeschlagen hatte, zu spotten in dem Sinngedicht:

> Mein Heinrich nicht und nicht Zaire,
> Nicht die Amerikanerin Alzire,
> Kein's hat vom König mir nur einen Blick gebracht.
> Ich hatte wenig Ruhm und Feinde ganze Haufen.
> Da ließ ein Possenspiel ich von dem Stapel laufen.
> Und plötzlich war mein Glück gemacht.

Dabei warf er sich indes mit allem Eifer in die Rolle des Hofpoeten. Schon vorher hatte er in einem Gedicht auf die Ereignisse des Jahres 1744 die angeblichen Kriegstaten Ludwigs XV. und seine Genesung, die ihm den Beinamen des Vielgeliebten einbrachte, gefeiert; jetzt beeiferte er sich, die Schlacht bei Fontenoi, die im Mai 1745 der Marschall Moritz von Sachsen gegen den Herzog von Cumberland gewann, in einem Poem zu preisen, worin er gleichfalls das Verdienst des Königs und seines Herzogs von Richelieu um den Sieg ins Licht zu stellen sich angelegen sein ließ. Und als es im Winter darauf galt, den siegreich heimgekehrten König durch neue Hoffeste zu verherrlichen, war es abermals Voltaire, der das Festspiel: „der Tempel des Ruhmes“ verfaßte, worin in der Person keines geringeren als des Kaisers Trajan Ludwig XV. als der wahre, d. h. der menschenfreundliche, volkbeglückende Sieger und Eroberer dargestellt war. Es wird

erzählt, beim Herausgehen aus der Vorstellung sei der Dichter dem König mit dem Herzog von Richelieu an der Seite begegnet, und schwindelnd von seinem Erfolge habe er an diesen, doch zu den Ohren des Königs, die Frage gerichtet: ist Trajan zufrieden? worauf jedoch der König, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, weitergegangen sei.

Eine Stelle in der französischen Akademie zu erhalten, war von jeher und ist noch heute so sehr das Bestreben jedes französischen Schriftstellers, daß uns an Voltaire nur das mißfällt, daß er uns glauben machen will, die Sache sei ihm höchst gleichgültig gewesen. Das ist so unwahr als die Behauptung, er habe die vorhin erwähnten Gunstbezeigungen des Hofes als glänzende Bagatellen betrachtet. O nein, auf der Höhe stand Voltaire bei weitem nicht, von welcher aus dergleichen äußere Ehren als gleichgültig erscheinen; er war nicht der Mann, sich an dem Bewußtsein seiner Bedeutung, an dem Gefühl seiner gewaltigen Wirksamkeit genügen zu lassen; er haschte zugleich begierig nach jeder kleinsten äußeren Auszeichnung, und war leidenschaftlich erregt, wenn sie ihm versagt wurde. Nun ist man ja billig und sieht herkömmlich besonders den Poeten nach, bis zu einem gewissen Punkte Kinder zu sein und an glänzenden Flittern sich zu ergötzen; obwohl man die wenigen Dichter dann auch doppelt hochschätzt, die in diesem Stücke Männer sind. Aber eine Grenze hat diese Nachsicht immer, und wie gefährlich die Eitelkeit dem Charakter werden kann, ist an keinem anderen greller als eben an Voltaire, wahrzunehmen. Sauer genug indes wurde ihm sein Sessel in der Akademie gemacht. Als er zum ersten Male für einen solchen vorgeschlagen war, hatte er bereits Brutus und Zaire, aber auch schon so manches andere geschrieben, was den Akademiker de Boze zu dem Ausspruche veranlaßte, „Voltaire werde nie ein akademisches Subjekt werden“. Als später im Jahre 1743 der Kardinal Fleury starb, hoffte Voltaire, dessen Platz unter den Vierzig zu erhalten, und hatte, seiner Behauptung nach bereits König und Maitresse für sich; aber der Lehrer des Dauphin, ein alter Theatinermönch und früher Bischof von Mirepoix, Boyer, der jetzt im Ministerium saß, wußte es zu hintertreiben, trotz aller Versicherungen, die Voltaire ihm machte, ein guter Bürger und wahrer Katholik zu sein. Der Mann

mochte sich einmal als l'ancien évêque de Mirepoix unterzeichnet und das ancien abgekürzt: anc., geschrieben haben; dafür hieß er nun bei Voltaire fortan l'âne évêque de M., der Eselsbischof von Mirepoix — was ich absichtlich anführe als Beispiel für eine Art von Witz, woran Voltaire nicht selten Behagen fand. Damals nun, in der frischen Hofgunst der Jahre 1745 und 46, hielt er es an der Zeit, einen neuen Versuch zu machen, und wäre ihm der Erfolg so gleichgültig gewesen, wie er sich anstellt, so würde er schwerlich ein Mittel in Anwendung gebracht haben, mit dem er es freilich in der Praxis leichter nahm, als wir es in der Beurteilung nehmen können. In Anbetracht des bedeutenden Einflusses nämlich, den am Hofe noch immer die Jesuiten hatten, und um nicht abermals seiner Bewerbung von geistlicher Seite her einen Riegel vorgeschoben zu sehen, suchte er nun die Jesuiten für sich zu gewinnen. In einer Kirchenzeitung war dem Papst Benedikt XIV. sein freundliches Schreiben an Voltaire, und in einer in Holland erschienenen Schrift dem letzteren seine Vorliebe für die Jesuiten zum Vorwurfe gemacht. Das benutzte er nun als Anlaß, in einem Schreiben an den Pater de la Tour, der jetzt dem Kollegium vorstand, worin Voltaire erzogen worden war, neben seiner Ergebenheit gegen den Papst, zugleich seine Dankbarkeit und unverbrüchliche Anhänglichkeit an den Orden mit einem Nachdruck, einer Übertreibung auszusprechen, welche die Absicht nicht verkennen läßt. Da ist alles, was er die sieben Jahre seines Aufenthalts im Collège gesehen, nur Schönes und Gutes, nur Fleiß, Mäßigkeit und Ordnung gewesen; er ist erstaunt, wie man den Vätern von der Gesellschaft Jesu eine verderbliche Moral zuschreiben mag; jawohl, sie haben in den finsteren Zeiten, wie andere Orden auch, ihre Kasuisten gehabt, die über Punkte der Sittenlehre für und wider disputiert haben, die jetzt längst aufgeklärt oder auch vergessen sind; aber es macht der Menschheit Schande, daß man sich erdreistet, Männer einer laxen Moral zu beschuldigen, die in ganz Europa das härteste Leben führen und ans Ende von Asien und Amerika reisen, um da den Märtyrertod zu suchen. Kein Wunder, daß ein solcher Verleumder der Unschuld auch Voltaire verleumdet, daß er ihm Gesinnungen aufbürdet, die er nie gehabt, und Bücher zuschreibt, die er nie geschrieben, oder die von den

Herausgebern unwürdig gefälscht sind. Selbst die Henriade ist niemals korrekt gedruckt worden (man sieht, wenn eine ihrer Kraftstellen gegen Intoleranz und Fanatismus den P. P. Jesuiten zu stark war, so hielt sich Voltaire auch hierfür die Hintertür der vorgeblichen Verfälschung offen); „man wird vermutlich“, setzt er hinzu, „meine echten Werke nicht eher haben, als nach meinem Tode“. Inzwischen will er nach dem Beispiele des großen Corneille seine Schriften dem Urteil der Kirche unterwerfen. „Wenn man je“, erklärt er, „unter meinem Namen eine Seite gedruckt hat“ (daß er eine solche geschrieben, gesteht er also immer nicht zu), „die auch nur einem Dorfküster Ärgernis geben kann, so bin ich bereit, sie in seiner Gegenwart zu zerreißen; ich will ruhig leben und sterben im Schoße der römisch-katholischen apostolischen Kirche, ohne jemand anzugreifen, ohne jemand zu beschädigen, ohne eine Meinung zu behaupten, die jemandem anstößig sein könnte.“

Um den Preis solcher Schritte und Erklärungen setzte Voltaire es durch, daß er, nachdem er längst Mitglied fast aller europäischen Akademien geworden war, endlich auch in die französische aufgenommen wurde; darin allerdings ein echter Zögling der Jesuiten, daß er zu seinen Zwecken jedes Mittel für erlaubt ansah; wären nur seine Zwecke immer so gut oder doch so harmlos gewesen, wie dieses Mal!

An literarischen Streitigkeiten hat es Voltaire auch in dieser Lebensperiode nicht gefehlt, und er führte sie, wie er sie immer führte. Von dem Zank mit J. B. Rousseau ist früher die Rede gewesen; in diese Jahre fällt vornehmlich ein womöglich noch häßlicherer Handel mit einem gewissen Abbé Desfontaines. Diesen Menschen hatte Voltaire durch seine Verwendung aus dem Zuchthause freigemacht; wodurch sich derselbe aber nicht abhalten ließ, nachdem er eine Schmähschrift gegen Voltaire auf Thieriots Zureden vernichtet, sich wiederholt kritisch an ihm zu reiben und auf eine scharfe Entgegnung Voltaires einen unverschämten Drohbrief an ihn zu richten. Dadurch ließ sich Voltaire hinreißen, mit Vorschiebung eines Strohmanns zwar, aber von jedermann erkannt, unter dem Titel: „das Präservativ“, eine Streitschrift drucken zu lassen, auf deren Titelkupfer Desfontaines als Züchtling abgebildet war. Darauf antwortete dieser in einem Libell:

„die Voltairomanie“, wovon er selbst sagte, es werde Voltaire nichts übrig lassen, als sich zu hängen. Statt dessen schritt dieser zur gerichtlichen Klage, deren Ergebnis war, daß Desfontaines einen Widerruf unterzeichnen mußte; aber mit diesen elenden Geschichten war ein ganzer Winter hingegangen, und die Feindseligkeiten dauerten auch nachher noch fort. Wie Desfontaines im Jahre 1745 starb, war ihm bereits ein Schlimmerer nachgewachsen in der Person von Freron, der neben Voltaires ganzer fernerer Autorlaufbahn wie ein bellender Hund herlief und dagegen von ihm in allen Formen, in Prosa und Versen, in Epos und Drama, zerrbildlich verewigt worden ist. Mochte er immerhin in manchem seiner Angriffe, wie namentlich in der schneidenden Beurteilung von Voltaires Hofpoesie und leider auch in der Aufdeckung so mancher Flecken seines Charakters, recht haben: die Lacher zog Voltaire schließlich doch auf seine Seite, und die Schmarotzerexistenz eines nergelnden Literaten ist der produktiven Tätigkeit eines Mannes wie Voltaire in die Länge niemals gewachsen. Freron blieb nicht der letzte in seiner Art, die la Beaumelle, Clement, Nonnotte und wie sie alle hießen, gesellten sich ihm bei, und der witzige Abbé Voisenon schrieb im Stile der biblischen Genealogien: „Zoilus zeugete Mävius; Mävius aber zeugete Desfontaines; Desfontaines aber zeugete Freron; Freron aber zeugete Clement“ u. s. f. Der bekannte Reim gegen Freron:

Jüngsthin in einem kühlen Hain
Biß eine Schlang' in Freron's Bein.
Und, fragt man, was geschah alsdann?
Die Schlange starb und nicht der Mann —

ist zwar nur Nachbildung eines Epigramms der griechischen Anthologie, und seine Abkunft von Voltaire wird bezweifelt; aber er hätte sich desselben wenigstens nicht, wie so mancher anderer Ausfälle, zu schämen gehabt.

Unter allen diesen Händeln mochte die Marquise du Châtelet nicht Unrecht haben, wenn sie versicherte, sie habe den Freund jeden Augenblick vor ihm selbst zu retten, und sie wende mehr Politik auf, ihn zu leiten, als der ganze Vatikan, um die Christenheit in seinen Banden zu halten. Bisweilen indes war es doch auch wieder sie, die ihn in Verlegenheit brachte. Denn,

so leidenschaftlich er übrigens sein mochte, ein so leidenschaftlicher Spieler war er doch nicht wie sie. Eines Abends hatte sie in Fontainebleau, beim Spiel der Königin, 80 000 Livres verloren, während sie keine 100 mehr im Vorrat hatte; Voltaire hatte zugesehen, und in der Überzeugung, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen, ihr hernach auf Englisch zugeflüstert, sie merke in ihrer Zerstreuung nicht, daß sie mit Gaunern spiele. Jetzt aber bemerkte sie, daß ihre Mitspieler das gehört und verstanden hatten, und nun war es für beide Teile, für sie, um ihre Spielschuld in Ordnung zu bringen, für ihn, um einem Ehrenhandel auszuweichen, das Geratenste, sich davon zu machen. Das taten sie denn auch noch in der Nacht, und zwar flüchtete sich Voltaire nach Sceaux zu der Herzogin von Maine, mit der er schon von der Zeit seines Oedipe her befreundet war. Hier lebte er zwei Monate lang in einem Oberzimmer versteckt, am Tage mit verschlossenen Laden und bei Licht, doch unablässig beschäftigt; nachts kam er zur Herzogin herunter, speiste an ihrem Bett und belustigte sie durch seine Scherze, während sie ihn mit alten Hofanekdoten unterhielt. Mehrere seiner Erzählungen, wie Zadig, Babouc u. a., sind während dieser Tage entstanden und darauf in der Nacht von dem Dichter seiner hohen Beschützerin vorgelesen worden. Endlich hatte die Marquise ihre Schuld auf dem Vergleichswege abgewickelt, zugleich auch Voltaires Ehrenhandel getuscht und eilte jetzt nach Sceaux, es ihm anzukündigen. Nun aber ließ die Herzogin so ausgezeichnete Gäste noch nicht los, und es verflossen noch drei Wochen unter Belustigungen aller Art, besonders auch dramatischen Vorstellungen, bei denen Voltaire und seine Freundin verschiedene Rollen übernahmen.

Ihre Spielverluste durch verdoppelte Sparsamkeit einzubringen, zog sich die Marquise mit ihrem Freunde, nach kurzem Aufenthalt in Paris, mitten im Winter 1747 auf ihren Landsitz zurück, und auf dem Wege dahin brachte ein Unfall die Reisenden in eine Situation, von der uns Voltaires damaliger Sekretär, Longchamp, in seinen Denkwürdigkeiten ein allzu bezeichnendes Bild entworfen hat, als daß ich es zurückhalten dürfte. Die Marquise hatte die Liebhaberei, die, für den Sommer ganz angenehm, für den Winter ihr Bedenkliches hatte, bei Nacht zu reisen. So wurden sie denn auch umgeworfen, und nachdem sie mit Mühe, besonders Voltaire,

der zu unterst lag, aus dem umgestürzten Wagen gezogen waren, mußte, um diesen mit seiner schweren Ladung von Koffern und Kisten aufzurichten, Mannschaft aus dem nächsten Dorfe herbeigeholt werden. Mittlerweile saßen Voltaire und seine Freundin auf den herausgenommenen Wagenpolstern mitten im Schnee, und halb erfroren, trotz ihrer Pelze, bewunderten sie die Schönheit des gestirnten Himmels. „Es ist wahr," sagt der humoristische Sekretär, „er war vollkommen hell, die Sterne funkelten im lebhaftesten Glanze, der Horizont war frei, kein Haus, kein Baum entzog auch nur den kleinsten Teil desselben ihren Blicken. Entzückt von einem so erhabenen Schauspiel unterredeten sich unsere beiden Philosophen klappernd vor Frost über die Natur und den Lauf der Gestirne, über die Bestimmung so vieler Weltkörper im unendlichen Raume. Es fehlte ihnen nur ein Fernrohr, um vollkommen glücklich zu sein. Ihr Geist, in der Tiefe des Himmels verloren, hatte keine Wahrnehmung mehr für ihre betrübte Situation auf der Erde, oder vielmehr auf dem Eis und Schnee."

Nicht mit ebensovielem Gleichmute bemerkte um diese Zeit Voltaire, daß sein Stern bei Hofe im Sinken war. Durch ein Madrigal auf des Königs Verhältnis zu der neuen Geliebten, das bald in aller Händen war, hatte er zwar diese sich von neuem verpflichtet, aber die Königin und die königlichen Töchter gereizt, die auf den Vater nicht ohne Einfluß waren. Dieser selbst war ihm niemals eigentlich hold gewesen, und die Favoritin mochte sich nicht aussetzen. Jetzt eben war es Mode am Hofe, den alten Crebillon, den nach langem Verschollensein gleichsam neu entdeckten Dramatiker, Voltaire gegenüber zu begünstigen. Dieser nahm den Kampf Fuß an Fuß mit dem Gegner auf, indem er mehreren seiner Stücke neue Bearbeitungen desselben Themas entgegenstellte. Bei Hofe konnte ihm das nichts helfen; das Publikum aber sah darin nur Neid, zumal auch dieser Wettstreit, durch den Eifer der beiderseitigen Anhängerschaft bei den Aufführungen sehr laut geworden, von Voltaire nicht ohne Bitterkeit geführt wurde.

Unter solchen Umständen war es sehr erwünscht, daß man bereits mit einem anderen, wenn auch kleineren Hofe in der Nähe befreundet war, an den man sich zur Abwechselung, statt

nach Paris und Versailles, begeben konnte. Durch die Lage von Cirey unweit der lothringischen Grenze ergaben sich Beziehungen mit dem Exkönig von Polen, Stanislas Lescinski, dem im Wiener Frieden die Herzogtümer Lothringen und Bar auf Lebenszeit zugeteilt worden waren. Stanislas war zwar bigott und von Jesuiten geleitet, doch immerhin Lebemann und auch gutmütig genug, um die Unterhaltung nicht von der Hand zu weisen, die ein Paar, wie Voltaire, den er schon von Versailles her kannte, und die Marquise, die seiner Freundin, der Marquise de Boufflers, befreundet war, seinem etwas einförmigen Hofe zuzuführen versprachen. So hielten sich denn beide wiederholt längere Zeit bald in der Residenz Luneville, bald an anderen lothringischen Orten, besonders auf dem Lustschlosse Commercy, als willkommene Gäste des Königs auf, zur Beunruhigung seiner Tochter, der Königin von Frankreich, die, womöglich noch beschränkter als der Vater, von so freigeisterischer Gesellschaft Gefahr für sein Seelenheit befürchtete. Auch hier wie in Cirey behielt sich Voltaire den größten Teil des Tages für seine Arbeiten vor, während er über Tafel und am Abend als Gesellschafter, Theaterdichter und Schauspieler seinen reichen Beitrag zur Unterhaltung gab.

Es war ein idyllisches Leben am Hofe des guten Stanislas, besonders wenn man in der schönen Jahreszeit in Commercy war; und doch zogen sich eben hier wie Wolken die Ursachen zusammen, die dem glücklichen Zustand ein schnelles Ende machen sollten. Schon seit etlichen Jahren standen zwischen Voltaire und der Marquise die Dinge nicht mehr ganz so wie ehedem. Wenn er sich der Veränderung vielleicht weniger bewußt war, so war sie ihr um so empfindlicher. Ihn hatten bei kränklichem Körper und unablässiger Arbeit seine fünfzig Jahre, und doch wohl auch der Freundin nicht immer sanftes Joch, worüber man zuweilen starke Ausdrücke von ihm hören konnte, allmählich kühler gestimmt, als es mit ihrem immer noch jugendlichen Liebesbedürfnis sich vertrug. Sie hatte sich in Briefen an Vertraute wiederholt schmerzlich darüber beklagt. Daß er sie in Briefen an den königlichen Freund in Preußen mitunter geradezu verleugnet, d. h. sein Festhalten an ihr auf bloße Dankbarkeit zurückgeführt hatte, wußte sie wohl nicht, aber sie konnte es in

seinem Bezeigen spüren. Wenn jetzt ein Mann in ihren Kreis trat, von dem sie das zu erlangen hoffte, was Voltaire ihr nicht mehr zu gewähren schien, so konnte sich eine für diesen gefährliche Wahlverwandtschaft herausstellen. Ein solcher trat denn wirklich im Winter 1747 in die Hofkreise von Luneville ein, in der Person eines jungen Gardekapitäns, St. Lambert, der einnehmende Manieren und auch den Ruf eines Poeten hatte. Erst machte er der Frau von Boufflers den Hof und wurde dadurch dem König unangenehm; aber im folgenden Sommer, während des Aufenthaltes in Commercy, fand Voltaire, daß vielmehr er Ursache habe, eifersüchtig zu sein. Es war nicht anders: seine göttliche Emilie, damals 42 Jahre alt, hatte den um zehn Jahre jüngeren Mann, der ihr mit jugendlicher Beflissenheit huldigte, dem alten, kränklichen, oft verdrossenen Freunde vorgezogen. Welche seltsame Schicksalsverflechtung, daß derselbe Mann, der jetzt Voltaire aus dem Herzen und sein Bild aus dem Ring einer geistvollen Frau vertrieb, acht Jahre später seinem Antipoden Rousseau den Zugang zu dem Herzen einer anderen versperren sollte!

Voltaires Wut bei der Entdeckung war ohne Grenzen, er wollte in der Nacht noch fort; aber die Marquise hatte ihn nicht umsonst fünfzehn Jahre lang studiert. Und er war seit dreißigen derselbe geblieben. Denn es ging jetzt genau wieder wie zu der Zeit, als Susanne Livry ihm zugunsten des allzuliebenswürdigen Génonville untreu geworden war. Nur ob diese, ihn zu begütigen, den gleichen Weg eingeschlagen, wie die Schülerin Newtons, läßt sich doch bezweifeln. Die letztere überraschte ihn wie uns — die Sache ist aber wert, bei dem Horcher Longchamp mit allen Einzelheiten nachgelesen zu werden — durch eine in der Tat großartige Aufrichtigkeit. Er weiß ja doch, was sie bedarf, sie hat gewußt was ihm zuträglich ist, und darnach hat sie sich eingerichtet: wo wäre also ihr Verbrechen? Diese Sprache war auf Voltaire wohl berechnet; und wie nun vollends St. Lambert kam, sich bei ihm zu entschuldigen, fiel er ihm um den Hals und gab sich selbst Unrecht, auf das, was nur einer glücklichen Jugend zustehe, in seinem Alter noch Anspruch gemacht zu haben. Zeitlebens behielt Voltaire eine besondere Zuneigung zu seinem glücklichen Nebenbuhler, und hat

ihn auch als Schriftsteller — denn St. Lambert wurde in der Folge der Dichter der „Jahreszeiten“ — höher gehoben als er es verdiente.

Auch in bezug auf die letzten Schicksale der Marquise, die mit dem soeben Berichteten in einem so verhängnisvollen Zusammenhange stehen, möchte ich am liebsten auf die ausführliche Erzählung des Gewährsmannes Longchamp verweisen. So bezeichnend diese Vorgänge für die Sitten der Zeit und den Charakter der beteiligten Personen sind, so schwer fällt es uns jetzt, sie darzustellen, ohne entweder den Sitten unserer Zeit oder dem Charakter der in eine ganz andere hineingestellten Personen zu nahe zu treten. Eine Weile geht es noch tragikomisch fort: die Entdeckung, welche die Marquise auf dem Rückwege nach Paris, in Cirey, macht; die Beratung mit dem Liebhaber und dem Freunde; die Berufung des Gemahls und dessen Vaterfreude — sind durchaus Stücke aus einer Komödie. Aber der Frau, die sich mit 43 Jahren noch einmal durch Mutterhoffnungen überrascht sieht, wird es je mehr und mehr tragisch zu Mute. Man begibt sich nach Luneville, um hier die Entbindung abzuwarten; diese erfolgt auch glücklich und bringt ein Töchterlein; aber einige Tage nachher führt ein kalter Trunk, zu dem sich die Wöchnerin durch die Hitze des Milchfiebers und des Wetters verführen läßt, ein tödliches Erkranken herbei. Durch einen scheinbar günstigen Schlummer der Leidenden getäuscht, hatte Voltaire und der Marquis sich einen Augenblick entfernt: wie man sie zurückrief, fanden sie nur noch eine Leiche.

Voltaire und St. Lambert waren die Letzten am Todenbette, und als ersterer, mit tiefem Schmerze sich losreißend, das Zimmer verlassen hatte, fiel er am Fuße der Schloßtreppe, neben der Schildwache, ohnmächtig auf das Pflaster. Es war der 10. September 1749, als die glücklichste Periode von Voltaires Leben einen so erschütternden Abschluß fand.

III.

Während der ersten Jahre von Voltaires Stilleben in Cirey lebte auf seinem Schlosse zu Rheinsberg in der Mark gleichfalls in literarischer Muße der preußische Kronprinz Friedrich. Nachdem es nicht ohne Mühe gelungen war, die weitgediehenen Zerwürfnisse zwischen ihm und seinem königlichen Vater auszugleichen, hatte er sich in dieses Asyl zurückziehen dürfen, von wo aus er sich nun um so beflissener zeigte, den Anforderungen des strengen Vaters an seine Geschäftstätigkeit zu genügen, als er sich dadurch die Befugnis erkaufte, alle übrige Zeit der feineren Geselligkeit, der Beschäftigung mit Kunst und Literatur zu widmen. Es war ein wirklicher Musenhof in Rheinsberg, von anderer Art freilich als 40 Jahre später der in Weimar, darin besonders, daß es nicht die deutsche, sondern die französische Literatur war, die hier gepflegt wurde. Der Herrscher in dieser damals weltbeherrschenden Literatur war aber Voltaire, und unter seinen auswärtigen Verehrern war keiner, auf den er in jeder Hinsicht stolzer sein durfte, als der hochbegabte Erbe des jungen Preußenthrones.

Dem feurigen Prinzen war es nicht genug, den bewunderten Schriftsteller nur in der Stille, als Leser seiner Werke, zu verehren; es drängte ihn, diese Verehrung ihm zu erkennen zu geben und dadurch vorerst eine briefliche Berührung mit ihm herbeizuführen, bis die Verhältnisse eine persönliche gestatten würden. Am 8. August 1736 schrieb Friedrich den ersten Brief an Voltaire und eröffnete damit eine Korrespondenz, die mit wenigen Unterbrechungen die beinahe 42 Jahre bis zu Voltaires Tode fortdauern und für beide Männer immer mehr zum Lebensbedürfnis werden sollte. Dieser Briefwechsel zwischen Friedrich und Voltaire, wie er in der neuesten Ausgabe der Werke des großen Königs in drei stattlichen Bänden und 570 Nummern

vor uns liegt, bietet von mehr als einer Seite ein nicht gewöhnliches Interesse. Es sind die zwei bedeutendsten Männer ihrer Zeit, die Vertreter zweier Nationen — denn Friedrich, wenn auch französisch gebildet, verleugnet doch die deutsche Art und Natur keineswegs —, in ganz verschiedenen Lebensstellungen, doch einer wie der andere in der seinigen der Erste, die sich so vertraut, wie es zwischen einem Fürsten und einem Schriftsteller möglich ist, in all den verschiedenen Situationen, wie sie sich in einem ereignisreichen Leben während eines so langen Zeitraumes ergeben, einander mitteilen. Eben diese Veränderungen in der Stellung, der äußeren sowohl als der inneren, der beiden Männer verleihen ihrem Briefwechsel in seinem Verlaufe die spannende Anziehungskraft eines Dramas, eines Romans. Äußerlich, wie der Prinz zum König, der König zum siegreichen Feldherrn, dann zum weisen Gesetzgeber und Herrscher, endlich durch furchtbare Schicksalsproben hindurch zum unüberwindlichen Helden, zum großen Manne des Jahrhunderts emporwächst; während auf der anderen Seite der Schriftsteller, bei steigender Leistung doch äußerlich noch in schwankender Stellung, nach mancherlei Ortswechseln und Versuchen sich endlich eine Existenz zu gründen weiß, in welcher er dem königlichen Gönner in fürstenmäßiger Unabhängigkeit gegenübersteht — schon diese Veränderungen in der äußeren Stellung der beiden Teile bringen in ihren brieflichen Verkehr einen Wechsel des Tons und der Stimmung, der Lichter und Farben, der nicht bloß reizend, sondern, da es zwei gehaltvolle Menschen sind, die sich darin zeigen, zugleich überaus lehrreich ist. Die tiefste Anziehungskraft des Briefwechsels aber liegt in den inneren Wandlungen, welche das Verhältnis der beiden Männer erfährt. Der Anfang gleicht einem schönen Morgen: der 24jährige Prinz, voll Kraftgefühls und Bildungsdranges, der aber alles, was in ihm ist, erst künftig noch zu bewähren hat, kommt dem 42jährigen, längst weltberühmten Schriftsteller mit der wärmsten Huldigung entgegen, die von diesem gewandt und anmutig, mit freundlicher Zuvorkommenheit erwidert wird. Einzelne Vorzeichen möglicher Trübung des schönen Verhältnisses fehlen während der folgenden Jahre, die beide Männer einigemale zusammenführen, zwar nicht; doch erst, als es dem einen gelungen ist, den anderen ganz an sich zu ziehen, erst als Voltaire zu

bleibendem Aufenthalt an Friedrichs Hofe gekommen ist, ergeben sich ernste Verwickelungen, die Anziehung schlägt mit einem Male in Abstoßung um, der Briefwechsel hört auf, und aus den Äußerungen beider Teile in Briefen an dritte Personen spricht eine Erbitterung, die das Verhältnis als unwiederbringlich vernichtet erscheinen läßt. Und doch ist es das nicht; aus der Asche zucken erst nur einzelne Funken des unerloschenen Anteils auf, die sich langsam und stufenweise, zwar nicht mehr zur himmelan lodernden Opferflamme von ehemals, doch zum stetigen Herdfeuer entzünden, das den fröstelnden Lebensabend der beiden Männer wohltätig erwärmt. Es ist Entzweiung und Versöhnnng, Verwickelung und Lösung, und, wenn auch nicht Läuterung, doch Beschwichtigung in diesem Briefwechsel; nach den lieblichen, doch mitunter auch leichten oder manierierten Melodien des Anfangs, den zerreißenden Dissonanzen der Mitte, denen eine lange Pause folgt, klingt er am Ende noch ebenso sanft als ernst harmonisch aus und läßt in dem befriedigten Gemüte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck zurück.

Der Inhalt der Korrespondenz Friedrichs mit Voltaire ist zunächst durch die Bestrebungen des Prinzen bestimmt. Es war, neben der königlichen, auch die schriftstellerische Anlage in ihm, und damals, während seiner kronprinzlichen Muße, suchte er vorzugsweise die letztere auszubilden. Das Material des Schriftstellers aber ist die Sprache, und diese war für Friedrich, der eine fertige zur Verfügung haben, nicht erst eine werdende formen helfen wollte, nur die französische. An Voltaires Schriften vor allen anderen hatte er schon bisher Französisch gelernt; nun sollte der klassische Schriftsteller persönlich, wenn auch vorerst nur brieflich, seinem Französischen die letzte Feile geben. Er legt ihm Fragen, legt ihm Arbeiten, besonders Gedichte zur sprachlichen Verbesserung vor, und Voltaire entspricht seinen Wünschen mit einer Zierlichkeit, nicht ohne Schmeichelei natürlich, doch zugleich mit einem Humor, daß nichts darüber geht. Er bringt den Schüler so weit, daß dieser wohl einmal, im schnell gewachsenen Selbstvertrauen, den Stiel umkehrt und dem Lehrer etwas am Zeuge zu flicken sucht; worauf er von diesem mit ebensoviel Feinheit als Entschiedenheit in seine Schranken gewiesen wird. Doch auch seine Denkart, seinen Geschmack hat der Prinz

an Voltaires Schriften gebildet, deren noch manche, wie ihm das Gerücht verkündigt, von dem Verfasser ungedruckt zurückgehalten werden: diese im Vertrauen mitgeteilt zu bekommen, ist sein Wunsch, dem Voltaire gefällig entgegenkommt. Nicht umsonst war Friedrich der Enkel jener Sophie Charlotte, die einst in den Laubgängen von Liezenburg mit Leibniz philosophiert hatte; und dessen Erläuterer, Wolff, interessierte ihn schon darum, weil er von seinem Vater auf eine theologische Hetzerei hin verbannt worden war: so kommen denn bald zwischen ihm und seinem literarischen Meister auch philosophische Fragen zur Sprache. Insbesondere über die Frage von der menschlichen Willensfreiheit schreiben sich beide während der nächsten Jahre ganze Abhandlungen; wobei Friedrich mit Scharfsinn und Beharrlichkeit die Gründe des Determinismus entwickelt, während Voltaire für jetzt noch auf der entgegengesetzten Seite steht. Durchaus sehen wir in diesem Briefwechsel zwei hochbegabte Menschen in freundlichem Wettkampfe begriffen, worin, was Geist und Witz betrifft, der Prinz dem Schriftsteller wenig, um so mehr der Schriftsteller dem Prinzen und König an Charakter nachsteht; oder vielmehe es steht hiebei, wie in dem ganzen Verhältnis, zwar Talent dem Talente, dem Charakter auf der einen Seite aber auf der anderen nur ein Temperament, ein lebhaftes, zu raschen Umschlägen geneigtes, fast unberechenbares Naturell gegenüber.

Solange sein Vater lebte, konnte Friedrich nicht wohl daran denken, mit Voltaire, der dem glaubens- und lebensstrengen König ein Greuel war, eine persönliche Bekanntschaft zu suchen. Als aber im Mai 1740 Friedrich Wilhelm I. gestorben war, benutzte der neue König gleich die Huldigungs- und Inspektionsreise, die er nach seinen Clevischen Landen zu machen hatte, um dem langehegten Wunsche Erfüllung zu verschaffen. Den Plan zwar, Voltaire in Brüssel, wo er sich damals mit der Marquise in Geschäften der letzteren aufhielt, zu besuchen, mußte er eines Fiebers wegen, das ihn in Wesel befiel, aufgeben; dafür lud er ihn nun aber auf ein Schloß Moyland in der Nähe von Cleve zu einer Zusammenkunft ein, die vom 11. bis zum 14. September wirklich stattfand. Trotz der Ungunst der Umstände — Voltaire traf den König in einem heftigen Fieberanfall auf seinem Lager —

wurde doch in den fieberfreien Stunden alles durchgesprochen, was beide Teile interessierte, der noch ungedruckte Mahomet von dem Dichter vorgelesen, der dem König alsbald auch in einer politischen Angelegenheit, dem Streite mit dem Bischof von Lüttich wegen Herstall seine Feder lieh. Ein schriftstellerisches Anliegen Friedrichs beschäftigte ihn ohnehin um diese Zeit: den Antimachiavel nämlich, den der Kronprinz geschrieben und durch Voltaire bei einem holländischen Verleger in Druck gegeben, wünschte der König zurückzuziehen, und Voltaire sollte das besorgen. Die Verhandlung führte nicht zum Ziele, da der Buchhändler den gewinnversprechenden Verlagsartikel nicht fahren lassen wollte; auch trat diese literarische Angelegenheit bald vor den Interessen der Wirklichkeit in den Hintergrund.

Im Oktober jenes Jahres starb der Kaiser, der letzte Habsburger, Karl VI., und Friedrich faßte sogleich, obwohl vorerst im tiefsten Geheimnis, den Entschluß, gestützt auf alte Ansprüche an schlesische Landesteile, sich dieser österreichischen Provinz zu bemächtigen. Eben jetzt, im November, kam Voltaire zum Besuch nach Rheinsberg, wohin der neue König, noch immer leidend, nach Abmachung der ersten Regierungsgeschäfte sich zu seiner Erholung zurückgezogen hatte. Er fand den königlichen Freund zwar überaus liebenswürdig, in betreff seiner Pläne aber undurchdringlich; was ihm um so verdrießlicher war, als er gar zu gerne durch eine geheime Nachricht hierüber den Kardinal Fleury verpflichtet und sich eine diplomatische Laufbahn eröffnet hätte. Auch Friedrich war von seinem Apollo, wie er ihn nannte, wie bisher entzückt; nur die etwas starken Reisekosten, die derselbe in Anspruch nahm, gaben ihm in einem Brief an einen Vertrauten den derben, fast Friedrich-Wilhelmschen Ausdruck in die Feder: das heiße, einen Hofnarren teuer bezahlen. In Rheinsberg machte Voltaire auch die Bekanntschaft der Lieblingsschwester des Königs, der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, die, längst eine Verehrerin seiner Schriften, ihm von da an bis zu ihrem Tode, selbst durch sein Zerwürfnis mit dem Bruder unbeirrt, eine treue Freundin geblieben ist.

Der bald darauf eröffnete Krieg unterbrach Friedrichs Verkehr mit Voltaire nicht; den Brief, der die Nachricht von dem Siege bei Mollwitz enthielt, empfing der Dichter bei der ersten

Aufführung seines Mahomet in Lille und las ihn während eines Zwischenaktes dem Publikum vor. Als anderthalb Jahre darauf der erste schlesische Krieg durch den Breslauer Friedensschluß beendigt war, und gegen Ende August der siegreiche König in den Bädern von Aachen Erquickung suchte, erhielt Voltaire dahin eine Einladung. Pflichtschuldig machte er davon dem Kardinal Fleury die Anzeige; denn gerade jetzt, in der Lage, worein Friedrichs einseitiger Friedensschluß Frankreich versetzt hatte, mußte es der französischen Regierung erwünscht sein, einen diplomatischen Volontär in des Königs vertraulicher Nähe zu haben. Allein dieser war mit ihm wie immer; täglich kam er zu ihm auf sein Zimmer und plauderte mit ihm, nach Voltaires Ausdruck, wie Scipio mit Terenz: aber von seinen Plänen in bezug auf Karthago wird der römische Feldherr-Politiker mit dem Poeten wohl wenig geplaudert haben. Kurz, Voltaire sah sich, nachdem er eine Woche lang Friedrichs Gast gewesen war, in betreff der politischen Konjunkturen so klug wie zuvor, und was er seinem Kardinal zu berichten hatte, war keines Dankes wert.

Nun wurde aber die Fortführung des Krieges gegen Österreich und England, nachdem Preußen sich herausgezogen, für Frankreich immer bedenklicher, und als daher zu Anfang des Jahres 1743 die neunzigjährige Eminenz heimgegangen und die d'Argensons nebst Amelot ans Ruder gekommen waren, gelang es Voltaire leicht, den alten Schulfreunden den Gedanken nahezulegen, daß sein Verhältnis zu Friedrich zu benützen wäre, um diesen für Erneuerung des Krieges zu stimmen. Also im August abermals eine Reise zu ihm, doch abermals mit demselben Ergebnis. Der König läßt den Dichter bei sich in seinen Schlössern zu Berlin und Potsdam wohnen und ist mit ihm freundlich wie immer; aber wie er in dem Dichter den geheimen Agenten entdeckt, ist er erst ärgerlich, dann macht es ihm Spaß, und er beantwortet dessen zum Teil gar schriftlich gefaßte politische Andringlichkeiten mit Versen und Schnurren, die indes in die ernste Ermahnung an den Poeten auslaufen, zu lassen, was seines Amtes nicht sei, und an Frankreich, durch eine weisere Politik anderen Mächten Lust zu machen, sich mit ihm zu verbinden.

Zwischen diese Verhandlungen hinein macht übrigens der Dichter den schönen und geistvollen Schwestern seines königlichen

Freundes gar zierlich seine poetische Cour. Berühmt ist das Madrigal an die Prinzessin Ulrike, die nachmalige Schwedenkönigin:

> Oft mischt ein wenig Wahrheit sich
> Mit einer Schar von Wahngebilden:
> Vergang'ne Nacht in Traumgefilden
> Sah ich als einen König mich.
> Prinzessin, sprach ich kühn entbrannt, ich liebe dich!
> Es war ein Traum, gewiß, ich bin erwacht, doch ohne
> Verdruß: was ich verlor, das war ja nur die Krone.

Das Frühjahr darauf schrieb Friedrich an Voltaire: „Meine Schwester Ulrike sieht ihren Traum zum Teil erfüllt: ein König verlangt sie zur Gemahlin." Ein anderes kleines Gedicht an die beiden Schwestern, Ulrike und Amalie, lautet:

> Käm' Paris wieder auf die Erde,
> Daß zwischen euch er Richter sei:
> Den Apfel schnitt er flugs entzwei
> Und brächte keine Kriegsgefährde.

Im September durfte dann Voltaire den König noch auf einer Reise nach Baireuth begleiten, wo es ihm bei seiner Verehrerin, der Markgräfin Wilhelmine, gleichfalls herrlich erging, und erst nach einem abermaligen Aufenthalt in Berlin und nachher noch in Braunschweig kehrte er im Dezember nach Paris zurück, außer sich, von seiten der französischen Regierung den Dank nicht zu finden, den er durch seine diplomatischen Bemühungen verdient zu haben glaubte. Allein, wenn allerdings Friedrich im folgenden Frühling Unterhandlungen mit Frankreich anknüpfte, die ihn im Sommer zur Wiedereröffnung des Krieges führten, so tat er das doch auf den Grund von Wahrnehmungen und Erwägungen, die ihm nicht erst Voltaire an die Hand zu geben hatte.

Auch diesmal übrigens, wie schon früher, hatte der König es nicht an Zureden fehlen lassen, Voltaire möge, unter Bedingungen, wie sie ihm selbst genehm wären, seinen bleibenden Aufenthalt bei ihm nehmen; ja er hatte ihn hierzu durch ein Mittel zu nötigen gesucht, das wir darum nicht löblicher finden können, weil es der schlagendste Beweis ist, wie viel ihm an der Erwerbung Voltaires gelegen war. Er hatte nämlich seinem Vertrauten, dem Grafen Rothenburg, der sich eben in Paris

befand, den Auftrag gegeben, höhnische Auslassungen gegen den Bischof von Mirepoix, die sich Voltaire in Briefen an Friedrich erlaubt hatte, dem vielgeltenden Manne in die Hände zu spielen, um, wie er offen bekennt, „ihn in Frankreich so zu brouillieren, daß ihm nichts übrig bliebe, als nach Berlin zu kommen". Doch war es weniger dieser, an dem Verfasser des Antimachiavel allerdings befremdliche Streich, der für Voltaire nicht lange ein Geheimnis blieb, was ihn damals noch abhielt, der königlichen Einladung zu folgen. Sondern er wollte die Marquise nicht verlassen und konnte sie nach Preußen nicht mitnehmen. Sie war durch ihre Verhältnisse an Frankreich gebunden, und wäre sie es nicht gewesen, so ließ Friedrich deutlich genug merken, daß er nichts von ihr wissen wollte. Sie selbst aber war bisher schon wie uns bekannt, über die Berliner Reisen ihres Freundes, die jedesmal eine lange Trennung herbeiführten, verstimmt genug; sie hielt, wie Voltaire sagt, nichts für so niederträchtig und abscheulich, als eine Frau um eines Fürsten willen im Stiche zu lassen. Jetzt war sie nicht mehr, und von dieser Seite Voltaire nicht bloß frei, sondern auch verlassen, eines langgewohnten Anhaltspunktes und Aufenthaltortes beraubt. Wohin nun? war die Frage, und der verborgenste Zufluchtsort schien der passendste zu sein. Der gelehrte Dom Calmet, Abt der Benediktiner zu Senones in den Vogesen, war ein gern gesehener Gast in Cirey gewesen, hatte sogar ein genealogisches Werk über die Familie du Châtelet in den Druck gegeben. Zu ihm, in die stillen Klostermauern, sich eine Zeitlang zurückzuziehen, war in seinem Schmerz um die unersetzliche Freundin Voltaires erster Gedanke. Ob die ungewohnte Lebensart ihm in die Länge erträglich sein würde, mußte freilich der zweite sein, und es ist ganz in der Art solcher Stimmungen, daß er nun an einen Aufenthalt ganz entgegengesetzter Art, nämlich bei seinem Freunde Lord Bolingbroke in England, dachte, und in der Tat auch in diesem Sinne an ihn schrieb. Zunächst jedoch reiste er von Luneville nach Cirey, um die zahlreichen Gegenstände, Bücher, Instrumente, Gemälde und Marmorsachen, die er daselbst aufgestellt hatte, nach Paris verbringen zu lassen. Hier hatte er bisher mit dem Marquis und der Marquise du Châtelet in demselben Hause gewohnt; nach dem Tode der Gattin gab der Marquis diese Stadtwohnung auf,

und Voltaire mietete das ganze Haus für sich, worin nun eine Nichte, die er zu diesem Zwecke zu sich berief, seine Wirtschaft führen sollte.

Wir erinnern uns, daß Voltaire neben dem Bruder auch eine Schwester gehabt, und daß diese von einem gewissen Mignot einen Sohn und zwei Töchter hinterlassen hatte. Die letzteren waren von dem Oheim ausgestattet worden und hatten sich, die jüngere, Elisabeth, mit einem Herrn de Fontaine-Hornoy (später mit einem Herrn de Florian), die ältere, Louise, mit einem Kriegskommissär Denis verheiratet, von dem sie damals schon einige Jahre kinderlose Witwe war. Sie berief nun Voltaire zu sich, und sie kam sehr gerne, sagt Longchamp in seinen Denkwürdigkeiten, da sie für Repräsentation, große Gesellschaft und alle Weltvergnügungen immer viel Geschmack gezeigt hatte. Longchamp kannte sie aus dem Grunde, und seine beiden Nachfolger in dem Sekretärsposten bei Voltaire kannten sie gleichfalls, und alle stimmen, wie im Lobe des Oheims, so im Widerwillen gegen die Nichte, den zwar Collini rücksichtsvoll versteckt, überein. Zwei derselben hat sie, obwohl den einen, wie schon erwähnt, nicht ohne seine Schuld, aus Voltaires Hause vertrieben, und den dritten nach dessen Tode mit schnödem Undank belohnt. Voltaire selbst zwar versichert wiederholt, daß sie den Trost seines Alters ausmache; in den Briefen an seine Freunde zieht er sie geflissentlich hervor und hält sichtbar darauf, daß diese sie beachten und grüßen lassen; doch eben die Absichtlichkeit, die sich hierin zeigt, macht den Eindruck, als wäre es ihm nur darum zu tun, in ihr die Hausehre aufrecht zu halten. Als nach der Störung durch die Frankfurter Geschichte, von der bald die Rede sein wird, sich der Briefwechsel zwischen Voltaire und Friedrich dem Großen wieder angeknüpft hatte, suchte ersterer dem König sein Unrecht besonders auch dadurch fühlbar zu machen, daß er wiederholt darauf hinwies, was seine Nichte dabei gelitten habe. Da kam er aber bei Friedrich unrecht an, der ihm zuletzt rundweg erklärt, er solle ihm von dieser Nichte still sein, die ihn ennuyiere. Von Molières Magd spreche man noch immer: von Voltaires Nichte werde man niemals sprechen. Man möchte wünschen, der König wäre hierin Prophet gewesen; aber wo von Voltaires Lebensumständen die Rede ist, da ist

diese Nichte nicht zu umgehen. Und doch ennuyiert sie uns wie den König, da wir weder sonst eine anziehende Eigenschaft, noch auch nur wirkliche Anhänglichkeit an den Oheim bei ihr wahrnehmen können. Es war ihr augenscheinlich nur um die glänzenden Verhältnisse zu tun, worein sie durch ihn kam, und ihre Prachtliebe und Verschwendung machten ihm manchen Verdruß. Obwohl nichts weniger als hübsch, und in der späteren Zeit nach dem Ausdruck eines persönlichen Bekannten dick wie ein Faß, mit Finnen und Kupfer im Gesicht, denn sie war entsetzlich faul, war sie doch immer zu Liebschaften aufgelegt, und als sie durch des Oheims Tod eine reiche Erbin geworden war, schloß sie noch mit 69 Jahren eine zweite Ehe. Sie dilettierte in Literatur und Schriftstellerei, hat selbst, mit Beihilfe des Onkels natürlich, der aber keine Freude an der Sache hatte, eine Komödie verfaßt; auf seinen Liebhabertheatern spielte sie zu seiner großen Zufriedenheit; doch wenn er sie bisweilen einer Clairon oder Dumesnil gleichstellte, so wußten die Pariser Freunde, die ihn besuchten, nicht, was sie dazu sagen sollten. Wirkliche Kenntnisse scheint sie in der Musik besessen zu haben, und das Urteil, das Voltaire von ihr anführt, daß Gluck besser als Lully moduliere, wollen wir ihr unparteiisch gutschreiben. Sie bleibt von jetzt an dem Oheim, mit Ausnahme der drei Jahre seines Aufenthalts in Preußen und einer späteren anderthalbjährigen Trennung, bis an seinen Tod zur Seite. Als sie nach der eben erwähnten Trennung wieder zu ihm zurückkehrte, begleitete eine handschriftliche Zeitung jener Jahre, die sogenannten Memoiren von Bachaumont, diese Nachricht mit der Bemerkung, sie gehe, um die Einsamkeit des Philosophen von Ferney zu erheitern. „Es sollte vielmehr heißen," schrieb der letzte von Voltaires Sekretären, Wagnière, auf den Rand seines Exemplars, „Madame Denis gehe, um sich von neuem mit ihrem Oheim zu zanken. Wäre sie nicht wieder nach Ferney gekommen, würde Voltaire noch manches Jahr länger gelebt haben." Wie der Sekretär das meinte, werden wir nur allzugut verstehen lernen.

Die neue Wohnung in Paris war bezogen, die Haushaltung kam nach und nach in Gang: aber immer konnte sich Voltaire von dem Schmerz um die verlorene Freundin noch nicht erholen. Er floh die Gesellschaft, war zu Hause niedergeschlagen und

träumerisch, rief sie bei Namen und irrte in den Nächten schlaflos durch die finsteren Zimmer, wie um sie zu suchen; das gemütliche Leiden machte ihn auch körperlich krank. Nur wenige Vertraute hatten Zutritt zu ihm: sein Neffe, der Abbé Mignot, sein Notar Delaleu und besonders die alten Freunde, der Herzog von Richelieu und der Graf von Argental. Sie sahen fleißig nach ihm, brachten einen Teil ihrer Abende bei ihm zu, suchten ihn allmählich wieder unter Menschen und auf andere Gedanken zu bringen. Viel war gewonnen, das wußten sie, wenn es gelang, die Theaterliebhaberei wieder in ihm zu erwecken. Das mußte aber um so leichter gelingen, als er von Luneville zwei neue Stücke mitgebracht hatte. Und zwar Stücke, die bestimmt waren, seinen Nebenbuhler Crebillon in den Grund zu bohren, dessen Gunst bei Hof und Publikum ihm so empfindlich war: das „gerettete Rom“, das es mit dessen Catilina, und „Orest“, der es mit seiner Elektra aufnehmen sollte. Den letzteren gab er den Schauspielern des Théâtre-Français, wo es im Januar 1750 aufgeführt wurde, nicht ohne lebhafte Zeichen des Mißfallens von seiten der Gegenpartei, die den Dichter einerseits zu allerhand Abänderungen im Texte, andererseits aber auch zu verdoppelter Anstrengung veranlaßten, dem Erfolge des Stückes durch alle Mittel der Claque nachzuhelfen. In die Länge konnte seiner Arbeit, bei allen ihren Mängeln, der ungleich fehlerhafteren des Rivalen gegenüber, der Erfolg unmöglich fehlen: aber Voltaire verlangte, jetzt und immer, gleich dem Schauspieler, den augenblicklichen Erfolg, und nahm es daher auch mit den Mitteln so wenig genau wie die Schauspieler.

Mit diesen hatte Voltaire, auch eben zuletzt wieder, viel durchzumachen gehabt; sie hatten seine Rügen, seine Anweisungen wiederholt hochmütig in den Wind geschlagen: unerwartet bot sich ihm nun eine Gelegenheit, sie zn demütigen. Es bestanden mehrere Liebhabertheater in Paris, Vereine junger Leute aus dem Bürgerstande, die in gemieteten Lokalen spielten, eines im Hotel Clermont unter der Leitung eines Tapeziergehilfen. Voltaire wohnte einer der Vorstellungen dieser Gesellschaft bei; das Stück war schwach, aber die Leute gefielen ihm nicht übel; einer, ein junger Goldarbeiter, sogar so gut, daß er ihn erst zu sich kommen ließ, dann zu seiner Ausbildung zu sich nahm,

und nun für die Gesellschaft in seiner geräumigen Wohnung eine Bühne herrichten ließ. Erst wurde mit ihnen, bei verschlossenen Türen, der Mahomet versucht; dann aber das neue Stück, „das gerettete Rom“, bei offenen vor einer erlesenen Gesellschaft aufgeführt, und bei der Wiederholung übernahm der Dichter selbst die Rolle des Cicero. In kurzem ist das Voltairesche Privattheater das Gespräch von Stadt und Hof, alles bewirbt sich um Einlaßkarten, die Schauspieler des Théâtre-Français schicken erschreckt eine begütigende Abordnung, und nach zwei Jahren steht Voltaires junger Goldarbeiter als der berühmte le Kain an ihrer Spitze.

So in Paris zu neuer Tätigkeit erwacht und besonders dem Theater zugewendet, richtete Voltaire von neuem seine Blicke nach Versailles, auf den Hof, dessen Gunst er so ungern entbehrte. An Eifer, sie sich zu erwerben, hatte er es in der letzten Zeit nicht fehlen lassen. Er hatte die Geschichte des Krieges von 1741 möglichst im Sinne eines Hofhistoriographen geschrieben, hatte eine Lobrede auf Ludwig XV., gar auch eine auf den heiligen Ludwig verfaßt. Die Pompadour war ihm immer wohlgeneigt und hatte durch ihr Spiel in der Rolle seiner Alzire auf dem königlichen Privattheater selbst dem König ein Wort des Beifalls für den Dichter abgewonnen. Aber der Königin war er als Freigeist und vermeintlicher Verführer ihres Vaters, wie als Schmeichler der Maitresse ihres Gemahls zuwider; die Hofleute fürchteten sein schlechtverhehltes Gelüsten, sich zum Herrscher jenes Palasttheaters aufzuwerfen, während der König, noch abgesehen von dem religiösen Bedenken, sich durch sein vordringliches, unruhiges Wesen abgestoßen fand. Selbst die Favoritin verstimmte er durch ein Impromptu, worin er einen von ihr begangenen Verstoß gegen die feinere Ausdrucksweise in allzu vertraulichem Tone rügte; sie mochte einen Mann nicht halten, dessen unberechenbare Art auch ihr zuletzt Verlegenheit bereiten konnte. Solcher Umstände bedurfte es, um Voltaire den Einladungen König Friedrichs zur Übersiedelung an seinen Hof, die seit dem Tode der Marquise du Châtelet immer dringender geworden waren, zugänglich zu machen. Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen: zum Besuch auf Wochen oder auch Monate nach Preußen zu gehen, konnte Voltaire wohl einmal Lust empfinden;

aber seinen Wohnsitz dahin zu verlegen, in den äußersten Norden, unter Barbaren und Halbbarbaren — denn so erschienen ihm die Deutschen —, dazu entschloß sich ein so ausgeprägter Franzose und Pariser wie er nur im äußersten Falle, nur wenn er alle Hoffnung aufgeben mußte, daheim ein Glück in seinem Sinne zu machen.

So bereitete er sich denn zum Rheinübergang: doch mit aller Vorsorge, die Brücke nicht hinter sich abzubrechen, während Friedrich ihm eine goldene bauen mußte. Friedrich war sparsam, karg, wenn man will; aber er war es aus Staatsräson, und zuerst an sich selbst. Ludwig XV. machte sich lustig über die Pension von 1200 Francs, wodurch der Preußenkönig d'Alemberts Verdienste hatte anerkennen wollen: er selbst gab freilich und nahm mit volleren Händen; aber gerade dem wahren Verdienst, wie einem d'Alembert, gab er nichts, oder nur zufällig, wenn es sich Protektion zu verschaffen wußte; und die noble Wirtschaft endigte mit dem Staatsbankrott. Friedrich öffnete nicht so leicht seine Kasse; aber Voltaire war der Mann, ihn dazu zu bringen. Er rechnete ihm vor, daß er die Reise mit weniger als 4000 Talern nicht bestreiten könne; daß er diese Summe im Augenblick nicht verfügbar habe; bat den König sie ihm nur vorzuschießen: der König verstand und schickte seiner „Danaë", wie er ihn im Verse nannte — einer alten Danaë, scherzte Voltaire —, den unerläßlichen goldenen Regen. Zuletzt kam noch ein Vorfall hinzu, der Voltaire wie eine Stachel vorwärtstrieb. Begierig, die französische Geisteskolonie in seiner Umgebung zu verstärken, hatte Friedrich einen jungen französischen Poeten, Baculard d'Arnaud, der früher von Voltaire unterstützt, dann eine Zeitlang des Königs literarischer Kommissionär in Paris gewesen war, an seinen Hof geladen und, ungeduldig über Voltaires Zaudern, in einem Gedichte jenem zugerufen, als aufgehende Sonne zu erscheinen, wenn Voltaire im Niedergang begriffen sei. „Was?" rief Voltaire, als ihm diese Verse gebracht wurden, und machte einen Sprung aus dem Bette, „jetzt geh' ich und will ihn lehren, sich auf Menschen zu verstehen!"

Aber als Titularkammerjunker und französischer Historiograph durfte er nicht ohne Urlaub gehen. Er begab sich daher nach Compiegne, wo der Hof sich eben aufhielt, und ob er sich

nun Hoffnung machte, man werde ihn durch Gunstbezeigungen festzuhalten suchen, oder doch gnädig und vielleicht wieder mit geheimen diplomatischen Aufträgen entlassen: er fand sich bitter getäuscht. Der König sagte ihm trocken, er könne gehen, wenn er nicht bleiben möge, und kehrte ihm den Rücken; die Pompadour war artig, aber kühl, und gab ihm jenes Kompliment an König Friedrich auf, das dieser mit dem bekannten: „ich kenne sie nicht“, zurückwies. So trat er seine Reise an, doch mit dem gemessenen Auftrag an seine Nichte, genau Acht zu geben und ihm zu berichten, was man in der Stadt und bei Hofe über ihn und seinen Weggang rede; in der Hoffnung, daß seine Abwesenheit den Neid und Haß besänftigen und vielleicht in kurzem den Wunsch rege machen werde, ihn wieder zu besitzen.

Am 10. Juli 1750 traf Voltaire in Potsdam ein, und nun tat Friedrich gleich von vornherein alles, was den langersehnten Gast zu dem Entschlusse bewegen konnte, sich für immer bei ihm einzurichten. Die Pariser Freunde widerrieten es; der Nichte besonders, deren Eitelkeit und Genußsucht an Paris hing, lag alles daran, den Oheim von einem Schritt abzuschrecken, der sie ihm in das traurige Berlin nachzuziehen drohte. Sie stellte ihm ausführlich alle Gegengründe vor Augen; er, nicht ohne Absicht, teilte ihren Brief seinem königlichen Verehrer mit, der darauf das berühmte Schreiben an Voltaire erließ, das diesem jedes weitere Bedenken benehmen mußte. „Nein, mein teurer Voltaire,“ schrieb Friedrich, „wenn ich voraussehen könnte, daß Ihre Verpflanzung im mindesten zu Ihrem Nachteil ausschlagen möchte, so wäre ich der Erste, sie Ihnen abzuraten; ich würde Ihr Glück dem hohen Vergnügen vorziehen, das Ihr Besitz mir gewährt. Aber Sie sind Philosoph, ich bin es auch. Was ist natürlicher, als daß zwei Philosophen, gemacht, miteinander zu leben, durch gleiche Studien, gleichen Geschmack und gleiche Denkart verbunden, sich diese Genugtuung geben? Ich achte Sie als meinen Lehrer in Beredsamkeit und Wissen; ich liebe Sie als einen tugendhaften Freund. Welche Sklaverei,“ — dies mit Bezug auf die Pariser Warnungen —, „welcher Unfall, welcher Glückswechsel könnte zu fürchten sein in einem Lande, wo man Sie schätzt wie in Ihrem Vaterlande, und bei einem Freunde, der ein erkenntliches Herz hat? Ich habe nicht die törichte An-

maßung, zu meinen, daß Berlin Paris aufwiegen könne. Wenn Reichtum, Größe und Pracht eine Stadt liebenswert machen, so treten wir gegen Paris zurück. Wenn der gute Geschmack an einem Orte der Welt seinen Sitz hat, so gestehe ich, ist es in Paris. Aber bringen Sie denn diesen Geschmack nicht überallhin, wo Sie sind? Wir haben Hände, Ihnen Beifall zu klatschen, und was das Gefühl betrifft, so räumen wir keinem Orte der Welt den Vorrang ein. Ich habe die Freundschaft geachtet, die Sie mit Madame du Châtelet verband; aber nach ihr bin ich einer Ihrer ältesten Freunde. Wie? wenn Sie sich in mein Haus begeben, ist damit gesagt, daß dieses Haus ein Gefängnis für Sie sein soll? Wie? weil ich Ihr Freund bin, werde ich Ihr Tyrann sein? Ich bekenne Ihnen, daß ich diese Logik nicht verstehe; ich bin fest überzeugt, Sie werden hier glücklich sein, so lange ich lebe, Sie werden als der Vater der Wissenschaft und des Geschmacks angesehen werden und in mir alle die Tröstungen finden, die ein Mann von Ihrem Verdienste von einem erwarten kann, der ihn zu schätzen weiß." Diesem Schreiben fügte der König den Kammerherrnschlüssel, das Kreuz des Verdienstordens mit einem Jahrgehalte von 20000 Livres, neben freier Wohnung, Tafel und Equipage, hinzu, und so war Voltaire vorerst für Berlin gewonnen. „Endlich", schrieb er gegen Ende des Monats aus Potsdam an Argental, „bin ich an diesem ehemals wilden Orte, der jetzt ebensosehr durch die Künste verschönert, wie durch den Ruhm geadelt ist. 150000 siegreiche Soldaten, keine Prokuratoren, Oper und Schauspiel, Philosophie und Poesie, ein Held, der zugleich Philosoph und Dichter ist, Größe und Anmut, Grenadiere und Musen, Kriegstrompeten und Geigen, platonische Gastmahle, Gesellschaft und Freiheit. Wer sollte es glauben? Und doch ist alles ganz wahr." Und sein Amt? „Mein Geschäft", schrieb er im Oktober an die Nichte, „ist, nichts zu tun. Ich genieße meiner Muße. Eine Stunde des Tages widme ich dem König, um seine Werke in Prosa und Versen ein wenig abzurunden; ich bin sein Grammatiker, nicht sein Kammerherr. Den Rest des Tages habe ich für mich, und der Abend schließt mit einem angenehmen Souper." Dabei wohnte er sowohl in Berlin, wo sich der König namentlich zur Karnevalszeit aufhielt, als in Potsdam und Sanssouci im

Schlosse, nahe den königlichen Zimmern; das Mittagessen ließ er sich in der Regel auf seinem Zimmer servieren, nahm dagegen abends mit den bekannten Gesellschaftern Friedrichs, Algarotti, d'Argens, Pöllnitz, la Mettrie u. a. an der Tafel des Königs Teil, zu deren Belebung durch Geist und Witz er neben dem König das meiste beitrug. „An keinem Orte der Welt“, schrieb er später, „sprach man so frei über alle Arten menschlichen Aberglaubens, nirgends wurden sie mit so viel Spott und Verachtung behandelt, als bei den Soupers des Königs von Preußen; Gott wurde respektiert, aber alle diejenigen, die in seinem Namen die Menschen betrogen hatten, nicht geschont.“

Bald nach seinem Eintreffen gaben allerlei Festlichkeiten, von Friedrich zu Ehren der Schwester und des Schwagers von Baireuth, die zum Besuche in Berlin waren, veranstaltet, Gelegenheit, sowohl die preußische Hauptstadt dem französischen Gaste, als diesen der preußischen Hauptstadt im Glanze zu zeigen. Bei einem prächtigen Karussel auf dem Schloßplatze, dem Voltaire von einer Hofloge aus zusah, war er der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Und alsbald schlug er gleichsam die Denkmünze für das Fest in dem Epigramm, das freilich in seiner französischen Originalprägung ganz anders blank erscheint, als in dem deutschen Abguß, worin wir es geben müssen:

Nie war in Rom und in Athen
Ein Festspiel, dessen Glanz vor diesem nicht erbleichte:
Mit Paris' Zügen war der Sohn des Mars zu seh'n,
Und Venus, die den Apfel reichte.

Im Vorzimmer dieser preisausteilenden Venus, der Prinzessin Amalie nämlich, durfte er dann ein Theater einrichten und mit Prinzen und Prinzessinnen sein „gerettetes Rom“ und andere Stücke einüben und aufführen; wobei er selbst in seiner Lieblingsrolle des Cicero auftrat und bewundert wurde.

Unter den schriftstellerischen Arbeiten, womit sich Voltaire während seines Aufenthaltes in Preußen beschäftigte, steht die Geschichte des Jahrhunderts Ludwigs XIV. obenan. Sie war, wie seinerzeit erwähnt worden ist, schon viel früher angefangen, namentlich in Cirey, neben dem universalhistorischen Abriß, gefördert und stückweise auch schon an Friedrich mitgeteilt worden.

„Ich lese gegenwärtig", schrieb dieser im Jahre 1742 aus dem Feldlager in Schlesien an Voltaire, „oder vielmehr ich verschlinge Ihr Zeitalter Ludwigs des Großen. Wenn Sie mich lieb haben, senden Sie mir, was Sie weiter davon geschrieben; es ist mein einziger Trost, mein Labsal, meine Erquickung." Hierauf, nachdem er eine weitere Sendung erhalten: „Nie habe ich einen schöneren Stil gefunden, als in Ihrer Geschichte Ludwigs XIV. Ich lese jeden Abschnitt zwei- oder dreimal, so bin ich davon entzückt; jede Zeile hält Stich, alles ist gesättigt mit trefflichen Reflexionen, kein falscher Gedanke, nichts Kindisches, und dabei noch vollkommene Unparteilichkeit." Jetzt machte der Verfasser das Werk fertig, und es erschien in Berlin im Jahre 1751. Nur vier große Zeitalter, sagt Voltaire in seiner Einleitung, d. h. solche in denen Künste und Wissenschaften geblüht haben, weist die Geschichte auf: das Perikleische, das Augustische, das Mediceische und das Zeitalter Ludwigs XIV.; aber das letztere ist das größeste unter ihnen. So ist ihm auch Ludwig das Ideal eines Königs, wenn er gleich gegen die Flecken in diesem Ideale die Augen keineswegs verschließt. War, nach Goethes Ausspruch, Voltaire der höchste denkbare Schriftsteller und Ludwig XIV. der höchste denkbare Herrscher unter den Franzosen, so mußte ja wohl der Schriftsteller an dem Herrscher sein Wohlgefallen haben. Dessen Hauptfehler, das allzustolze Selbstgefühl, und damit zusammenhängend die allzugroße Kriegslust, war ja nur das Übermaß einer Tugend, und zwar einer sehr national-französischen Tugend; und der andere Fehler, die religiöse Beschränktheit, fiel vorzugsweise seiner vernachlässigten Erziehung zur Last. Hätte Ludwig XIV. ordentlich zu lesen verstanden, sagt Voltaire einmal anderswo, so würde er das Edikt von Nantes nicht widerrufen haben. Aber warum hatte man ihn nicht ordentlich lesen gelehrt? Und wie doppelt rühmlich, daß er trotz dieser mangelhaften Bildung Kunst und Wissenschaft, Gelehrte und Dichter so großmütig begünstigte! Zuviele Kriege hat er allerdings geführt, die Pfalz grausam verwüstet, und Voltaire entwirft ein nicht bloß anschauliches, sondern auch empfundenes Gemälde dieser Greuel; aber er entschuldigt den König mit seiner Entfernung vom Schauplatze: „wäre er Augenzeuge des schrecklichen Schauspiels gewesen, er hätte selbst die Flamme gelöscht."

So erhalten wir auch von den Bedrückungen der Protestanten, von den berüchtigten Dragonaden, eine schonungslose Schilderung, und die verderblichen Folgen der Zurücknahme des Edikts von Nantes dienen dem Geschichtsschreiber als Veranlassung, auch aus nationalökonomischen Gründen Toleranz zu empfehlen; aber dem König wird die Überzeugung von seinem Rechte gewahrt und die Härte in der Ausführung seinen Werkzeugen zur Last gelegt. In einer Reihe besonderer Kapitel werden, nach der Regierungs- und Kriegsgeschichte, die Staatseinrichtungen, Justiz- und Finanzwesen, Armee und Marine, Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst, Religion und Kirche abgehandelt, mit besonderer Vorliebe natürlich auch die Hofgeschichte, die für das Zeitalter Ludwigs XIV. so bezeichnend und so wichtig ist, und für welche dem Verfasser noch so ergiebige mündliche Quellen flossen. Ein Verzeichnis der Mitglieder des königlichen Hauses von Frankreich, der gleichzeitigen Regenten, der französischen Marschälle und höheren Staatsbeamten, dann biographische Notizen über die namhaften Schriftsteller und Künstler unter Ludwig XIV. in alphabetischer Ordnung, sind dem Ganzen vorangestellt. Alles liest sich nicht bloß aufs angenehmste, sondern augenscheinlich hat hier Voltaire auch mehr als sonst in seinen historischen Schriften sowohl den Fleiß als die Mittel gehabt, mit den Vorzügen der Form, die ihm überall eigen sind, auch die möglichste Gründlichkeit zu vereinigen. „Das Siècle de Louis XIV.“, sagt Schlosser, „ist die einzige unter Voltaires historischen Arbeiten, aus der man mit gehöriger Vorsicht Tatsachen und eigentlich historische Bemerkungen entlehnen darf.“ Die wichtigste historische Bemerkung freilich, den Nachweis, daß in dieser, nur auf Glanz und Größe angelegten Regierung, die Ursache des schon zu Voltaires Lebzeiten nur allzu bemerkbaren Verfalles zu suchen sei, darf man von einem aus der Illusion des großen Jahrhunderts heraus geschriebenen Werke so wenig erwarten, als ein Bewußtsein über die Mangelhaftigkeit der Kunst und Bildung dieses Jahrhunderts. Zwar daß es in philosophischer Aufklärung noch weit zurück war und hierin dem folgenden noch viel zu tun übrig gelassen hatte, ist von Voltaire oft genug bemerklich gemacht worden, und einzelne Fehler der großen Schriftsteller desselben hat er schon früher im „Tempel

des Geschmacks" gerügt: was aber den allgemeinen Standpunkt und Stil der Kunst, insbesondere der Poesie, betrifft, darin glaubte er fest, daß zwischen den Leistungen dieses Zeitalters und den Sternen nur ein geringer Zwischenraum sei.

Neben dem mühsamen Geschichtswerke ließ Voltaire nach seiner Gewohnheit auch jetzt dichterische Arbeiten teils ernster, teils heiterer Art hergehen. In Potsdam und Berlin ist das Lehrgedicht: „Das natürliche Gesetz", in vier Abteilungen, geschrieben, das, erst einige Jahre später gedruckt, die Begründung einer natürlichen, ebenso von jeder Offenbarung, wie von der Verschiedenheit örtlicher Sitten und Gesetze unabhängigen Religion und Moral zum Gegenstande hat. Aber auch an der Pucelle wurde weitergedichtet, für die sich ja die hohen Herrschaften so lebhaft interessierten. Der Dichter jagte einen Sekretär aus seinen Diensten, der sich von dem Prinzen Heinrich hatte bestechen lassen, ihm eine Abschrift zu liefern. Und bald wußte er den König zu veranlassen, daß er den kaum berufenen Baculard d'Arnaud aus seinen Diensten jagte. Den jungen Mann hatte Friedrichs schmeichelhafte Berufung schwindlig gemacht, er überhob sich auch Voltaire gegenüber, der ihm ohnehin die aufgehende Sonne des königlichen Gedichts nicht verzeihen konnte. Wie er sich nun gar beigehen ließ, mit seinem Erzfeinde Freron in literarische Verbindung zu treten, wußte Voltaire dem König seine Beschwerden in einer Art vorzulegen, daß dieser zwischen ihm und d'Arnaud zu wählen hatte: wo für diesmal allerdings der letztere unterlag. Voltaire triumphierte, ohne Ahnung, daß dies nur ein Vorspiel des ihm selbst bevorstehenden Schicksals war.

Ganz leicht zumute übrigens war es dem hochbegünstigten Manne in seiner neuen Stellung gleich von Anfang nicht. Schon im November 1750 schrieb er an seine Nichte einen Brief mit rätselhaften Andeutungen. „Man weiß also in Paris, daß wir in Potsdam den Tod Cäsars gespielt haben, daß Prinz Heinrich ein guter Akteur und sehr liebenswürdig ist, daß es hier Vergnügen gibt? All' das ist wahr; aber . . . Die Soupers des Königs sind köstlich, Vernunft, Geist, Freiheit herrschen dabei; aber, aber . . . Mein Leben ist frei und beschäftigt, Oper und Schauspiel, Studien und Vorlesen; aber, aber . . . Berlin ist groß und besser angelegt als Paris, Paläste und Theater, freund-

liche Königinnen, liebenswürdige Prinzessinnen, reizende Hoffräulein; aber, aber . . . mein liebes Kind, das Wetter macht sich nachgerade etwas kalt.“ Einzelne Winke über den Sinn dieser „Aber“ fehlen in Voltaires ferneren Briefen nicht; in der Hauptsache laufen sie darauf hinaus, daß es ihm in des Königs Nähe, bei allen Huldерweisungen desselben, doch niemals recht geheuer war. Er sah hier einen durchdringenden Verstand und rücksichtslosen Willen mit einer furchtbaren Macht gepaart; in dem kätzchenartigen Witzspiele der königlichen Gesellschaftsabende schreckte ihn doch immer die Löwentatze. Von ihr einen Schlag zu bekommen, war nicht wünschenswert, und schon die Notwendigkeit, sich davor in acht zu nehmen, manchmal Sammtpfötchen zu machen, wenn er gekratzt worden, ein drückender Zwang für sein ungezügeltes Naturell. Der Anstoß konnte nicht wohl ausbleiben, welchen Anlaß er auch nehmen mochte; er nahm aber einen, der für Voltaire besonders nachteilig war, indem er dem Könige den Mann, dessen Geist der Gegenstand seiner Bewunderung war, von seiten des Charakters verächtlich machte.

Voltaire hatte in seiner Heimat so glücklich spekuliert; er wollte es auch in Preußen versuchen. Er hatte eine feine Witterung dafür, wo sich ein gutes Geschäft machen ließ. Er folgte den Ereignissen der Zeit nicht bloß mit dem Interesse des Historikers, sondern auch mit dem des Finanzmannes. Von dieser Seite war ein Artikel des Dresdener Friedens vom Jahre 1745 seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen. Den preußischen Untertanen, die sächsische Steuerscheine in Händen hatten, sollten ihre Forderungen an Kapital und Zinsen von der sächsischen Steuereinehmerei unfehlbar auf den in den Scheinen bemerkten Termin ausbezahlt werden. Das war ein schlecht gezogener Drudenfuß; denn natürlich warf sich nun die Spekulation darauf, daß preußische Untertanen den sächsischen, die eines solchen Vorzugsrechtes sich nicht erfreuten, ihre Steuerscheine um geringeren Preis abkauften, um sie bei der Präsentation an der sächsischen Kasse zum vollen Werte bezahlt zu erhalten. Allerdings hatte König Friedrich, der es so nicht gemeint hatte, schon vor zwei Jahren seinen Untertanen verboten, fernerhin sächsische Steuerscheine zu erwerben, und einem Freunde und Günstling des Königs stand es am wenigsten an, seinem Verbote zuwiderzuhandeln. Aber

es ließ sich ja so leicht umgehen. Man schrieb von Pelzen und Juwelen, und man meinte Steuerscheine. Der Berliner Jude Abraham Hirschel hatte den Brillantenschmuck geliefert, worin Voltaire im Schlosse zu Potsdam in seinem geretteten Rom den Cicero spielte. Denselben Mann versah nun Cicero mit Geld und Wechseln, um für ihn in Dresden Pelze und Juwelen — will sagen sächsische Steuerscheine — zu 35 Louisdor — will sagen mit 35 % Verlust für die Verkäufer, oder zu 65 % — einzukaufen. Der Jude reist, aber schreibt aus Dresden, sie seien nur zu 70 zu bekommen. Gut, nur eingekauft! Aber am anderen Tage schreibt der Jude, jetzt stünden sie schon auf 75. Sauber war das nicht, da hatte Voltaire schon recht; aber Hirschel behauptete, ein Nebenbuhler, der Jude Ephraim, habe während seiner Abwesenheit Voltaire mißtrauisch gegen ihn gemacht und sich erboten, das Geschäft zu günstigeren Bedingungen zu übernehmen. Genug, Voltaire ließ jetzt den Wechsel auf Paris von 40 000 Livres, der die Hauptausstattung seines Beauftragten bildete, protestieren, und dieser kehrte unverrichteter Sache nach Berlin zurück. Natürlich gab es nun Zank: der Jude verlangte Schadenersatz und drohte mit Klage; ihn zu begütigen und Aufsehen zu vermeiden, kaufte ihm Voltaire die Cicerobrillanten, die er privatim erst hatte taxieren lassen, in Gegenrechnung gegen seine Baarvorschüsse zu einem Preise ab, daß der Jude sich auch für Reisekosten und Mühewaltung entschädigt finden konnte. Nach wenigen Tagen jedoch gereute ihn das; er ließ sich von dem Juden noch weitere Kostbarkeiten bringen, und diese weigerte er sich zu bezahlen. Er behauptete, er sei in dem Juwelenhandel übervorteilt worden; der Jude solle die Steine zurücknehmen und ihm die 3000 Taler bezahlen, wofür sie ihm angerechnet waren. Dieser berief sich darauf, daß Voltaire die Steine ja habe taxieren lassen, und wer bürge ihm überdies dafür, daß nicht eine Vertauschung stattgefunden? Das scheint eine lebhafte Szene herbeigeführt zu haben; der Jude will an der Gurgel gepackt worden sein, und nun schritt Voltaire seinerseits zur Klage. Er verlangte fürs erste Auslieferung seiner auf Paris ausgestellten Wechsel, und dazu wurde Hirschel auch ohne weiteres verurteilt; daß es sich um den verbotenen Einkauf von Steuerscheinen gehandelt, kam, trotz der Aussage

des Juden gerichtlich nicht zur Erhebung, weil es für den Prozeß gleichgültig war. Fürs andere aber verlangte Voltaire auch Ausbezahlung des Betrags, wofür ihm die Juwelen, die er zurückgeben wollte, angerechnet worden. Von den hiefür beigebrachten Schriftstücken ließ sich der Jude einfallen, eines abzuleugnen, das er hernach als von ihm geschrieben anerkennen mußte, wofür er in eine Strafe von 10 Talern verfällt wurde; aber Voltaire beschuldigte er, in den Urkunden Zusätze und Veränderungen vorgenommen zu haben, zu dem Zwecke, den Juwelenhandel als noch nicht fest abgeschlossen erscheinen zu lassen, und für diese Beschuldigung sprach der Augenschein. Das Gericht legte Voltaire, falls er den Handel nicht gelten lassen wollte, einen Reinigungseid auf, daß er in den Urkunden nichts geändert habe; ja ein Mitglied meinte, man dürfe ihm einen solchen Eid nicht verstatten, der höchst wahrscheinlich ein Meineid wäre. Voltaire erklärte sich erst bereit, zu schwören, zog es aber hernach doch vor, mit dem Juden unter dem 26. Februar 1751 einen Vergleich zu schließen, infolgedessen er seine Wechsel, der Jude seine Juwelen bis auf wenige Stücke zurückerhielt, wogegen derselbe an Voltaire eine Summe herauszuzahlen hatte, die aber um etwa 1000 Taler unter derjenigen blieb, die Voltaire zu fordern haben wollte. So war der Sieg, den dieser in dem Prozesse davontrug, mehr scheinbar als wirklich, und was den schließlichen Vergleich betrifft, so tut man ihm schwerlich Unrecht mit dem Urteil, er würde den Verlust von 1000 Talern nicht auf sich genommen haben, wenn er ein gutes Gewissen gehabt hätte.

In Berlin machte die Sache natürlich ungeheures Aufsehen. Voltaires Feinde und Neider triumphierten; es erschien eine französische Komödie darüber: Tantale en procès, die man keinem Geringeren als dem König, obwohl mit Unrecht, zuschrieb. Bekannt ist Lessings Epigramm, das mit den Worten schließt:

> Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
> Warum die List
> Dem Juden nicht gelungen ist,
> So fällt die Antwort ungefähr:
> Herr V** war ein größ'rer Schelm als er.

Was wußte Lessing? wird man fragen. Ach, er wußte nur gar zu viel. Hatte er doch — o seltsames Spiel des Schicksals! — Voltaires französische Schriftstücke in seinem Judenprozeß ins Deutsche übersetzt. Sein Freund, der französische Sprachlehrer Richier, der damals Sekretärdienste bei Voltaire tat, hatte dem Zweiundzwanzigjährigen, der sich eben in ziemlich dürftigen Umständen in Berlin aufhielt, diese gewiß willkommene Hilfsquelle verschafft, die denselben für einige Zeit sogar zum Tischgaste Voltaires machte. Welchen Eindruck er von seinem Wirte bekam? wie dessen Zauber, dem ein großer König nicht widerstand, auf den armen Literaten wirkte? Nun, wir sehen es aus dem Epigramm; der Zauber fällt weg für den, der dem Zauberer in die Karten sieht. Und bald sollte Lessing noch gröber entzaubert werden. Gegen Ende des Jahres, in dessen Anfang seine Übersetzungsdienste fallen, sah er eines Tages bei Richier eine Anzahl von Bogen des soeben fertiggedruckten Siècle de Louis XIV. liegen, woraus jener zwei Dutzend fehlerloser Exemplare für die königliche Familie aussuchen sollte. Er nahm sich ein Exemplar, das er aus mutmaßlichen Ausschußbogen zusammensetzte, mit nach Hause; von ihm nahm es ein Freund mit sich, und durch den kam es einer Dame von Voltaires Bekanntschaft zu Gesicht. Dieser hatte ein Recht, ungehalten zu sein, denn das Werk sollte niemandem in die Hände kommen, ehe es der königlichen Familie überreicht war, und Lessing hatte überdies bei seiner Abreise von Berlin vergessen, Richier das Exemplar zurückzustellen; auch hatte Voltaire mit Manuskripten und Druckbogen schon sehr unangenehme Erfahrungen gemacht. Aber wenn er sofort in einem giftigen Schreiben, das der Sekretär an Lessing erlassen mußte, diesen geradezu wie einen literarischen Strauchdieb behandelte, so zog er sich nicht nur schon jetzt von demselben eine Antwort zu, die uns leider verloren ist, weil er sie, wie Lessing sagte, nicht an den Spiegel gesteckt haben wird, sondern er half auch für die Zukunft eine Waffe schärfen, die ihn noch schwer verwunden sollte. In Lessings späterer Polemik gegen Voltaire in der Hamburgischen Dramaturgie herrscht ein Ton, der sich vollständig doch nur aus dem Widerwillen erklärt, den er damals, über den Schriftsteller hinaus, gegen die Person Voltaires gefaßt hatte.

Und nun denke man sich erst die Stimmung des Königs. „Voltaire beluchst die Juden", schrieb er scherzhaft an seine Schwester; in der Tat jedoch ging ihm die Sache über den Spaß. Er war nach Beendigung der Karnevalslustbarkeiten Ende Januar nach Potsdam zurückgekehrt, während Voltaire noch mitten in seinen Gerichtshändeln steckte. Als der Spruch, formell zu seinen Gunsten, gefallen war, fragte derselbe leise an, ob er nachkommen dürfe. Diesen Anlaß benützte der König, ihm sein Sündenregister vorzuhalten. Er habe ihn bei sich aufgenommen, schrieb er ihm, aus Hochachtung für seinen Geist und in der Meinung, daß er in seinem Alter, der Stürme des Schriftstellerlebens müde, sich zu ihm wie in einen Hafen flüchte, um Ruhe zu finden. Doch gleich anfangs habe er an ihn das befremdliche Ansinnen gestellt, Freron nicht zu seinem Korrespondenten zu machen, und nachdem er, der König, die Schwachheit gehabt, ihm nicht nur hierin zu willfahren, sondern auch d'Arnaud, der ihm selber nichts getan, um Voltaires willen gehen zu lassen, so sei nun die garstige Geschichte mit dem Juden gekommen, die in der Stadt das größte Aufsehen gemacht habe. Der Handel mit den Steuerscheinen sei in Sachsen allbekannt, und man habe sich bei ihm, dem König, bitter darüber beschwert. Er wolle Frieden in seinem Hause haben, mit Intriguen und Kabalen komme man bei ihm ganz an den unrechten Mann. „Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich mich freuen, Sie zu sehen; überlassen Sie sich aber der Hitze ihrer Leidenschaften und fangen mit jedermann Händel an, so tun Sie mir keinen Gefallen, wenn Sie hierher kommen, und können ebensogut in Berlin bleiben." Vier Tage später nimmt Friedrich die Sache schon heiterer, ohne doch dem Sünder, der indessen nochmals abgebeten und sein Mitleid angerufen, etwas zu schenken. „Wenn Sie hierher kommen wollen," schreibt er jetzt, „so steht das bei Ihnen. Ich höre hier von keinem Prozesse reden, nicht einmal von dem Ihrigen. Da Sie ihn gewonnen haben, so wünsche ich Ihnen Glück und bin froh, daß diese elende Geschichte ein Ende hat. Ich hoffe, Sie werden keine Händel mehr haben, weder mit dem Alten noch mit dem Neuen Testament; dergleichen Dinge sind entehrend, und mit den Gaben des schönsten Geistes von Frankreich werden Sie die Flecken

nicht zudecken, die ein solches Betragen in die Länge Ihrem Rufe aufprägen müßte. Ein Buchhändler, ein Operngeiger" — fährt Friedrich mit bezug auf frühere Pariser Händel Voltaires fort — „ein Juwelenjude, das sind wahrhaftig Leute, deren Namen in keiner Art von Handel an der Seite des Ihrigen sich finden sollten. Ich schreibe diesen Brief mit dem derben Menschenverstand eines Deutschen, der sagt was er denkt, ohne zweideutige Ausdrücke und flaue Beschönigungen zu gebrauchen, welche die Wahrheit entstellen; an Ihnen ist es davon Nutzen zu ziehen." Wie viel anders ist der Ton dieser Briefe, als der jenes Schreibens, womit Friedrich im Sommer vorher Voltaire zum Bleiben bestimmt hatte! Wie sehr haben sich in Zeit von wenig mehr als einem halben Jahre Stimmung und Stellung geändert! Und zwar ganz durch Voltaires Schuld, den Friedrich in einer Weise trägt und hegt, die ebensoviel von der Großmut des Königs, als von der Langmut des Freundes hat.

So stellt sich denn auch das Verhältnis leidlich wieder her, und Voltaire lebt äußerlich wie bisher, bald in Berlin, bald in Potsdam, bald mit dem König, bald, wie es schon dessen häufige Reisen mit sich bringen, von ihm getrennt, mit den gewohnten Arbeiten für den König wie mit seinen eigenen beschäftigt. Doch so recht wohl will es ihm nicht mehr werden. Schon körperlich nicht, obwohl er von dieser Seite des Leidens gewohnt war. Voltaire hatte eine von jenen Konstitutionen, die mit merklicher Schwäche große Zähigkeit verbinden. Er war nie recht gesund, medizinierte beständig, und wurde doch 84 Jahre alt. Während er sich in seinen Briefen als einen Sterbenden darstellt, vollbringt er die Arbeit von zwölf Lebenden. Freilich war etwas Manier in Voltaires unaufhörlichen Klagen. Er wurde ärgerlich, wenn man sie nicht gelten ließ. Sein wohlmeinender Sekretär legt ihm dabei die Absicht unter, die Wut seiner Feinde durch die Hoffnung zu entwaffnen, daß sie ihn ja doch bald los sein würden; während minder Wohlwollende noch heute einen finanziellen Kniff Voltaires darin sehen, durch Kranktun bei Verträgen auf Leibrenten günstigere Bedingungen zu erzielen. Soviel indessen steht jedenfalls fest, daß der lange, hagere Mann schon damals einem Skelette glich. Besonders sein Magen war immer im Unstande; er preist jeden glücklich, der

verdaut. Jetzt, in Berlin, kam noch ein skorbutisches Übel hinzu, das ihm die Zähne ausfallen machte. Es bildet sich jetzt die Physiognomie, mit der man Voltaire gewöhnlich dargestellt findet, wo zwischen den zwei lockigen Lappen der Perrücke fast nur Nase und Kinn mit den zwei „Karfunkelaugen" hervorblicken.

Man weiß wie es geht, wenn das Verhältnis zweier Personen einmal einen Riß bekommen hat: in den Riß nistet sich der Klatsch ein und treibt ihn immer weiter auseinander. So platzte eines Tages Friedrichs Vorleser la Mettrie gegen Voltaire mit der Erzählung heraus, im Gespräch über die Gunst, worin dieser stehe, und den Neid, den sie errege, habe der König die Äußerung getan, er werde ihn höchstens noch ein Jahr nötig haben: „man preßt die Orange aus und wirft die Schale weg". Der tolle la Mettrie aß sich noch in demselben Jahre an einer Pastete tot, ohne daß ihn Voltaire in der Todesstunde noch einmal hätte fragen können, ob er ihn mit der Geschichte von der Orangenschale nicht vielleicht nur zum besten gehabt. Auf der anderen Seite wurde auch dem König ein ärgerliches Wort von Voltaire hinterbracht. Der General Manstein sei bei diesem im Schlosse gewesen, um sich wegen Durchsicht seiner russischen Denkwürdigkeiten mit ihm zu besprechen, als eine Manuskriptsendung vom König eintraf. „Sie sehen, General," habe da Voltaire gesagt, „erst muß ich nun des Königs schmutzige Wäsche rein machen, ehe ich an die Ihrige kommen kann." Und zwar sollte es, so erfuhr Voltaire, Maupertuis gewesen sein, der diese Geschichte noch dazu mit dem Beisatze, daß Voltaire überhaupt des Königs Verse schlecht finde, in Umlauf gebracht hatte.

Maupertuis war, wie wir uns erinnern, ein alter Bekannter, ja Freund Voltaires aus den schönen Tagen von Cirey. Er war der erste Verkündiger der Newtonschen Naturlehre in Frankreich gewesen; die Reise in die Polargegenden zur Bestimmung der wahren Gestalt der Erde, von ihm im Auftrage der französischen Regierung an der Spitze einer Anzahl von Gelehrten unternommen und nachher beschrieben, hatte ihn schnell zum berühmten Manne gemacht; und für Voltaire und seine Freundin in ihren mathematisch-physikalischen Studien war er eine so hohe Autorität, daß ihm der erstere die auf Newton bezüglichen Stücke seiner englischen Briefe vor dem Drucke zur

Prüfung mitgeteilt hatte. Friedrich hatte schon als Kronprinz ein Auge auf ihn geworfen, und als er zur Regierung gekommen war, berief er ihn als Präsidenten der Berliner Akademie. Maupertuis war ein Mann von starkem Selbstgefühl, unbändigem Ehrgeiz, wenig gefälligen Manieren, bei oft barocken Meinungen unduldsam gegen Widerspruch, herb und schonungslos in der Polemik, und in seiner Akademie, um die er sich wirkliche Verdienste erworben hatte, gewohnt, den Herrscher zu spielen. In den Abendgesellschaften des Königs und sonst traf er sich jetzt öfters mit Voltaire. Von Anfang schien alles aufs beste zu gehen; jeder belobte sich des andern in seinen Briefen. Voltaire begegnete dem Mathematikus immer noch mit einem Reste des alten Respekts, der ihm indes in die Länge um so lästiger fiel, jemehr der andere denselben als ein Recht in Anspruch nahm. Und daß dem Präsidenten, im Hochgefühle seiner exakten Wissenschaftlichkeit, die bevorzugte Stellung des Poeten ein Dorn im Auge war, kann man sich gleichfalls denken. Nun sollte dieser Maupertuis die Geschichte mit der schmutzigen Wäsche in Umlauf gebracht haben. Und noch einen anderen Verdruß, so vernahm Voltaire, sollte er ihm zubereitet haben. Im Winter 1751 auf 1752 war ein junger französischer Literat, la Beaumelle, auf dem Rückweg von Kopenhagen, wo er vergebens sein Glück zu machen gesucht hatte, nach Berlin gekommen und hatte eine Schrift mitgebracht unter dem Titel: „Meine Gedanken, oder was wird man dazu sagen?“ von der er Exemplare in Umlauf setzte. In dieser Schrift fand sich die Stelle: es habe größere Dichter gegeben als Voltaire, aber keine besser belohnten; das sei Geschmackssache; der König von Preußen halte sich Leute von Geist, wie andere deutsche Fürsten sich Zwerge und Hofnarren halten. Empfehlen konnte sich der fahrende Literat durch eine solche Auslassung an Friedrichs Hofe nicht; doch konnte sie ja dem König entgehen, wenn man ihn nicht absichtlich aufmerksam machte. Das eben habe aber Voltaire getan, versicherte Maupertuis dem la Beaumelle; während Voltaire, diesmal nicht unglaubhaft, behauptet, nicht er, sondern der Marquis d'Argens habe es getan, um ihn, Voltaire, damit zu schrauben. Darauf vermaß sich der Literat, er werde Voltaire bis in die Hölle verfolgen, und ging jetzt gleich daran, sein Siècle de Louis XIV.

mit unverschämten Anmerkungen in Frankfurt nachdrucken zu lassen. Gegen diese Anmerkungen schrieb Voltaire eine heftige, denunziatorische Erwiderung, und sah sich auf diese Weise zu den vielen, die er schon zu führen hatte, in eine neue literarische Fehde verwickelt.

Oder vielmehr in zwei; denn daß er nun den nächsten Anlaß benutzen würde, um mit Maupertuis abzurechnen, war vorauszusehen. Der Anlaß kam nur gar zu bald, und diese zweite Fehde zog Folgen nach sich, gegen welche der Handel mit la Beaumelle verschwindet. Längst schon glaubte Maupertuis einem Gesetze auf der Spur zu sein, wonach die Natur zu jeder Bewegung immer nur die kleinste Kraft in Anwendung bringe; und auf diese Entdeckung des Gesetzes der Sparsamkeit, wie er es nannte, die er seiner Akademie vorgetragen und zuletzt in einer Schrift über Kosmologie niedergelegt hatte, bildete er sich nicht wenig ein. Nun erinnern wir uns unter den Gästen in Cirey eines gewissen König, der sich in den dreißiger Jahren längere Zeit dort aufgehalten hatte. Er war der Marquise durch Maupertuis als mathematischer Instruktor empfohlen, hatte sich in der Folge mit ihr überworfen und stand jetzt als Bibliothekar in den Diensten der Prinzessin von Oranien im Haag. Auch Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften war er geworden, und in einem Briefe des jugendlichen Lessing an seinen Vater finden wir ihn als Gönner des ersteren genannt. Er war noch immer ein Verehrer seines jetzigen Präsidenten; aber dessen neuentdecktes Naturgesetz hatte er nichtsdestoweniger unbefangen geprüft und glaubte es nicht probehaltig zu finden. Er hatte darüber eine Abhandlung geschrieben und war im Herbst 1750 nach Berlin gereist, um mit Maupertuis über den Gegenstand zu verhandeln. Allein dieser nahm den Widerspruch seines ehemaligen Schützlings sehr übel auf, seine Abhandlung wollte er gar nicht lesen, die dann König im folgenden Frühjahr in den Leipziger Gelehrtenakten abdrucken ließ. Am Schlusse war ihr ein Auszug aus einem Briefe von Leibniz angehängt, wonach dieser das angeblich neuentdeckte Gesetz bereits gekannt, aber als nicht ausreichend erkannt hatte. Maupertuis, dem von einem solchen Briefe Leibnizens nichts bekannt war, verlangte nun von König Auskunft, wo derselbe sich befinde. König hatte nur

eine Abschrift, und hatte sie von einem Manne, der im Besitz einer großen Sammlung von dergleichen Papieren gewesen, aber vor einigen Jahren von den Berner Aristokraten hingerichtet worden war. Jetzt ließ Maupertuis durch Vermittlung des französischen Gesandten in Bern unter den in Beschlag genommenen Papieren des Hingerichteten Nachsuchung halten; aber von dem Leibnizischen Briefe fand sich weder hier noch sonstwo eine Spur. Der Brief konnte sich verloren haben, die Nachforschungen konnten nicht gründlich genug gewesen sein, wer konnte das so sicher wissen? Aber der Präsident hielt sich nun berechtigt, die Sache vor eine Akademie zu bringen und König einen äußersten Termin zur Beischaffung des Briefes stellen zu lassen. Der Termin verstrich fruchtlos, und so beschloß die Akademie in einer Sitzung vom 18. April 1752, daß das angeblich Leibnizische Brieffragment gefälscht und ohne Geltung sei. König schickte darauf sein Diplom als Mitglied der Berliner Akademie zurück und schrieb einen Apell an das Publikum, der über seine Ehrlichkeit in der Sache keinen Zweifel übrig ließ.

Ein wissenschaftliches Interesse hatte der Streit zwischen Maupertuis und König für Voltaire nicht; im Gegenteil, er sah in dergleichen Streitigkeiten, worin, wie er sich ausdrückt, „eine Beimischung von Metaphysik die Geometrie verwirre“, nur müßige Geistesspiele; auch war König bei ihm weder als Anhänger von Leibniz, den er seinerseits für einen metaphysischen Träumer hielt, noch durch sein Zerwürfnis mit der Marquise, die er ihm überdies einmal, zu seiner großen Unzufriedenheit, von Newton zu Leibniz bekehrt hatte, empfohlen: doch jetzt trat das alles zurück vor seiner frischen Erbitterung gegen Maupertuis, der er durch ein Eingreifen in seinen Streit mit König genugtun konnte. Und eine Seite hatte dieser Streit doch auch, welche die bessere Natur in Voltaire zur Parteinahme für König aufrufen mochte. Der letztere war der Unterdrückte, das Verfahren gegen ihn ein unerhörtes, ein akademischer Justizmord, sozusagen, und da konnte der nachmalige Verteidiger der Calas, der de la Barre, nicht müßig bleiben. So ließ er denn, anknüpfend an das Aufsehen, das die Sache in der ganzen gelehrten Welt erregte, in eine Zeitschrift jener Jahre, die Bibliothèque raisonnée, unter dem Titel: „Antwort eines Akademikers von Berlin an einen Aka-

demiker in Paris", einen kurzen Artikel einrücken, worin es hieß, das ebenso inkompetente wie ungerechte Urteil der Akademie habe ihr Präsident durch seinen Einfluß auf abhängige Mitglieder zuwegegebracht, und mehrere Akademiker würden aus der von Herrn Maupertuis tyrannisierten und entehrten Körperschaft treten, wenn sie nicht fürchteten, dadurch dem königlichen Protektor derselben zu mißfallen. Der Artikel war ohne Voltaires Namen erschienen, aber niemand konnte den Urheber verkennen; der König wenigstens erkannte ihn gleich und war sehr ungehalten. Von der Sache, um die es sich handelte, wollte oder verstand er so wenig als Voltaire; aber ihren Präsidenten hatte Er der Akademie gegeben, und was diese im Einverständnis mit ihrem Präsidenten beschlossen hatte, dagegen sollte sich kein Mitglied seines vertrauten Gesellschaftskreises meuterisch auflehnen. Der Ärger hierüber war so heftig in Friedrich, daß er ihn zu einem falschen Schritt verleitete, dem ersten, den wir in seinem Benehmen gegen Voltaire, seit dieser bei ihm war, entdecken können. Er griff nämlich zur Feder, und zwar zur schriftstellerischen, und schrieb gleichfalls in der Rolle eines Berliner Akademikers an einen Pariser Kollegen einen Brief, worin das vorgebliche Mitglied jener Akademie, der Verfasser des früheren Artikels, als ein Elender, sein Aufsatz als ein infames Libell bezeichnet war. Auch Voltaire konnte sich jetzt über den Verfasser der Entgegnung nicht täuschen, die überdies in zweiter Ausgabe mit dem preußischen Adler, Krone und Szepter auf dem Titel erschien; aber man beobachtete gegenseitig das Inkognito, traf sich wie immer in den Abendgesellschaften und verhandelte sogar über eine gemeinsame Arbeit, eine Art Freidenkerwörterbuch, das von der königlichen Tischgesellschaft ausgehen sollte, in den freundlichsten Billeten. Voltaire jedoch verlor seinen Handel mit Maupertuis nicht aus den Augen. „Unglücklicherweise", schrieb er mit bezug auf die königliche Streitschrift an seine Nichte, „bin ich auch Schriftsteller und zwar auf der entgegengesetzten Seite. Ich habe kein Szepter, aber ich habe eine Feder, und diese habe ich zufällig so geschnitten, daß sie den großen Plato ein wenig lächerlich gemacht hat." Das Letztere bezog sich auf eine Prüfung der Werke von Maupertuis, die Voltaire in eine gelehrte Zeitschrift hatte einrücken lassen; doch die rechte Waffe

gab ihm sein Gegner erst durch den Band Briefe in die Hand, den er eben damals, im Herbst 1752, erscheinen ließ.

Durch die Mißbilligung, die sein Verfahren gegen König ihm von so vielen Seiten her zugezogen, fühlte der hochfahrende Präsident sich wirklich angegriffen, in einen auch körperlich krankhaften Zustand versetzt. Und von dieser Stimmung, in der sie großenteils geschrieben waren, trugen die Briefe das Gepräge. Dem Hange zum Außergewöhnlichen und Paradoxen, den er immer hatte, überließ sich der Verfasser jetzt ohne Rückhalt. Die Briefe steckten voll Schrullen, die zum Teil nicht ohne Sinn waren; aber man mußte den guten Willen haben, sie zurechtzulegen. Von diesem guten Willen hatte Voltaire begreiflich das Gegenteil; und in der Geschicklichkeit einen wunderlichen Halbgedanken zum vollen Blödsinn zu ergänzen, tat es ihm keiner gleich. Diese Geschicklichkeit hat er vielleicht nie mit der Meisterschaft ausgeübt, wie in der „Diatribe des Doktor Akakia", der Spottschrift des Maupertuis, die er jetzt verfaßte. Was wird hier mit den angeblichen Vorschlägen des tiefdenkenden Präsidenten, Patagoniern das Gehirn aufzuschneiden, um das Wesen der Seele kennen zu lernen; ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu bohren; eine lateinische Stadt zu bauen, um die philologischen Studien zu erleichtern; die Kranken mit Harz zu überziehen, um das Verdunsten der Lebenskraft zu hindern; mit der Behauptung, wir brauchten nur unsere Geistestätigkeit ein wenig zu steigern, um ebensogut in die Zukunft zu sehen, als wir uns der Vergangenheit erinnern — mit diesen und anderen Ideen, die sich aus der wunderlichen Briefsammlung herauspräparieren ließen, wird hier ein Spott- und Witzspiel aufgeführt, das durch die Wendung noch drolliger wird, als könnte man für den Verfasser der Briefe unmöglich einen so berühmten Meister, sondern nur einen jungen Anfänger halten, der seine unreifen Einfälle unter solchem Aushängeschild habe ins Publikum bringen wollen. Selbst der Name Akakia, d. h. Sansmalice (der Name eines Arztes von Franz I., der aber hier zu einem Leibarzte des Papstes gemacht wird), ist in dem Titel einer Schrift, die so voll von Malice steckt, von komischer Wirkung.

So gewürzt wäre das Büchlein ganz für den Gaumen Friedrichs gewesen, wenn er zweierlei hätte übersehen können.

Erstlich, daß das Lachen, das es erregte, auf Kosten seines Akademiepräsidenten, und in letzter Beziehung, da er ja für denselben geschrieben, auf seine eigenen Kosten ging. Und fast noch mehr mußte ihn die Art empören, wie ihn Voltaire mit der Druckerlaubnis hinters Licht geführt hatte. Diese war demselben für eine Verteidigung Bolingbrokes gegen orthodoxe Angriffe erteilt: statt deren ließ er seine Satire auf Maupertuis drucken. Und nun legte er sich auch noch aufs Leugnen, nachdem bereits Drucker und Mittelsmann alles eingestanden hatten. Das brachte den Unwillen des Königs zum Überfließen, und er erließ an Voltaire das fulminante Schreiben, worin er sein Erstaunen über dessen Frechheit ausspricht und durch Bekanntmachung des ganzen Handels der Welt zu zeigen droht, daß, wenn seine Werke Statuen, sein Betragen Kettenstrafe verdiene. Die gedruckten Exemplare des Akakia wurden mit Beschlag belegt und auf des Königs Zimmer im Beisein des Verfassers in das Kaminfeuer geworfen, der überdies noch schriftlich musterhaftes Betragen und den schuldigen Respekt gegen gelehrte wie politische Würdenträger geloben mußte. Doch bereits war der Same des Unkrauts nach außen getragen, und kaum war die Potsdamer Ausgabe unterdrückt, so kamen von Dresden Exemplare einer neuen nach Berlin, in Paris wurde der Akakia zu Tausenden verkauft und war bald das Ergötzen der gebildeten Welt von Petersburg bis Madrid. Jetzt geriet der König außer sich und handelte, wie man in solchem Falle zu handeln pflegt: er ließ am 24. Dezember 1752 das verhaßte Libell auf den öffentlichen Plätzen von Berlin durch Henkershand verbrennen. Nein, diese Art, gegen ein Buch vorzugehen, mußte der Fürst der Aufklärung der spanischen Inquisition oder dem Pariser Parlament überlassen, und Voltaire hat ihm in der Tat etwas geschenkt, daß er diesen Akt nicht zum besonderen Gegenstand einer satirischen Darstellung gemacht hat. Für den Augenblick war er sehr erschrocken: nach dem Einschreiten gegen das Buch hielt er sich auf Maßregeln gegen den Autor gefaßt; auch Preußen hatte in Spandau und wo sonst noch seine Bastillen. Bald jedoch beruhigte er sich, und 8 Tage nach der Exekution, zu Neujahr 1753, schickte er dem König den Kammerherrnschlüssel und den Orden zurück, mit der ebenso feinen wie empfundenen Aufschrift:

Beglückt, als Du sie mir gespendet,
Geb' ich sie nun mit Schmerz zurück;
So wie ein Liebender im düstern Augenblick
Der Liebsten Bild ihr wieder sendet.

Das war nun aber doch mehr als Friedrich gewollt hatte; noch denselben Nachmittag brachte sein Kammerdiener und Geheimsekretär Fredersdorf Orden und Schlüssel zurück und hatte eine lange Unterredung mit Voltaire. Nach wenigen Tagen wollte ihn der König wieder beim Souper haben, zu Ende des Monats lud er ihn ein, mit ihm nach Potsdam zurückzukehren; aber Voltaire schützte Unpäßlichkeit vor und blieb in seiner Privatwohnung zu Berlin. Der König schickte ihm Chinaextrakt, um seine Genesung zu beschleunigen: der könne ihm nicht helfen, ruft Voltaire, sondern nur sein Abschied. Er bat um Urlaub zu einer Kur in Plombieres: auch in seinem Lande, ließ ihm der König antworten, gebe es treffliche Heilquellen, nämlich in Glatz; was dem Franzosen vorkam, als wollte man ihn zur Badekur nach Sibirien schicken; er bestand auf Plombieres. Jetzt wurde der König ernstlich böse: es bedürfe des Vorwandes mit Plombieres nicht, wenn er gehen wolle, schrieb er ihm, er könne jeden Augenblick seinen Abschied haben; nur möge er vor der Abreise sein Anstellungspatent, den Schlüssel und das Kreuz, und außerdem den ihm anvertrauten Band Gedichte zurückgeben. Das letztere war eine Auswahl von Poesien Friedrichs, im Schlosse zu Potsdam in wenigen Exemplaren nur für die vertrautesten Freunde gedruckt, wovon auch Voltaire seinerzeit eines bekommen hatte. So aber, in Ungnade, wollte dieser nicht fortkommen; was hätte die Welt, was insbesondere Paris, dazu gesagt? Daher hielt er in einem drolligen Schreiben an des Königs Vorleser, den Abbé de Prades, um einen persönlichen Abschied an. Der König willfahrte seinem Wunsche: er soll nach Potsdam kommen und wieder wie sonst im Schlosse wohnen; er kommt auch und bleibt beinahe acht Tage; man ist scheinbar in alter Traulichkeit beisammen, und Voltaire verspricht, nach vollendeter Kur im Herbst wiederzukehren: weswegen er denn auch Orden und Kammerherrnschlüssel samt dem Bande königlicher Poesien mitnehmen darf. So reiste Voltaire am 26. März 1753 von Potsdam ab: und was auch damals seine Absicht

gewesen sein mag, er und Friedrich haben sich von da an nicht wiedergesehen.

Voltaire reiste als großer Herr im eigenen bequemen Reisewagen, der mit vier, nach Umständen sechs Postpferden bespannt war, zwei Diener auf dem Bocke, im Innern neben sich, unter Mappen und Kassetten, seinen Sekretär. So kam man am Abend des zweiten Tages nach Leipzig, wo während eines dreiwöchigen Aufenthaltes mit den Pariser Freunden Briefe gewechselt, Gotsched als Vertreter der deutschen Literatur besucht, außerdem aber auch mit Maupertuis noch aus der Ferne scharmützelt wurde. Dieser hatte auf die Nachricht von einem neuen Angriff, den Voltaire gegen ihn im Schilde führen sollte, sich hinreißen lassen, ihm einen Brief mit Androhung persönlicher Rache nach Leipzig nachzusenden. Natürlich lief er damit seinem Gegner nur in das Messer. Denn dieser gab ihm nicht nur eine briefliche Antwort in seinem lustigsten Verhöhnungsstil, sondern ließ auch in eine Leipziger Zeitung: „Der Hofmeister“, eine Art von Steckbrief einrücken des Inhalts: „Ein quidam hat an einen Inwohner von Leipzig einen Brief geschrieben, worin er besagtem Inwohner droht, ihn zu ermorden. Maßen nun Mordanschläge sichtbarlich den Meßprivilegien zuwiderlaufen, so ersucht man jedermänniglich, von besagtem quidam Nachricht zu geben, falls er sich an den Toren von Leipzig blicken ließe. Derselbe ist ein Philosoph von zerstreutem Wesen und hastigem Gange, Augen klein und rund, Perrücke desgleichen, Nase platt, Gesicht voll, Gesichtsausdruck schlimm und selbstgefällig; trägt beständig ein Scalpell in der Tasche, um Leute von hoher Statur zu sezieren. Wer Nachweisung über ihn geben kann, erhält 1000 Dukaten Belohnung, angewiesen auf die lateinische Stadt, welche besagter quidam bauen läßt, oder auf den ersten Kometen von Gold oder Diamant, der notwendig auf die Erde fallen muß, gemäß der Vorherverkündigung des besagten quidam.“

Was konnte ein feierlicher Akademiepräsident gegen einen Mann ausrichten, der solche Waffen führte? Und doch verwundete dieser damit zugleich sich selbst. Er hatte beim Abschiede dem König sein Wort gegeben, sich Maupertuis gegenüber ruhig zu verhalten; und nun war er kaum über die Grenze, so band er von neuem mit ihm an. Zugleich tauchten in Berlin Parodien

königlicher Verse auf, die man Voltaire zuschrieb, von dem überdies an den beständigen Sekretär der Akademie ein höchst anzügliches Schreiben einlief. Und in den Händen eines so unberechenbaren Menschen hatte der König, außer so manchem vertraulichen Handbillet, insbesondere jenen Band Gedichte gelassen, von denen sich ein ihm so unangenehmer, ja gefährlicher Gebrauch machen ließ. Denn wie hatte er darin seinem Witz auf Kosten gekrönter Kollegen und Kolleginnen die Zügel schießen lassen! Daß Voltaire mit dergleichen Sachen, seinen Pariser Freunden gegenüber, nicht ganz diskret sei, war schon früher Friedrichs nicht unbegründeter Verdacht. Also Beschluß: Voltaire soll nicht aus Deutschland fortkommen, ohne das königliche Gedichtbuch zurückgegeben zu haben; und nimmt man ihm einmal das, so nimmt man ihm am besten gleich auch den Orden und den Kammerherrnschlüssel ab, damit jede Verbindung mit ihm abgebrochen sei. Befehle in diesem Sinne liefen Voltaire voraus und legten sich auf der letzten Station seines Weges in Hinterhalt, der er, nichts ahnend, langsam und behaglich entgegenreiste.

In Gotha, wohin er von Leipzig aus sich begab, wurde er von Herzog und Herzogin so huldreich aufgenommen und im Schlosse selbst beherbergt, daß er es sich hier beinahe 5 Wochen gefallen ließ. Die Herzogin wußte ihn auch durch einen literarischen Auftrag festzuhalten. Sie wünschte von ihm — die deutsche Fürstin von dem Franzosen — eine deutsche Geschichte, eine lesbare natürlich, denn was konnte sie mit den Quartanten der Maskovs, der Bünaus anfangen? So machte sich denn Voltaire in gewohnter Rüstigkeit auf der Gothaer Bibliothek mit seinem Sekretär Collini, der für ihn Auszüge machte, an die Arbeit seiner „Reichsannalen“, die ihn auch in den nächsten Jahren noch viel beschäftigte: das mühsamste und gelehrteste seiner Werke, wie der Mitarbeiter Collini rühmte; das einzige langweilige, das er gemacht hat, wie bald die allgemeine Stimme sagte. Von Gotha ging es nach Cassel, von da nach einem Besuche beim Landgrafen in Wabern, nach Frankfurt, wo man am Abend des 31. Mai eintraf und im Gasthause zum goldenen Löwen das Quartier nahm.

Bereits war am anderen Morgen alles reisefertig, Wagen und Pferde standen bereit, als ein gewisser Freytag, preußischer

Kriegsrat und Resident in Frankfurt, in Begleitung eines preußischen Werboffiziers und eines Frankfurter Senators, sich bei Voltaire einstellte und ihm im Namen des Königs seinen Orden, seinen Kammerherrnschlüssel nebst den Handschriften und dem Gedichtbuch des Königs abforderte. Voltaire, nicht wenig überrascht, lieferte alsbald Kreuz und Schlüssel an Freytag aus; ließ seine Koffer öffnen, aus denen die Papiere herausgenommen und in Paketen versiegelt wurden; den Gedichtband bedauerte er, nicht zur Stelle zu haben, derselbe liege in einer Kiste zur Versendung nach Straßburg in Leipzig, wohin er jedoch alsbald darum schreiben wolle. Die Visitation hatte von morgens 9 bis nachmittags 5 Uhr gedauert, und nun blieb Voltaire, bis zur Ankunft der Kiste, auf Ehrenwort in das Gasthaus konfiniert, gegen das schriftliche Versprechen Freytags, daß, sobald der Gedichtband beigeschafft wäre, seiner Weiterreise nichts mehr entgegenstehen solle. Nichte Denis, die den Onkel in Straßburg erwartete, kam auf die Nachricht von dem Unstern eilig herangereist und machte fortan die ganze Frankfurter Affäre mit. Voltaires Stimmung war sehr gereizt; er fertigte Klagschreiben nach allen Richtungen ab, eines an den Kaiser selbst, dem er, wenn man ihn insgeheim nach Wien kommen ließe, wichtige Enthüllungen, natürlich zu ungunsten des Königs von Preußen, in Aussicht stellte; daneben ließ er indes die Nichte auch an diesen ein auf Rührung berechnetes Bittschreiben richten, der jedoch mittlerweile zu den Musterungen nach Preußen abgereist war. Dazwischen beschäftigte sich aber Voltaire auch mit seinen Reichsannalen; wie er sich in Berlin während der trübsten Wochen seiner dortigen Zerwürfnisse mit komischen Erzählungen, ja mit der Pucelle, beschäftigt hatte. „Was die Geistesfähigkeiten eines gewöhnlichen Menschen gelähmt haben würde,“ sagt aus dieser Veranlassung sein Sekretär Collini, „das gab diesem außerordentlichen Menschen nur noch mehr Schwung. Er besaß die Kunst, dem Kummer in der Arbeit ein Gegengewicht zu geben.“ In acht nehmen übrigens mochte man sich vor ihm in solcher Stimmung doch. Der holländische Buchhändler van Duren, bei ihm von den Verhandlungen wegen des Antimachiavell ohnehin nicht im besten Andenken, erschien eines Morgens während dieses Hausarrestes und reichte dem Sekretär eine 13 Jahre alte Rech-

nung ein. Voltaire ist empört, und wie sich am Nachmittag der Buchhändler im Wirtsgarten zeigt, rennt er wie ein Blitz auf ihn zu, gibt ihm eine Ohrfeige und läuft ins Haus. Die Ohrfeige komme von einem großen Manne, tröstete der Schalk Collini den Geschlagenen.

Von dem Ergebnis seiner Visitation hatte Freytag nach Berlin pünktlichen Bericht erstattet und um weitere Verhaltungsbefehle gebeten. Fredersdorfs Antwort war, der König sei in Preußen abwesend, werde aber in zwei Tagen zurückerwartet; nach seiner Zurückkunft ließ Friedrich, dem die Sache bereits zu lange gedauert hatte, unter dem 17. die Weisung nach Frankfurt abgehen, gegen das schriftliche Versprechen baldmöglichster Zurückgabe des Gedichtbuchs, Voltaire ziehen zu lassen. Am 18. Juni, also nach einem Aufenthalte von mehr als 14 Tagen, kam die Kiste; da hatte aber Freytag nur erst das aufschiebende Billet Fredersdorfs, noch nicht den Entlassungsbefehl in Händen, und weigerte sich daher nicht nur, Voltaire seiner Haft zu entbinden, sondern sogar die Kiste zu öffnen. Voltaire sah darin einen Wortbruch und hielt sich an sein Ehrenwort auch nicht mehr gebunden. Am 20. schleicht er sich mit seinem Sekretär aus dem goldenen Löwen fort, und beide steigen mit ihren nötigsten Sachen in einen Mietwagen, der sie nach Mainz entführen soll. Aber unter dem Mainzer Tore sehen sie sich angehalten; Freytag, der von ihrem Verschwinden aus dem Gasthofe Wind bekommen, hatte eine Staffette dahin geschickt, und kam nun in höchster Aufregung angefahren, um kraft einer eilig eingeholten Vollmacht vom Bürgermeister Voltaire und den Sekretär als Gefangene in die Stadt zurückzuführen. Zunächst ging es zu einem Kaufmann Schmidt, der mit dem Titel eines Hofrats der Adjunkt und Stellvertreter Freytags war, wo sich nun Voltaire in einem Komptoir von Handlungsdienern und Knechten begafft und wie einen Verbrecher bewacht sah. Man nahm den Gefangenen ihr Geld und ihre Effekten ab; nicht einmal seine goldene Schnupftabaksdose ließ man dem Dichter der Henriade. Seine Augen funkelten vor Wut, erzählt Collini, und auf einmal ersah er die Gelegenheit, durch eine offene Tür in den Hof zu entwischen. Der ganze Haufe setzt ihm nach, auch Collini kommt, nach seinem Herrn zu sehen, der gebückt in einem Winkel steht und die Finger

in den Mund steckt, wie um sich zu erbrechen. So sind Sie unwohl? ruft der erschrockene Sekretär. Fingo, fingo (ich tue nur so), antwortet halblaut sein Herr, der seinen Verfolgern nur ein wenig Angst hatte machen wollen. Nach zweistündigem Harren wurden die Gefangenen einem gewissen Dorn, dem Schreiber und Amtsdiener Freytags, übergeben, der sie nicht mehr in den Löwen zurück, sondern in das Gasthaus zum Bockshorn brachte, wohin er sofort auch Madame Denis aus dem Löwen holte. Daß sie jetzt Wache bekamen, war natürlich, nachdem sie sich tatsächlich an ihr Wort nicht mehr gebunden erklärt hatten.

Das war am 20. geschehen; am 21. traf dann die Weisung vom 17., und am 25. der unbedingte Entlassungsbefehl ein. Nun aber hatte ja der Gefangene durch seinen Fluchtversuch des Königs Haft gebrochen; damit war ein neuer Tatbestand geschaffen, der nach des unbehilflichen Freytag Überzeugung einen abermaligen Bericht nach Berlin und Einholung neuer Verhaltungsbefehle notwendig machte. So verflossen abermals 14 Tage, und jetzt erst glaubte sich Freytag, der von Berlin aus einen deutlichen Verweis wegen seines Ungeschicks einzustecken hatte, befugt, die Gefangenen ledig zu lassen. Nun setzte Voltaire einen Protest wegen Vergewaltigung auf, hätte aber selbst den verhaßten Dorn, der am letzten Morgen in der besten Absicht, ihm seine in Beschlag genommenen Sachen zurückzubringen, ihm noch vor Augen kam, beinahe niedergeschossen, wenn ihm nicht Collini in den Arm gefallen wäre. Nach seiner durch diesen Streich beschleunigten Abreise wurde der Koffer mit seinen Effekten und Geldern amtlich geöffnet und 190 Gulden für aufgelaufene Unkosten herausgenommen; das übrige konnte Voltaire gegen Quittung jederzeit erheben, aber er hat es nicht getan, sondern lieber Geld und Geldeswert zurückgelassen, um auch ferner in die Welt hineinschreiben zu können, daß er in Frankfurt, neben anderen Mißhandlungen, auch ausgeplündert worden sei. Mit der Wahrheit hat es Voltaire, wo es einen Zweck zu erreichen galt, und wäre es auch nur ein rednerischer Effekt gewesen, niemals genau genommen, mit den Nebenumständen und bisweilen auch mit Hauptumständen einer Begebenheit stets in poetischer Freiheit gespielt. Aber maß- und schamloser hat er nie gelogen als in einer Masse von Briefen und anderen Aufzeichnungen über diese

Frankfurter Geschichte, weil ihn keine andere so erbittert hat. Weltbekannt wurden durch Voltaires Erzählungen des armen Freytag Monsir und oeuvre de poëshie: während seine Originalberichte im Berliner Archiv eine tadellose Rechtschreibung zeigen. Unschätzbar für den Zweck von Voltaires Darstellung war besonders die Verwickelung einer Dame in die Sache. Nichte Denis erscheint in seiner Erzählung fortwährend in Krämpfen und Ohnmachten, die sonst nicht in der Art des resoluten Frauenzimmers waren. Eine Pariser Dame unter militärischer Begleitung durch die Stadt geschleppt, welche gothische Barbarei! Und „Soldaten zu Kammerfrauen" und „Bajonette statt der Bettvorhänge" — konnte man so unvergleichliche Redensarten, nachdem man sie einmal gefunden, oft genug wiederholen? Auch fanden sie Glauben und behielten ihn; denn Voltaire war laut, das Berliner Archiv aber stumm, bis daraus erst in neuester Zeit die berichtigenden Urkunden ans Licht gezogen wurden.

Diese Frankfurter Geschichte war für beide Teile eine unglückliche; für den König noch mehr als für den Dichter. Kam der letztere mit der peinlichen Stimmung etlicher Wochen davon; so hat der Ruf des ersteren noch bis auf diesen Tag darunter zu leiden. Und doch hatte das Meiste und Schlimmste bei der Sache der Zufall getan. Hätte Voltaire, als ihm Freytag seine unwillkommene Visite machte, das königliche Gedichtbuch bei Handen gehabt, so hätte er ungehindert weiter reisen mögen; und wäre der König nicht durch Regentengeschäfte von seiner Hauptstadt entfernt und in Frankfurt weniger ungeschickt bedient gewesen, so wäre dem Dichter wenigstens die Hälfte seiner Bußzeit erspart geblieben. Sein Gedichtbuch aber zurückzuverlangen, dazu hatte Friedrich nach dem, was Voltaire von Leipzig aus über seine Gesinnungen kundgegeben, allen Grund; und davon war die Abforderung von Orden und Kammerherrnschlüssel nur die Konsequenz. Daß Voltaire mit solchen Gesinnungen von Potsdam abgereist war, daran freilich war die Verbrennung seines Akakia schuld, und zu dieser war der König durch seinen ersten falschen Schritt, die Einmischung in den Gelehrtenstreit, fortgerissen worden; während Voltaire dem Vorwurf unterliegt, daß er der Rücksicht auf einen Fürsten, der so viel für ihn getan, das Gelüste seiner Spott- und Rachsucht nicht zum Opfer

brachte. Gefehlt war von beiden Seiten; aber der Eintritt unberechenbarer Umstände führte Folgen herbei, die damit ganz außer Verhältnis standen.

Aus Frankfurt reiste Voltaire am 7. Juli nach Mainz, wo er sich drei Wochen lang aufhielt, um, wie er sich ausdrückte, seine im Schiffbruch naßgewordenen Kleider zu trocknen und an seinen Reichsannalen weiterzuarbeiten. War es hier der Adel, der dem berühmten Manne den Hof machte, so hatte er aus der Nachbarschaft gar eine fürstliche Einladung, die ihm gerade jetzt, dem Zerwürfnis mit Friedrich gegenüber, doppelt willkommen war. Aber Friedrich und Karl Theodor! Dieser letzte oder vorletzte Kurfürst von der Pfalz war ein durchaus nichtiger Mensch, einer jener französisch gebildeten deutschen Fürsten, bei denen die Liebe zur Literatur und Kunst, ohne tiefere Wurzeln, nur ein Stück ihrer eitlen Prachtliebe war. Auf seine Einladung reiste Voltaire ausgangs Juli nach Mannheim und Schwetzingen, dem Lustschloß mit dem später so berühmten Garten, wo der Kurfürst seine Sommerresidenz hatte. Dieser überhäufte Voltaire mit Artigkeiten, und ließ insbesondere auf seinem französischen Theater mehrere Stücke von ihm aufführen. Nach vierzehntägigem Aufenthalte in Schwetzingen begab sich Voltaire Mitte August nach Straßburg, und, während er sonst überall in den ersten Gasthöfen abzutreten pflegte, kehrte er hier in einem kleinen abgelegenen Gasthofe, zum weißen Bären, ein. Das Publikum, das den berühmten Mann nicht aus dem Auge ließ, machte seine Glossen darüber, und — er ist eben doch ein Geizhals, hieß es zuletzt. Doch, „da sieht man," schreibt sein Begleiter Collini, „wie wenig man dem Scheine trauen darf, und wie vorsichtig man in der Beurteilung menschlicher Handlungen sein muß. Was man für einen Zug von Geiz ansah, war in der Wirklichkeit ein Zug von Gutmütigkeit. Ein Kellner im Gasthof zum Kaiser in Mainz hatte durch seine Aufmerksamkeit und Anstelligkeit dem Reisenden gefallen. Der junge Mensch war von Straßburg. „Er sagte uns," erzählt Collini, „sein Vater sei der Besitzer des Gasthauses zum weißen Bären in dieser Stadt, und bat uns, bei ihm unser Quartier zu nehmen. Diese Rücksicht des Sohnes für den Vater rührte Voltaire und er versprach, die Bitte zu gewähren." Doch bezog er bald ein Landhaus vor

der Stadt, wo er die Besuche empfangen konnte, die sich zu ihm drängten, aber auch die Belehrungen des Straßburger Historikers Schöpflin zur Verbesserung seiner Reichsannalen sich zunutze machte.

Daß Voltaire Paris schwer vermißte, ist begreiflich; aber auch von der Schwachheit, zu meinen, es müsse durchaus ein Hof sein, wo es ihm gezieme, sein Leben zuzubringen, war er noch immer nicht geheilt. Von Frankfurt aus war Nichte Denis wieder nach Paris gegangen, um dort die Gesinnungen zu erforschen und die Rückkehr des Oheims zu ermöglichen. Da wir wissen, wie sehr sie selbst bei der Sache interessiert war, so glauben wir ohne weiteres, daß sie dort alle Türen aufgestoßen haben wird. Allein die Nachrichten, die sie dem Oheim geben konnte, waren keine günstigen. Seine Feinde, besonders die Geistlichkeit, taten alles, um den König in seiner durch Voltaires Abfall zu Friedrich ohnehin erhöhten Abneigung gegen ihn zu bestärken. Er mußte sich schon dazu verstehen, noch länger auf der Schwelle seines Vaterlandes liegen zu bleiben. Die Reichsannalen waren nahezu fertig; ein Bruder des Professors Schöpflin hatte eine Druckerei in Kolmar und übernahm, durch ein Anlehen von Voltaire unterstützt, den Druck. So verlegte dieser zu Anfang Oktober seinen Wohnsitz nach Kolmar, um den Druck seines Werkes zu überwachen. Immer bestimmter lauteten die Pariser Nachrichten dahin, daß es vorzugsweise religiöse Bedenken seien, die bei Hofe gegen Voltaire geltend gemacht würden; wie er denn auch in Kolmar von geistlichen Spürhunden sich umschnüffelt sah. Es galt also, seine Anhänglichkeit an die Kirche öffentlich an den Tag zu legen, und das kostete Voltaire bei seiner Denkart keine Überwindung. Ostern 1754 machte er die Kommunion in der Kirche mit, ohne jedoch dadurch seine Lage zu verbessern. Die Freunde zuckten die Achseln über die Schwäche; die Feinde knirschten über den Hohn: man wollte ihn jetzt so wenig wie vorher in Paris haben.

Aber nach Plombieres, in das Vogesenbad, mußte man ihn, den kranken Mann, doch wohl gehen lassen. Allein, o wehe! auch sein geschlagener Widersacher, Maupertuis, war ein kranker Mann und hatte es gleichfalls auf Plombieres abgesehen. So trat Voltaire unterwegs in die Abtei Senones ab, wohin ja, wie wir uns erinnern, schon vor fünf Jahren, nach dem Tode

der Marquise, seine Gedanken einen Augenblick gerichtet waren. Hier traf er seinen gelehrten Freund, Dom Calmet, an, mit dem er Erinnerungen an Cirey tauschen, aber auch Kirchenväter und Konzilienverhandlungen studieren konnte. Das tat er denn auch beinahe einen Monat lang und ließ sich von den Mönchen allerlei Stellen aus den ehrwürdigen Folianten abschreiben, die ihm später bei seiner theologischen Schriftstellerei zugute kamen. Nachdem er das Feld in Plombieres rein wußte, brachte er daselbst noch ein Paar Juliwochen mit Nichte Denis und dem treuen Argental zu. In Kolmar, wohin er von da zurückkehrte, hatte er im Laufe des Spätherbstes eine angenehme Überraschung. Die Markgräfin von Baireuth, Friedrichs Schwester Wilhelmine, hielt auf der Durchreise nach Montpellier, wo sie mit ihrem Gemahl den Winter zuzubringen gedachte, in Kolmar an, um Voltaire zu begrüßen, ja sie wollte ihn dorthin mitnehmen. Dazu kam es nun zwar nicht, aber die Verwendung der Schwester bei dem königlichen Bruder nahm er in Anspruch. Schon zu Ende dieses Jahres ist von Versuchen die Rede, die er gemacht, seine Zurückberufung nach Berlin zu bewirken; im folgenden schickte er seine Reichsannalen und bald andere Schriften dem König mit begütigenden Schreiben zu. Dieser aber schrieb an seinen ehemaligen Sekretär Darget: „Sollten Sie glauben, daß Voltaire, nach all den Streichen, die er mir gespielt, Schritte gemacht hat, um wiederzukommen? Doch Gott soll mich davor bewahren! Er ist nur gut zu lesen, aber gefährlich kennen zu lernen.“ Daß Voltaire der Zurückberufung, wenn sie erfolgt wäre, wirklich Folge geleistet haben würde, ist nach den frischen Erfahrungen, die er vor sich hatte, kaum zu glauben; aber als Ehrenerklärung wäre sie ihm willkommen und auch nach anderer Seite verwendbar gewesen.

Sein Absehen blieb auf Paris und Versailles gerichtet, wo er doch immer noch einzelne Gönner hatte. Unter diese gehörte seit langer Zeit, wie wir wissen, der Herzog von Richelieu, ein charakterloser Wüstling, der sich auch im Verhältnis zu Voltaire nicht besser zeigte, als in allen anderen. Doch Voltaire hielt an dem Manne fest, was auch immer d'Alembert und andere Freunde ihm gegen „seine alte Puppe“ sagen mochten. Dieser Gönner ging jetzt als Gouverneur nach Languedoc, und so wurde

mit ihm eine Zusammenkunft in Lyon verabredet. Im November fand sie statt, aber auch der Herzog brachte wenig Trost. Zu allem übrigen Unheil spukten jetzt Abschriften der Pucelle und waren in Paris für einen Louisdor zu haben. Ihr Verfasser wußte wohl, was das auf sich hatte; war doch in diesem Gedicht neben dem Heiligen auch das Unheilige, Hof und Hierarchie, König und Maitresse nicht geschont. Voltaire ließ später die Pucelle ohne diese Stellen drucken, die er, wie wir schon wissen, für fremde Einschiebsel erklärte, und schickte sie so der Pompadour und den Ministern zu. Aber konnte er hoffen, sie zu täuschen?

Bei dem augenblicklichen Stande seiner Angelegenheiten war für ihn in Lyon der Kardinalerzbischof de Tencin eine besonders wichtige Person. Trotz seiner Gicht warf er sich daher eines Tages in Gala und fuhr am erzbischöflichen Palaste vor. Collini führte ihn am Arme bis in das Vorzimmer des Kardinals, so übel war er zu Fuße. Aber kaum war er bei diesem eingetreten, als er schon wieder herauskam, seinen Sekretär beim Arme nahm und still mit ihm zum Wagen ging. Hier sagte er nach einem träumerischen Schweigen: „Mein Freund, dieses Land ist nicht für mich gemacht." Der Erzbischof hatte ihm erklärt, er könne einen Mann nicht zu seiner Tafel ziehen, der bei Hofe übel angeschrieben sei; und in ähnlicher Art benahm sich auch der Stadtkommandant. Daß die Lyoner Akademie der Wissenschaften und schönen Künste ihn zu ihrem Mitglied ernannte; daß man im Theater seinen Brutus und seine Merope aufführte, und das Publikum ihn, so oft er im Schauspielhause erschien, mit Klatschen und Hochrufen empfing, tat zwar seinem Selbstgefühle wohl, wie das nochmalige Zusammentreffen mit der Markgräfin seinem Herzen; in der Hauptsache jedoch konnte das alles nichts ändern. Dieses Land war nicht für ihn, wenigstens vorerst nicht, das wußte er jetzt; er hatte sich nach einer anderen Heimat umzusehen. Nach sechswöchigem Aufenthalte verließ er, wenige Tage vor Weihnachten, Lyon und wendete sich nach Genf. Es war schon spät abends, als er vor der Stadt ankam, und die Tore geschlossen. Sie öffneten sich ihm, und damit eröffnet sich eine neue Periode in Voltaires Leben, die darum nicht die schlechteste ist, weil sie die letzte war.

IV.

In Genf selbst zu bleiben, lag nicht in Voltaires Absicht; aber die Schönheit der Gegend am See, die gute Art der Umwohner zogen ihn an; wozu noch kam, daß man hier in einem französischredenden Lande, in der Nähe und doch nicht unter der Botmäßigkeit Frankreichs sich befand. So kam es ihm sehr erwünscht, daß der Besitzer des Schlosses Prangins bei Nyon im Waadtlande ihm dasselbe zum vorläufigen Aufenthalt einräumte. Hier brachte Voltaire die ersten Monate des Jahres 1755 zu; es war, wie Collini sich ausdrückt, nach den langen Irrfahrten eine Zeit der Ruhe und des Umschauens nach einem Wohnorte, wo der Philosoph seine Laufbahn im Frieden beschließen konnte.

Nacheinander fiel sein Blick auf ein Landhaus bei Lausanne, Monrion genannt, und auf ein Landgut mit Villa in der Nähe von Genf, das damals den Namen Sur-St.-Jean führte; beide kaufte er auf Lebenszeit, bald auch noch ein Haus in Lausanne selbst, und hielt sich nun in den nächsten Jahren einige Wintermonate in Monrion und Lausanne, die übrige Zeit in dem Genfer Landhause auf. Die Lage des letzteren war reizend: es beherrschte die Stadt und den See, mit den Alpen und ihren Gletschern in der Ferne; während hinter dem Hause Terrassen und Gärten anmutige Spaziergänge gewährten. Es verdiente wohl, daß der neue Eigentümer seinen Namen in Délices veränderte, unter welchem es durch Voltaires mehrjährigen Aufenthalt berühmt geworden ist. Ein Mann seiner Art kann nichts besitzen, dem er nicht den Stempel seines Sinnes und Geschmackes aufzudrücken suchte: so war auch Voltaire kaum Herr dieser beiden Besitzungen geworden, als er auch schon zu pflanzen und zu bauen anfing. Besonders in Délices wurde Haus und Garten verschönert. Eben von da schrieb er an eine befreundete Dame, sie hätte sich auch einen hübschen Garten anlegen sollen. „Das ist höchst amüsant,

und man muß sich amüsieren. Die Wasser, die Blumen, die Gebüsche sind so tröstlich, was die Menschen nicht immer sind.“ Dabei ging seine Sorgfalt bis ins einzelne. Aus dem Frühling 1756 haben wir einen Brief von ihm, worin er anbefiehlt, die Maikäfer von den Kastanienbäumen zu schütteln und sie den Hühnern zu fressen zu geben. Im Hause sorgte er für bequeme Einrichtung, Küche und Keller waren aufs beste bestellt, an Wagen und Pferden fehlte es nicht. Besuche wurden gastlich aufgenommen; Madame Denis machte die Hausfrau, Voltaire selbst war der liebenswürdigste Wirt, ohne daß jedoch seine literarischen Arbeiten, die er jetzt erst im großartigsten Maßstabe zu betreiben anfing, darunter leiden durften.

Doch für den Tätigkeitstrieb Voltaires, der, wie wir schon zur Genüge gesehen haben, über das geistige Schaffen hinaus auch nach einer äußeren Wirksamkeit verlangte, waren die beiden kleinen Besitzungen, die er sich bis dahin erworben hatte, noch immer kein hinreichender Spielraum. Hatte er sich früher versucht gefühlt, in Bank- und Handelsgeschäften zu spekulieren, so empfand er jetzt Lust Grundeigentümer zu werden. Noch eine weitere Rücksicht kam hinzu. Monrion lag auf Bernischem, Délices auf Genfischem Gebiete; ein Philosoph, pflegte Voltaire zu sagen, muß immer zwei bis drei Schlupflöcher unter der Erde haben gegen die Hunde, die ihn verfolgen: schaffte er sich noch ein solches auf dem angrenzenden französischen Gebiete, so hatte er im Notfalle zwischen drei Territorien die Wahl. Wirklich fand sich im Jahre 1758 Gelegenheit, in dem französischen Grenzländchen Gex, zwischen dem Genfersee und dem Jura, zwei größere Besitzungen zu erwerben. Das Ländchen war nicht im besten Zustande: die Aufhebung des Edikts von Nantes hatte viele der fleißigsten Bewohner daraus vertrieben, so daß jetzt manche Grundstücke unbebaut lagen; aber gerade eine verödete Gegend neu zu beleben und emporzubringen, hatte für Voltaire einen eigenen Reiz. So kaufte er erst von dem Präsidenten de Brosses Schloß und Herrschaft Tourney, nahe dem westlichen Seeufer, auf Lebenszeit, unter lästigen Bedingungen, deren Bewilligung ihn bald gereut zu haben scheint; denn er suchte durch allerlei Kniffe und Chikanen seinen Handel zu verbessern, ohne doch bei dem gewiegten Juristen, mit dem er es zu tun hatte, etwas

auszurichten. In demselben Jahre kaufte er von einem Herrn Budée de Boisy die weiter landeinwärts gelegene Herrschaft Ferney: beide Besitzungen mit ihren Appertinenzen mögen zusammen etwa eine Quadratmeile im Umfang gehabt haben. Ferney bezeichnet er als eine ganz freie Herrschaft, deren gleichen es nicht zwei im Königreiche gebe: man sieht, nachdem er es hat aufgeben müssen, bei Königen in deren Gunst zu leben, legt er es darauf an, selbst ein König auf seinem eigenen Grunde zu sein. Mehrere Jahre lang sehen wir von da an Voltaire zwischen diesen vier Aufenthaltsorten wechseln, auch fallen noch kleine Reisen, wie im Sommer 1758 eine nach Mannheim, in diese erste Zeit; dann entäußert er sich der Besitzungen bei Genf und Lausanne; endlich wird auch Tourney mietweise abgegeben, und es kommen die Jahre, wo er sich am liebsten den Patriarchen von Ferney nennen hörte.

Voltaires Leben war bisher ein sehr bewegtes, ein rasch fließender Strom gewesen, dessen Windungen und Fällen wir mit unserer Erzählung gefolgt sind. Von seiner Ansiedlung am Genfersee an wird es ein Stilleben, aus einem Strome gleichsam selbst zum ruhigen See. Doch gilt dies nur von der Außenseite; Voltaire muß nicht mehr ins Ausland fliehen, es stirbt ihm keine geliebte Freundin, trifft ihn keine königliche Ungnade mehr, ein Jahr wie das andere geht ihm in friedlicher Muße, in nicht ungeselliger Einsamkeit, in reger Geistesarbeit hin. Eben diese Geistesarbeit ist es aber, die in dieses äußerlich so stille Leben die lebhafteste innere Bewegung bringt. Voltaire ist niemals so tätig, so produktiv gewesen, wie in dieser letzten Lebensperiode vom sechzigsten bis zum vierundachtzigsten Jahre. Gleicherweise die Vielseitigkeit wie die Rastlosigkeit seines Schaffens in diesen Jahren ist ohne Beispiel. Die Höhe seines Ruhmes hatte er schon vorher erstiegen, berühmter als er schon war, konnte er nicht mehr werden; aber seine höchste, seine eigentlich welthistorische Bedeutung beruht vorzugsweise auf dem, was er während seines Aufenthaltes am Genfersee und in Ferney geleistet hat. Um im Greisenalter noch das Bedeutendste hervorzubringen, und dabei auch in der Form so beweglich, so anmutig, so frisch zu bleiben wie in den besten Jugendjahren, dazu gehörte freilich eine so außerordentliche körperliche und

geistige Organisation, wie sie Voltaire eigen war; doch war er auch durch die äußeren Umstände in dieser letzten Zeit besonders begünstigt. Jetzt erst zogen ihn weder höfische noch gesellige Pflichten mehr von den Studien ab; keine Rücksichten schlossen ihm den Mund und drückten auf seine Feder; als freier Mann auf eignem Grund und Boden, nur noch mit einem Fuß in dem despotisch-pfäffischen Frankreich und seiner gefährlichen Hauptstadt fern, sah er sich jetzt erst imstande und aufgelegt, ohne Scheu und Schonung seine abweichende Meinung herauszusagen und alles zu rügen, was ihm an den bestehenden Verhältnissen nicht gefiel. „Ich habe," schrieb er im Jahre 1761 aus Ferney an d'Alembert, „ich habe nun 40 Jahre lang die Mißhandlungen der Frömmler und der Buben erduldet. Ich habe gesehen, daß ich mit meiner Mäßigung nichts gewonnen habe, und daß es eine Narrheit ist, es zu hoffen. Man muß den Krieg machen und nobel sterben,

Ein ganzes Frömmlerheer rings um sich hingestreckt."

Diese veränderte Beschaffenheit unseres Stoffes, des Lebens von Voltaire, erheischt nun aber auch eine veränderte Behandlung. Wir können nicht mehr wie bisher der Ordnung der Ereignisse folgen, weil eingreifende Ereignisse eigentlich keine mehr eintreten. Wir müssen die bisherige chronologische mit der Sachordnung vertauschen, die der Tätigkeit Voltaires auf ihren verschiedenen Gebieten nachgeht. Er setzt seine Tätigkeit als Dichter und Geschichtschreiber fort; doch sind es die Zustände von Recht, Staat und Kirche in damaliger Zeit, und im Zusammenhange damit und mit seinem eigenen vorrückenden Alter theologische und philosophische Forschungen, die ihn von jetzt an vorzugsweise beschäftigen. Da jene Zustände sehr wenig nach seinem Sinn und er entschlossen war, fortan keine Rücksichten mehr zu beobachten, so wird seine Schriftstellerei jetzt mehr als je eine polemische, und da es ihm um rasche und durchschlagende Wirkung zu tun, und er sich der Gaben und Fertigkeiten mehr zum leichten Reitergefechte des Witzes und der Satire als zum schweren gelehrten Artilleriekampfe bewußt war, so nehmen seine Schriften zum großen Teil die Gestalt von Flugschriften an. Es ist ein wahrer Wespenschwarm von solchen Streit- und Spottschriften, den er jetzt von schweizerischen und holländischen Pressen

aus in die Welt und insbesondere nach Frankreich fliegen läßt; fast jeder Monat bringt eine Neuigkeit dieser Art, und jede nennt wieder einen andern Autor, da sich der wahre Verfasser unter den Namen von Verstorbenen wie von solchen, die niemals gelebt hatten, versteckt. Treffen, aber die Hand nicht sehen lassen! war in diesem Stücke Voltaires Wahlspruch; „ich bin“, schrieb er an d'Alembert, „ein warmer Freund der Wahrheit, aber gar kein Freund vom Märtyrertum“. Als er wegen seines philosophischen Wörterbuchs (von dem wir noch zu reden haben werden) Verdruß befürchtete, schrieb er höchst bezeichnend an denselben: „Sowie es die geringste Gefahr damit haben wird, bitte ich Sie sehr, mir davon Nachricht zu geben, damit ich das Werk in allen öffentlichen Blättern mit meiner gewöhnlichen Ehrlichkeit und Unschuld desavouire.“ Doch würde man ihn nicht richtig verstehen, wenn man meinen wollte, er habe damit nur seine Sicherheit gesucht; vielmehr schien ihm für den Kampf, den er auf sich genommen, diese Kampfweise die einzig angemessene zu sein. Der Feind, mit dem man es dabei zu tun hat, ist in letzter Beziehung doch nur die Dummheit; die Dummheit aber ist eine komische Person und muß auch so behandelt, d. h. mystifiziert, zum besten gehalten werden. Sich von der komischen Person ernstlich fassen, in tragische Lagen versetzen zu lassen, ist ein Stilfehler; der Aufklärungsmärtyrer selbst eine lächerliche Figur. In diesen wie auch sonst in seinen Schriften wiederholt sich Voltaire öfter, als man gerade wünschen möchte; er sucht denselben Gedanken in den verschiedensten Formen und Verbindungen eindringlich zu machen. Man tadelte ihn darüber: „ja“, erwiderte er, „ich wiederhole mich und werden mich so lange wiederholen, bis man sich bessert.“ Wenn dann aber die Buchhändler, meistens ohne ihn zu fragen, alles was er ausgehen ließ, bedeutendes und unbedeutendes, ohne Auswahl zusammendruckten, pflegte er scherzend zu sagen: „mit so vielem Gepäcke kommt man nicht auf die Nachwelt“. In der Tat sind seine 70 Bände, wie bei Goethe schon die 40, der Verbreitung seiner sämtlichen Werke sehr hinderlich geworden.

Um indessen mit seinen Flugschriften immer zur rechten Zeit zu kommen, um mit den Tagesfragen, wie sie insbesondere die französische Hauptstadt in jenen Jahren beschäftigten, Schritt zu

halten, dazu bedurfte es für den in einem Winkel des Jura hausenden Schriftsteller einer lebendigen Verbindung mit Paris. Und bedenken wir den langsamen Gang der Posten in jener Zeit, die endlosen Plackereien und Verzögerungen, die das übliche Eröffnen der Briefe, die Beschlagnahme verdächtiger Bücher an der französischen Grenze mit sich brachte, so können wir uns nicht genug wundern, wie schnell und trefflich Voltaire bedient war. Es flossen ihm von den verschiedensten Seiten Briefe und Nachrichten zu; ich will jedoch hier nur einige seiner ordentlichen Korrespondenten und Berichterstatter namhaft machen. In Theatersachen, aber auch in persönlichen und häuslichen Angelegenheiten, war sein alter Freund, Graf Argental, selbst ein leidenschaftlicher Theaterliebhaber, nebst seiner Frau, sein ständiger Vermittler; ein Ehepaar, das er, seiner freundlichen Fürsorge wegen, seine Schutzengel, in Briefanreden auch schlechtweg seine Engel zu nennen pflegte. Über Angelegenheiten der französischen Akademie, der gelehrten und literarischen Welt, hielt ihn d'Alembert auf dem laufenden, der auch in diesem Briefwechsel als der Mann des Maßes und der Besonnenheit sich zeigt, der Voltaires Ungestüm und Gehässigkeit nicht selten zu mildern sucht, bisweilen aber auch dessen teilnehmender Wärme gegenüber kühl erscheint. Daß er so glänzende Berufungen, wie die Friedrichs zu der Stelle des Präsidenten der Berliner Akademie, und Katharinas von Rußland zum Erzieher ihres Sohnes, ablehnte und in Paris blieb, wo er von oben herab nur Ungunst erfuhr und sich sehr behelfen mußte, um auszukommen, erfüllte Voltaire mit hoher sittlicher Achtung für den Mann, den er wissenschaftlich ohnehin als Autorität erkannte. Ein dritter vertrauter Korrespondent, besonders in Sachen von Voltaires sozusagen innerer Mission, dem stillen Kampfe gegen Aberglauben und Hierarchie, war Damilaville, ein höchst ehrenwerter Mann, der ein untergeordnetes Finanzamt bekleidete, übrigens auch in die Enzyklopädie geschätzte Artikel, besonders im statistischen Fache, schrieb, und nach schweren Körperleiden, zu Voltaires tiefem Bedauern, 1768 starb.

Sehen wir nun zuerst nach, was Voltaire in den von ihm schon früher angebauten Gebieten während dieser letzten Lebensperiode noch geleistet hat, so werden wir uns, was die Poesie

betrifft, bei seinen Dramen nicht mehr aufhalten, obwohl eines der berühmtesten derselben, Tancred, diesem Zeitraum angehört. Mehr Bezug auf das, was von jetzt an immer mehr die Hauptsache bei Voltaire wird, haben seine didaktischen und erzählenden Dichtungen. Davon waren zwei der bekanntesten durch ein Naturereignis jener Jahre veranlaßt. Am 1. November 1755 erfolgte das Erdbeben von Lissabon, und wie es den sechsjährigen Goethe nach dessen Erzählung eine Weile in seinem kindlichen Glauben irre machte, da, um seine Worte zu gebrauchen, die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, ein solches Phänomen anzusehen, nicht vereinigen konnten, so suchte der sechzigjährige Voltaire in einem Gedicht „über das Unglück von Lissabon" sich die Sache in seiner Art zurechtzulegen. Daß Übel in der Welt ist, und daß mit dem Satze von Pope, alles was ist sei gut, es nicht getan ist, davon war dieses zerstörende Erdbeben ein furchtbar schlagender Beweis. Aber wie ist das Übel zu erklären, zu verstehen? Als göttliches Strafgericht, wie die Geistlichen sagen? Doch wie hätte Lissabon ein solches eher verdient als jede andere ähnliche Stadt? Darauf bezog sich der berühmt gewordene Vers:

Versenkt ist Lissabon, und lustig tanzt Paris.

Oder soll man ein böses Grundwesen, einen Typhon, einen Ahriman annehmen, der dem guten Gotte widerstreitet? Das sind häßliche Wahngebilde dunkler Zeiten. Und doch, wie will man von einem guten Gotte, wenn man ihn unbeschränkt vorstellt, das Übel ableiten? Mittelst der Notwendigkeit des Naturzusammenhangs, sagen optimistische Philosophen. Aber wie wollen sie beweisen, daß diese unterirdischen Schwefellager zum besten der Welt sich gerade unter Lissabon befinden mußten? So drehen wir uns in einem Kreise von Zweifeln, und was uns bleibt, ist schließlich nur Resignation und Hoffnung. Daß alles gut sei, ist Täuschung; daß alles gut werden werde, ist unsere Hoffnung. Aber die Hoffnung, sagt der Dichter in einer Anmerkung selbst, ist noch keine Gewißheit; zwar die Offenbarung macht sie dazu, aber die angebliche Offenbarung hat Eigenschaften, hat Wirkungen gehabt, die ihre Bürgschaft einigermaßen unsicher machen.

Die gleichen Erwägungen führte Voltaire bald nachher in

dem berühmten Roman „Candide, oder der Optimismus“ weiter aus. Es ist eine höchst abenteuerliche Geschichte, die uns in der halben Welt herumführt: aus Westfalen nach Holland; von da nach Portugal, wo soeben das Erdbeben in Szene geht; dann nach Amerika; wieder zurück nach Europa, Paris, London, Venedig, endlich gar in die Türkei. Das Thema ist: wie kann man eine Welt die beste nennen, in der es so viel und so entsetzliches physisches und moralisches Übel, z. B. Krieg und Erdbeben, Pest und noch schlimmere Krankheiten, Inquisition und Sklavenhandel gibt? Darauf werden am Schlusse drei Antworten gegeben: Martin, der vielgeprüfte Pessimist, hat sich die Überzeugung gebildet, der Mensch sei geboren, um entweder in den Zuckungen der Unruhe, oder in der Erstarrung der Langenweile zu leben; Candide, der junge sanguinische Held des Romans, ist damit nicht einverstanden, doch stellt er keine Behauptung auf; Pangloß aber, der optimistische Doktrinär, gesteht zwar, es sei ihm gräulich gegangen, doch da er einmal behauptet hatte, alles gehe aufs beste, bleibt er dabei, ohne es selbst zu glauben. Der letzte Schluß dieser Weisheit, in Anknüpfung daran, daß der Held nach allen Glückswechseln, nachdem er unermeßliche Schätze erst gewonnen, dann verloren, zuletzt im Besitz und Anbau eines kleinen Gartens sein bescheidenes Glück findet, ist der von Voltaire fortan auch in Briefen vielfach angewandte Wahlspruch: „man muß seinen Garten bauen“; oder, wie der weise Pessimist des Romans es ausdrückt: arbeiten wir ohne viel zu grübeln; das ist das einzige Mittel, das Leben erträglich zu machen. Der Grundgedanke des Romans ist interessant genug; an überraschenden oder drolligen Szenen, an witzigen Wendungen fehlt es nicht; die Frage Candides, wie er in Lissabon ein Autodafé mit anzusehen bekommt: nun, wenn das die beste der möglichen Welten ist, wie mögen die anderen beschaffen sein? ist ganz Voltairisch, und das Souper in Venedig mit sechs entthronten Majestäten, die sich zum Karneval da zusammenfinden, ist von der heitersten Wirkung. Im ganzen aber steht der Candide doch, von unserem heutigen Standpunkt angesehen, unter seinem Ruhm. Ich will gleich noch ein paar andere von Voltaires erheblicheren Romanen hier zusammennehmen, um mein Urteil näher zu begründen.

Der Roman „Zadig, oder das Schicksal, eine orientalische Geschichte“, ist nach Longchamps Angabe in Sceaux für die Herzogin von Maine, mithin zehn Jahre vor dem Candide, gedichtet, und zeigt uns, da er im Grunde dieselbe Frage behandelt, wie anhaltend und ernstlich diese den Dichter beschäftigt hat. „Was ist das menschliche Leben? ruft einmal der Held in seiner Bedrängnis aus. „O Tugend, wozu hast du mir geholfen? Alles was ich Gutes getan habe, ist für mich immer eine Quelle von Unheil gewesen. Wär' ich schlecht gewesen wie die anderen, so wär' ich glücklich geworden wie sie.“ Doch zeigt eine Stelle gegen den Schluß, daß Voltaire damals noch mehr als bei Abfassung des Candide von dem Popeschen Gedanken einer unendlichen Stufenleiter von Welten, deren jede an ihrer Stelle die rechte ist, befriedigt war. „So ist es also notwendig“, fragt Zadig einen Reisebegleiter, der sich soeben als ein höherer Genius enthüllt hatte, „so ist es notwendig, daß es Verbrechen und Unglück gibt, und daß das Unglück die Rechtschaffenen trifft?“ — „Die Schlechten“, ist die Antwort, „sind immer unglücklich, sie dienen dazu, eine kleine Anzahl von Guten, die auf der Erde zerstreut sind, zu prüfen, und es ist kein Übel, woraus nicht etwas Gutes entstünde.“ — „Wie aber,“ fragt Zadig, „wenn es nur Gutes, und nichts Böses gäbe?“ — „Dann“, erwidert der Genius, „wäre diese Erde eine andere Erde, die Verkettung der Ereignisse eine andere Ordnung. Gott hat, gemäß seiner unendlichen Macht, eine unendliche Menge von Welten geschaffen, deren keine der anderen gleichen kann. Aber vollkommen ist nur diejenige, welche der Aufenthalt des höchsten Wesens selber ist, dem das Böse sich nicht nahen darf.“ Dieses Thema wird in einer kleineren Erzählung, „Memnon, oder die menschliche Weisheit“, lustiger so ausgeführt. Unter den hunderttausend Millionen von Welten, die im Raume zerstreut sind, belehrt auch hier ein Engel den Helden, geht es durchaus stufenweise. Man hat weniger Weisheit und Vergnügen auf der zweiten als auf der ersten, auf der dritten weniger als auf der zweiten, und so fort bis zur letzten, wo alles vollständig toll ist. Da fürchte ich, versetzt der Held, unser kleiner Erdball möchte just das Tollhaus des Universum sein. Nicht ganz, ist die Antwort, aber viel fehlt nicht; es muß alles an seinem Platze sein.

Eine Lieblingsform Voltaires in seinen Romanen sind Rundreisen in der Welt, um eben zu zeigen, daß es in verschiedenen Ländern und Himmelsstrichen zwar verschieden, und doch im Grunde überall in der gleichen, gar nicht idealen Weise zugehe. Candide, wie wir gesehen haben, kommt in beiden Hemisphären herum; „die Prinzessin von Babylon“, die Heldin eines anderen Voltaireschen Romans, wenigstens in der alten Welt so ziemlich überall, und ähnlich ist es in den „Briefen von Amabed“, in den „Reisen Scarmentados“, der „Geschichte Jennys“ und einigen anderen Erzählungen. In der Prinzessin von Babylon findet sich die Stelle: „die Deutschen sind die Greise von Europa; die Engländer die Männer; die Franzosen die Kinder, und ich mag gerne mit Kindern spielen“. Besonders Paris wird wiederholt geschildert; in der Erzählung: „Der Lauf der Welt, oder die Vision Baboucs“, unter dem Namen von Persepolis. Hier hat es jedoch der Dichter darauf abgesehen, neben der Schattenseite der menschlichen Dinge auch ihre Lichtseite, die unlösliche Mischung von Gut und Übel anschaulich zu machen. „Die Mißbräuche“, heißt es einmal, „zeigen sich dem Auge haufenweise, während das verborgene Gute, das bisweilen aus diesen Mißbräuchen selbst entspringt, uns entgeht.“ So gibt es denn der Engel Ituriel endlich auf, Persepolis zu strafen oder auch nur zu bessern, sondern „läßt die Welt gehen, wie sie geht; denn“, sagt er, „wenn alles auch nicht gerade gut ist, so ist doch alles passabel“. Bis auf die Sterne dehnt sich die Reiselust aus in der ganz in Swiftscher Manier gehaltenen Erzählung: „Mikromegas, eine philosophische Geschichte“. Hier macht der Bewohner eines der um den Sirius kreisenden Planeten mit einem Saturnsbewohner eine Weltreise, die sie auch auf unsere Erde führt; wo nun die Betrachtung der menschlichen Dinge unter dem Gesichtspunkte des unendlich Kleinen — der Siriusmann mißt 120000 Pariser Fuß, der Saturnsbewohner 6000, und die Menschen werden ihnen erst durchs Mikroskop sichtbar; auf dem Siriusplaneten hat man 1008 Sinne, auf dem Saturn 72 — mit Geist und Witz durchgeführt ist. Daß dabei, neben einer satirischen Musterung der verschiedenen philosophischen Systeme, zugleich allerhand literarische Antipathien ihren Ausdruck finden, wie z. B. der „Saturnszwerg“ angeblich den verstorbenen Akademie-

präsidenten Fontenelle, den Verfasser einer Schrift über die Mehrheit der Welten, vorstellen soll, ist ganz in Voltaires Art.

Im Ingénu (was man „der Naturmensch" übersetzen kann), sagt Schlosser, sei keine leitende Hauptidee, und vielleicht ist eben dadurch dieser Roman der beste der Voltaireschen Romane geworden. Übrigens hat er eine sehr bestimmte Hauptidee: den Kontrast von Natur und Kultur, oder Natur und Konvenienz. Die Natur roh, aber gut und tüchtig; die Kultur fein, aber vielfach von der Natur abgeirrt und verdorben. Man kann es ein Rousseau entlehntes Thema nennen, der es aber anders ausgeführt haben würde. Die Natur ist dargestellt in der Person eines jungen Menschen, der, von französischen Eltern in Canada geboren, nach deren Tode unter den Huronen aufgewachsen ist und nun an der französischen Küste landet. Schon hier kommt er, besonders nachdem er eine Geliebte gefunden, mit den Sitten und Vorurteilen der Kulturwelt in allerhand lustige Konflikte, die aber sehr ernsthaft werden, als er die Reise nach Paris unternimmt, wo sich der Arglose bald von der Kabale widerstandslos umsponnen sieht. Wie ihn hier in der Bastille (die kannte Voltaire!) ein daselbst schon lange eingekerkerter Jansenist tröstet und unterrichtet, und wie die Geliebte, die ihn zu suchen gleichfalls nach der Hauptstadt gekommen ist, ihn zuletzt nicht anders als durch das Opfer ihrer Ehre zu retten weiß und am Schmerz darüber stirbt, ist nicht nur ein sprechendes Sittengemälde aus der späteren Zeit Ludwigs XIV., in welcher der Roman spielt, sondern auch an sich eine überaus ergreifende Schilderung. Und eben darum ist uns der Ingénu der beste von Voltaires Romanen, weil er, wenigstens unter den größeren, der einzige ist, wo uns die Personen und ihre Schicksale wirklich menschliche Teilnahme abgewinnen, ja wo diese überhaupt wirkliche Menschen sind. Sonst, im Candide z. B., im Zadig, sind es nur Marionetten, die der Verfasser am Drahte regiert, die er tanzen läßt, je nachdem es der Gedanke, den er mittelst ihrer anschaulich machen will, erfordert. Die Personen selbst sind ihm völlig gleichgültig, er treibt mit ihnen nur seinen Spaß, und so oft es ihm passend scheint, zieht er eine Klappe, die einen Schwall der buntesten und unglaublichsten Schicksale über sie ausschüttet. Die märchenhafte Welt der 1001 Nacht, worein er seine Erzäh-

lungen so gerne verlegt, das orientalische Kostume, worein er seine Personen kleidet, entbinden ihn vollends von der Beobachtung der Gesetze psychologischer und pragmatischer Wahrscheinlichkeit. Und doch ist und bleibt die Uraufgabe des Romans die, menschliche Charaktere und menschliche Schicksale mit menschlicher Teilnahme dichterisch darzustellen; in dieser Hinsicht steht unter den gleichzeitigen Franzosen Diderot mit seinen Romanen, oder vielmehr Novellen, weit über Voltaire. Man sagt wohl: es gibt auch philosophische, satirische, humoristische Romane, deren Zweck ein anderer ist. Ganz recht, es gibt solche; aber warum ist denn der Don Quixote so einzig? der Tristam Shandy so ergötzlich? Doch nur darum, weil dort der Ritter und sein Knappe, obwohl zunächst nur als Zerrbilder angelegt, uns bald als wirkliche Menschen Teilnahme abgewinnen, und etwas Ähnliches wenigstens stellenweise auch in dem englischen Romane der Fall ist.

Außer den Erzählungen in Prosa hat Voltaire auch eine Reihe von Erzählungen in Versen geschrieben, denen die ungemeine Leichtigkeit und Anmut, womit er den Vers und Reim handhabt, noch einen weiteren Reiz verleiht. Mehrere gerade der zierlichsten dieser poetischen Erzählungen, worunter ich nur das allerliebste „Was den Damen gefällt“ namhaft machen will, erschienen unter dem Titel: Contes de Guillaume Vadé, im Jahr 1764, dem siebzigsten des Dichters, und erregten durch ihre jugendliche Frische die Vermutung, Voltaire möge wohl aus seinen jüngeren Jahren noch manches der Art liegen gehabt und nun erst veröffentlicht haben. Allein sein Sekretär Wagnière, durch dessen Hände alle diese Dichtungen gegangen waren, konnte bezeugen, daß jene Vermutung unbegründet, daß die Gedichte vielmehr vom neuesten Datum, die jugendlichen Blüten dem Greisenalter des wunderbaren Mannes entsprossen seien.

Unter den historischen Arbeiten, die Voltaire in diesen Jahren veröffentlichte, stammte die bedeutendste ihrer Grundlage nach aus einer viel früheren Zeit. Die Marquise du Châtelet war es gewesen, für die er um 1740 herum zwei historische Abhandlungen, eine Philosophie der Geschichte und einen Versuch über die Geschichte des menschlichen Geistes von der Zeit Karls des Großen bis auf unsere Tage, ausgearbeitet hatte. Jetzt,

um 1756, ließ er, veranlaßt durch den unrechtmäßigen Abdruck eines formlosen Entwurfs der letzteren Arbeit, beide zusammen unter dem Titel: „Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen und über die vornehmsten Tatsachen der Geschichte von Karl dem Großen bis auf Ludwig XIII." erscheinen. Dabei stellte er die „Philosophie der Geschichte" dem „Versuch über die Geschichte usw." als Einleitung voran; wodurch, da beides ursprünglich Schriften für sich gewesen waren, verschiedene Wiederholungen entstanden sind. Das Werk, das jetzt in den Oktavausgaben der Voltaireschen Werke vier Bände füllt, war seit seiner ersten Anlage vielfach erweitert und umgeformt worden, ja die letzte Durchsicht hat der Verfasser, seiner eigenen Angabe zufolge, noch 1778, also in seinem Todesjahre, vorgenommen; doch bewahrt es in der öfters wiederkehrenden Anrede noch die Spuren seiner ursprünglichen Bestimmung, die Voltaire nicht verwischen mochte.

Die geistreiche Frau, die sich für Mathematik und Naturwissenschaften so lebhaft interessierte, hatte, wie Voltaire ihre Bekanntschaft machte, eine Abneigung gegen die Geschichte. Der Grund lag in der Beschaffenheit der damaligen Geschichtsbücher. Die Massen von Einzelheiten, die in den Werken über allgemeine Geschichte zusammengehäuft waren, Fabeln und Tatsachen unkritisch durcheinandergemengt, ohne ordnenden Sinn und leitenden Gedanken, taten ihrem philosophischen Geiste nicht genug. Sie suchte, wie Voltaire uns erzählt, eine Geschichte, die zum Verstande spräche, sie wollte ein Gemälde der Sitten, Auskunft über den Ursprung und die Veränderungen der Gewohnheiten, Gesetze und Meinungen, und das fand sie nirgends. Auch des berühmten Bossuet allgemeine Geschichte, die sie sofort zur Hand nahm, befriedigte sie nicht. Geist und Geschmack fehlte hier keineswegs; aber an der Treue der so beredt vorgetragenen Schilderungen kamen ihr gewichtige Zweifel, und weder der Standpunkt schien ihr richtig gewählt, noch der Umkreis der Betrachtung weit genug gezogen. Der theologische Verfasser bezog alles auf das Christentum, und in der vorchristlichen Zeit waren ihm die Juden der Mittelpunkt der Weltgeschichte. Griechenland und Rom, Persien und Ägypten gingen zwar herkömmlich mit; aber von der Wiege der menschlichen Kultur, dem höheren Orient,

von Indien, China, war keine Rede, auch die Araber, die doch so mächtig in die Geschichte dreier Weltteile eingegriffen haben, kamen nicht zu ihrem Rechte. Zudem schloß das Werk mit Karl dem Großen; und gerade von hier an schien der Marquise die Geschichte erst recht wichtig für uns zu werden. Voltaire hatte also der Freundin zu zeigen, daß es außer dieser geistlosen oder geistlich bornierten Darstellung der Weltgeschichte, von der sie sich mit Recht abgestoßen fand, auch noch eine andere, bessere, gebe, und zu diesem Zweck entwarf er die beiden Abhandlungen, aus denen hernach das in Rede stehende Werk erwachsen ist.

Es ist teils historische Kritik, teils pragmatische Betrachtung, was Voltaire hier an der Geschichte durchführt. „Ein Mensch von richtigem Sinne," sagt er einmal, „der die Geschichte liest, ist fast ausschließlich damit beschäftigt, sie zu widerlegen." Nicht bloß alles angeblich Wunderbare oder hierarchisch Ersonnene unterliegt bei Voltaire dieser Kritik, sondern ebenso auch das Anekdotenhafte oder leidenschaftlich Übertriebene. Die Hauptsache aber ist das Andere, die pragmatische Betrachtung. Den Standpunkt derselben gibt Voltaire bisweilen als den eines „guten Bürgers" an. Wie das zu verstehen, erklärt er gleich anfangs in den Worten: „Ich betrachte hier im allgemeinen mehr das Schicksal der Menschen als die Erschütterungen der Throne. Auf das menschliche Geschlecht hätte man achten sollen in der Geschichte, jeder Geschichtschreiber hätte sagen sollen: homo sum; aber die meisten haben Schlachten beschrieben." Was der Leser aus der Geschichte vornehmlich lernen soll, ist fürs Erste, daß alles sich nach Orten und Zeiten ändert! „Das alles", lesen wir öfters, „würde heutzutage seltsam sein, war es aber damals nicht." Die Geschichte ist vor allem Geschichte der Meinungen: die herrschenden Meinungen bestimmen den Geist der Zeiten, und dieser leitet die großen Weltbegebenheiten. Der durch so viele Jahrhunderte sich hindurchziehende Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum war nur der Kampf zweier Meinungen. Das Andere ist, daß es jetzt doch im allgemeinen besser in der Welt geworden ist. Bei Gelegenheit der Hinrichtung der Pucelle bemerkt Voltaire: „Mögen die Bürger einer Stadt, wo heute die Künste, die Vergnügungen und der Friede herrschen, wo selbst die Vernunft sich einzuführen beginnt, die Zeiten vergleichen,

und sich beklagen, wenn sie können! Das ist eine Reflexion, die man fast bei jeder Seite dieser Geschichte machen muß." Dann aber die bestimmtere Lehre: „Welchen besseren Ertrag können wir aus allen den Veränderungen, die in diesem Versuche gesammelt sind, ziehen, als die Überzeugung, daß jede Nation stets so lange unglücklich war, bis die Gesetze und die gesetzgebende Gewalt widerspruchslos festgestellt waren." Nur von solchem Gesichtspunkt aus, der in den Erscheinungen die bewegenden Kräfte erkennt, Ursachen und Wirkungen unterscheidet, wird das Chaos der Geschichte wert, daß die Blicke des Weisen darauf verweilen. An und für sich ist nach Voltaire die Geschichte nur „ein Wust von Verbrechen, Torheiten und Unfällen, worunter man bisweilen etliche Tugenden und einige glückliche Zeiten bemerkt, wie zerstreute Menschenwohnungen in einer Wildnis. Man sieht Irrtümer und Vorurteile sich ablösen und Wahrheit und Vernunft vertreiben. Man sieht, wie die Klugen und Glücklichen die Schwachen in Fesseln schlagen und die Unglücklichen vernichten; und gleichwohl sind diese Glücklichen selbst ebenso nur Spielbälle des Glücks, wie die Sklaven, die sie beherrschen. Endlich klären sich die Menschen ein wenig auf durch die Anschauung ihrer Torheiten und ihres Unglücks; die Gesellschaften kommen mit der Zeit dazu, ihre Begriffe zu berichtigen, die Menschen lernen denken." Aber

„Zur Weisheit macht die Welt langsame Schritte nur,"

und vor Rückfällen ist man nie sicher. Denn leider „scheinen die gleichen Torheiten bestimmt, von Zeit zu Zeit auf der Weltbühne wiederzukehren". Nach diesen Grundsätzen geht nun Voltaire die Geschichte durch, die alte nur in übersichtlicher Betrachtung, die neuere in immer ausführlicherer, oft höchst lebendiger Erzählung; so daß die letzten Partien sich auch in der Form ganz an das Siècle de Louis XIV. anschließen.

Das Werk über die Sitten der Nationen ist eine der wichtigsten Arbeiten von Voltaire, wozu er durch Lord Bolingbroke die erste Anregung erhalten haben mag, dessen Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte in den Gesichtspunkten viel Verwandtes bieten. Das Werk hat außerordentlich gewirkt und behauptet eine ehrenwerte Stellung in der Reihe der Ver-

suche des menschlichen Geistes, das Rätsel der Geschichte sich zu deuten. Wollen wir die Stufe, die es unter diesen Versuchen einnimmt, bestimmter erkennen, so müssen wir es auf der einen Seite mit dem schon erwähnten Werke von Bossuet, auf der andern mit unseres Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit vergleichen. Bei Bossuet ist, was die Weltgeschichte leitet, ein göttliches, wunderbares Tun, das unter aller menschlichen Gegenwirkung, mittelst eines erwählten Volkes und berufener Werkzeuge, seine höheren Zwecke durchführt. Bei Voltaire ist von solcher Leitung, solchen übernatürlichen Zwecken und Mitteln keine Rede; die menschliche Natur hat es lediglich mit sich selbst und der äußeren Natur zu tun; es sind ihre Kräfte und Leidenschaften, bald gefördert, bald gehemmt durch die Naturkräfte, deren Wechselspiel den Lauf der Geschichte bestimmt, bei welchem schließlich herauskommt, was eben herauskommen kann. Bei Herder ist es wieder wie bei Bossuet ein göttlicher Plan, der sich aber ohne wunderbare Mittel, lediglich mittelst der Kräfte und Anlagen der menschlichen Natur selbst, vollzieht; es gibt keine übernatürliche Offenbarung, kein ausschließlich erwähltes Volk, sondern alle Völker sind die Gegenstände der göttlichen, aber durchaus natürlichen, Erziehung des Menschengeschlechts. Wenn dann weiterhin Hegel in seiner Philosophie der Geschichte den Begriff des Göttlichen ganz in den Begriff des Geistes auflöst, so scheint er einerseits auf den Standpunkt von Voltaire zurückgekehrt zu sein; sofern jedoch der Geist nach bestimmten Gesetzen sich entfaltet und vorwärts schreitet, ist doch zugleich der Gedanke eines Zweckes, einer göttlichen Erziehung der Menschheit, gewahrt; nur daß diese durchaus als Selbsterziehung, der Zweck als immanenter, als der innere Entwickelungstrieb des Geistes gefaßt ist. Nach Voltaire ist — wenn er uns gestatten will, einen Ausdruck von dem Hanswurst Shakespeare zu borgen — die Weltgeschichte Tollheit, doch hat sie Methode, und diese Methode können wir erkennen: nach Hegel ist, was sich begreifen läßt, was Methode hat, keine Tollheit, sondern Vernunft, und wem es als Tollheit erscheint, der hat es eben noch nicht recht begriffen.

Ich habe vorhin die Besprechung von Voltaires Romanen und Erzählungen an ein furchtbares Naturereignis angeknüpft,

das zu einer derselben die Veranlassung gab: ich kann eine andere Reihe von Schriften, die ausschließlich dieser letzten Periode seines Lebens angehören, an ein Ereignis in der moralischen Welt anknüpfen, das, hauptsächlich allerdings durch seine Bemühungen, in der ganzen zivilisierten Welt kaum minderes Entsetzen verbreitete, als das Erdbeben von Lissabon. Ich spreche von der Hinrichtung des Jean Calas in Toulouse am 9. März 1762. Die Geschichte dieses Justizmordes ist bekannt. Eine ehrbare hugenottische Kaufmannsfamilie lebte in jener Stadt, der ehemaligen Heimat der Albigenser, wo jedoch seit der grausamen Ausrottung dieser reformatorischen Sekte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts der finsterste katholische Fanatismus unter der Bevölkerung Platz gegriffen hatte. Der älteste Sohn dieser Familie, Marc-Antoine, war eines Abends im elterlichen Hause erhängt aufgefunden worden. Der jüngere Bruder und ein besuchender Freund hatten die Entdeckung gemacht, der herbeigerufene Vater schickte zum Wundarzt um Hilfe, dem er aber, um die Ehre der Familie nicht bloßzustellen, nicht sagte, in welcher Situation er den Entseelten gefunden. Der Chirurg, wie er am Halse die Spuren des Strickes bemerkt, ruft aus: der ist erdrosselt worden. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde durch die Stadt, der Pöbel sammelt sich um das Haus, der Capitoul oder Bürgermeister, ebenso blind fanatisch wie der Pöbel, erscheint mit Mannschaft, läßt den Leichnam untersuchen und setzt die Familie fest. Ein jüngerer Bruder des Erhängten war katholisch geworden, ohne mit der Familie zu zerfallen; eine katholische Magd, die zu diesem Übertritt am meisten mitgewirkt hatte, war unangefochten im Hause geblieben; den Ältesten hatte man oft verdrießlich und mit dem Vater gespannt gesehen, die Verweise des Vaters hatten dem müßigen Zerstreuungsleben des Sohnes gegolten: aber der Pöbel ließ sich nicht nehmen, die Veranlassung sei gewesen, daß auch Antoine habe katholisch werden wollen, wofür er vom Vater gescholten und endlich erdrosselt worden sei. Denn es sei geheimer Grundsatz bei den Protestanten, dem Rücktritte der Ihrigen in den Schoß der katholischen Kirche durch Ermordung derselben zuvorzukommen. Jetzt galt der mutmaßliche Selbstmörder vielmehr als Märtyrer der wahren Religion; die weißen Büßer, eine

geistliche Bruderschaft der Stadt, trugen in Prozession seine Leiche in die Kirche, wo ein feierliches Totenamt gehalten und auf einem Katafalk ein Geripp ausgestellt wurde, in der einen Hand ein Papier mit den Worten: ich sage der Ketzerei ab, in der anderen einen Palmenzweig. Die Sache kam vor das Parlament von Toulouse, dessen Mehrheit aber, wie der Bürgermeister von dem herrschenden Volkswahne hingenommen, nach einer höchst unförmlichen Untersuchung, in welcher begreiflich die Folter nicht fehlte, den Vater zum Tode durch das Rad, den Sohn, der den Erhängten zuerst gesehen, zu lebenslänglicher Verbannung verurteilte. Die Hinrichtung wurde vollstreckt, nachdem der Verurteilte bis zum letzten Augenblicke bei der Beteuerung seiner Unschuld geblieben war.

Voltaire erfuhr zuerst durch Reisende, die aus dem südlichen Frankreich kamen, von der entsetzlichen Geschichte, zog brieflich nähere Erkundigungen ein und erhielt bald Gelegenheit, den jüngsten Sohn des Hingerichteten, Donat Calas, über die Verhältnisse der Familie zu befragen. Dieser Jüngste war von Nîmes, wo er als Handlungslehrling sich aufhielt, im Schrecken über das Unheil, das seine Familie betroffen, in die Schweiz geflohen; der arme Junge machte auf Voltaire einen so guten Eindruck, und dieser glaubte daraus für den moralischen Wert der Familie so günstige Folgerungen ziehen zu dürfen, daß er beschloß, sich ihrer Sache mit vollem Ernste anzunehmen. Der uneigennützige Eifer, den Voltaire hierbei zeigte, die Unzahl von Briefen, die er nach allen Richtungen hin schrieb, die unsägliche Mühe, die er sich gab, erst die Beweismittel zusammenzubringen, dann in Paris die ersten Advokaten für die Unglücklichen zu gewinnen; die Denkschriften, die er in rascher Folge in das Publikum warf, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Sache zu lenken; die Verwendung endlich bei seinen reichen und hohen Gönnern um Unterstützung für die an den Bettelstab gebrachte Familie: das alles verdient unsere höchste Anerkennung und Bewunderung. Und sage man nicht, da es ein Justizmord aus religiösem Fanatismus gewesen, so habe Voltaire diese Gelegenheit natürlich gerne benutzt, dem letzteren einen Streich zu versetzen. Das hat er getan, vor allem in dem berühmten „Traktat über die Toleranz aus Veranlassung des Todes von Jean Calas“;

dieser Beweggrund wirkte mit, aber war weder der einzige noch der erste. Das menschliche Gefühl in Voltaire, der Sinn für Gerechtigkeit und Humanität fanden sich aufs empfindlichste verletzt; er schämte sich, ein Franzose, ja ein Mensch zu sein solchen Greueln gegenüber; es geht eine fieberhafte Erregung durch die Briefe, die er in dieser Angelegenheit schrieb. Wenn er später versicherte, während der drei Jahre, bis er damit zum Ziele kam, sei kein Lächeln auf seine Lippen gekommen, das er sich nicht wie ein Verbrechen zum Vorwurf gemacht habe, so ist dies zwar sehr rednerisch ausgedrückt, aber kaum übertrieben. Indes nach diesen drei Jahren gelangte er wirklich zum Ziele. Auf Betreiben hochgestellter Personen, die Voltaire für die Sache zu interessieren wußte, hatte der König einem oberen Gerichtshof in Paris die Revision des Prozesses übertragen, und dieser erklärte einstimmig am 9. März 1765, demselben Tage, wo vor drei Jahren Jean Calas hingerichtet worden war, den Urteilsspruch des Parlaments von Toulouse für nichtig, den Hingerichteten samt seiner Familie für unschuldig, und bald darauf bewilligte der König den Hinterbliebenen für die erlittenen Vermögensverluste eine Entschädigung von 36000 Livres. Mit vollem Rechte schrieb damals d'Alembert an Voltaire: „Daß die Calas ihren Prozeß so vollständig gewonnen, das haben sie Ihnen zu verdanken. Sie allein haben ganz Frankreich und ganz Europa zu ihren Gunsten in Bewegung gesetzt.“

Doch wie bei Erdbeben auf den ersten Stoß nach einiger Zeit in der Regel noch ein zweiter und dritter folgt, so saß im Winter 1761 auf 62 die Familie Calas noch im Gefängnis, als bereits an einem anderen Orte des südlichen Frankreichs ein ganz ähnlicher Fall die Aufmerksamkeit erregte. Bei Castres, im Gerichtssprengel von Toulouse, lebte auf einem kleinen Grundstück die gleichfalls protestantische Familie Sirven, aus Vater, Mutter und drei Töchtern bestehend. Die jüngste von diesen wurde eines Tages dem Bischof von Castres vorgestellt, der, wie er hört, daß sie Protestantin ist, sie in eine Art von Kloster steckt, wo sie für die alleinseligmachende Kirche gewonnen werden soll. Da Zureden nicht fruchten wollte, nahm man zur Rute die Zuflucht; infolge dieser Behandlung verfiel das arme Kind in Geistesstörung, entsprang und stürzte sich bald hernach auf freiem Felde

in einen Brunnen. Der Vorgang in Toulouse wies auch hier der öffentlichen Stimme den Weg. Wie dort der Vater mit Beistand der Familie den Sohn gehängt, so hatte hier der Vater mit Hilfe der Seinigen die Tochter ersäuft, und aus demselben Grunde, weil sie, auf den freundlichen Zuspruch im Kloster hin, im Begriffe stand, katholisch zu werden. Die Geistlichen hetzten, der Pöbel wollte das Haus stürmen, die Verhaftung der Familie stand unmittelbar bevor: da ergriff diese, durch das Schicksal der Calas erschreckt, mitten in einer Winternacht die Flucht und entkam nach unsäglichen Mühseligkeiten in die Schweiz. In Castres wurde mittlerweile den Abwesenden der Prozeß gemacht, ihre Habe mit Beschlag belegt, die Eltern zum Tode, die Schwestern zur Verbannung verurteilt. Bereits war in der Schweiz Voltaire als der Patron der Familie Calas bekannt; so wandten sich auch die Sirven an ihn, und nachdem er sich durch Erkundigung und Beobachtung von ihrer Unschuld überzeugt hatte, trug er keinen Augenblick Bedenken, sich ihrer mit demselben tätigen Eifer wie der Calas anzunehmen. An ihm lag es nicht, daß die Sache diesmal langsamer ging: die Beweisstücke waren schwieriger herbeizuschaffen, ein Anwalt in Paris nicht so schnell gefunden. Endlich aber gelang es Voltaires unermüdlichen Bemühungen auch hier , die Revision des Prozesses und die Umstoßung des ungerechten Urteils herbeizuführen.

Noch war dieser Rechtshandel nicht ausgetragen, als in einem anderen Teile des Königreichs eine Hinrichtung erfolgte, die auf Voltaire einen beinahe noch entsetzlicheren Eindruck als die von Jean Calas machte. In Abbeville in der Picardie waren zwei junge Leute, von 17 und 18 Jahren, der eine der Sohn eines Offiziers, de la Barre, der andere der Sohn eines Präsidenten, d'Etallonde, beschuldigt, das hölzerne Kruzifix auf der Brücke beschädigt, vor einer Prozession von Kapuzinern den Hut nicht abgenommen, und religiös anstößige Lieder gesungen zu haben. Bewiesen waren eigentlich nur die zwei letzteren Punkte; der Hauptpunkt, die Beschädigung des Kruzifixes, war weiter nichts als ein Bezicht; überdies waren bei dem ganzen Handel die elendesten persönlichen Gehässigkeiten und Hetzereien im Spiele. Dessen unerachtet wurden die beiden jungen Leute zum grausamsten Tode verurteilt: dem Etallonde sollte die Zunge

ausgeschnitten, die rechte Hand abgehauen, und er sofort auf dem Marktplatze der Stadt lebendig verbrannt werden; doch ihm gelang es, nach Deutschland zu entkommen, wo er in preußische Militärdienste trat. Gegen de la Barre, der in den Händen der Justiz blieb, wurde das Urteil dahin gemildert, daß er erst enthauptet, dann verbrannt, aber vorher, um ihm Geständnisse abzudrängen, gefoltert werden sollte. Nachdem er vergebens an das Pariser Parlament appelliert, dann die Folter mit männlicher Standhaftigkeit ausgehalten, wurde er am 5. Juni 1766 hingerichtet. Was an diesem Todesurteile Voltaire so besonders abscheulich vorkam, war der Umstand, daß in den beiden früheren Fällen die Personen fälschlich eines wirklich todeswürdigen Verbrechens schuldig erkannt waren, hier aber zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt wurde, was höchstens ein polizeilich zu rügendes Vergehen war. Das Verfahren gegen die Jünglinge von Abbeville beruhte auf der blödsinnigen Vorstellung, die damals im Gebiete der Kriminalgesetzgebung noch in unangefochtener Geltung stand, daß es außer den Verbrechen gegen Menschen auch noch Verbrechen gegen Gott unmittelbar gebe, die noch strenger als jene zu bestrafen seien. „Ich begreife nicht," schrieb damals Voltaire an d'Alembert, der ihm die Sache zu gleichmütig aufzunehmen schien, „wie denkende Wesen in einem Lande von Affen bleiben mögen, die so oft zu Tigern werden. Was mich betrifft, so schäme ich mich, auch nur an der Grenze zu wohnen. Nein, jetzt ist keine Zeit zu scherzen mehr; Witzworte passen nicht zu Schlächtereien. Wie? in Abbeville verurteilen Busiris im Richtergewande Kinder von 16 Jahren, und ihr Spruch wird bestätigt, und die Nation läßt es sich gefallen. Kaum spricht man einen Augenblick davon, und geht dann in die komische Oper. Es ist wohl eine Schande, daß ich in meinem Alter noch so lebhaft empfinde. Ich beweine die jungen Leute, denen man die Zunge ausreißt, während Sie, mein Freund, sich der ihrigen bedienen, um höchst anmutige Dinge zu sagen. Sie verdauen also gut, mein lieber Philosoph, und ich verdaue nicht. Sie sind noch jung, und ich bin ein alter kranker Mann; entschuldigen Sie meine Traurigkeit!" In der Tat begegnen wir um jene Zeit in Voltaires Briefwechsel dem Gedanken, aus dem despotisch-fanatischen Frankreich eine kleine Kolonie von Philo-

sophen in die Cleveschen Lande des philosophischen Königs zu führen. Die Sache zerschlug sich, und ebensowenig gelang es Voltaires Bemühungen, die Kassation des Urteils von Abbeville auszuwirken; wie er aber in der Folge der Wohltäter des überlebenden von den beiden Verurteilten wurde, davon wird später zu reden sein. Noch verschiedener Rechtshändel ähnlicher Art nahm sich Voltaire im Laufe der folgenden Jahre an; immer waren es seiner Überzeugung nach ungerechte Urteilssprüche, deren Vollzuge er entweder zuvorkommen, oder deren Opfer er doch nachträglich zu rechtfertigen suchte, während er die Fälle als warnende Beispiele für die Zukunft hinstellte.

Denn wenn es ihm auch jedesmal zunächst um den einzelnen Fall zu tun war, der seine menschliche Teilnahme erregt hatte, so hatte er doch immer zugleich das Allgemeine, die Verbesserung der Rechtspflege überhaupt, im Auge, die damals, besonders in Frankreich, noch tief im argen lag. Die Tortur, wie wir gesehen haben, stand noch im schönsten Flor; das Beweisverfahren war ein höchst mangelhaftes; die Urteilssprüche der Kollegien wurden ohne Motivierung abgegeben; es fehlte an Gleichförmigkeit der Gesetze in den verschiedenen Provinzen, wie an einem geordneten Instanzenzuge; und was ein besonders verderblicher Übelstand war, die Richterstellen wurden gekauft. Dazu kam das barbarische Mißverhältnis zwischen den Vergehungen und den Strafen. Die Todesstrafe wurde weit über ihr natürliches Gebiet hinaus angewendet und durch Handabhacken und Zungenausschneiden, glühende Zangen und Rad in einer Weise verschärft, die ebenso dem Zweck der Strafe, wie dem menschlichen Gefühle zuwider lief. Als daher im Jahre 1764 der Marchese Beccaria sein Werk über Verbrechen und Strafen erscheinen ließ, erkannte Voltaire in ihm freudig einen Genossen seiner Bestrebungen, gab einer der Schriften über die Hinrichtung de la Barres die Form eines Sendschreibens an ihn und schrieb später über sein berühmtes Werk einen Kommentar. Ebenso unermüdlich wie nachdrücklich drang er auf einfache und gleichförmige Strafgesetzgebung, gründlichere und humanere Untersuchung, gewissenhaftere Wägung der Zeugnisse, Abschaffung der Tortur wie der Verschärfung der Todesstrafe; ja diese selbst wollte er, mit eigentlich nur scheinbaren Ausnahmen, in Zwangsarbeit verwandelt wissen. Daß

in dem monarchischen Frankreich Todesurteile vollstreckt werden konnten, ohne daß die Prozeßakten vorher dem König und seinem Rate zur obersten Prüfung vorgelegt waren, würde man heute kaum glauben, wenn nicht dieser Punkt unter Voltaires Desiderien eine Hauptstelle einnähme. Die Träger aller dieser Mängel und Mißbräuche in Frankreich waren die Parlamente, die freilich auf der anderen Seite zugleich, vermöge der politischen Befugnisse, die sie sich anzueignen gewußt hatten, die letzten Schranken der königlichen Willkür bildeten. Als daher im Jahre 1771 der Kanzler Maupeou eine gewaltsame Umbildung des französischen Gerichtswesens unternahm und insbesondere das Pariser Parlament auflöste, befand sich Voltaire mit der öffentlichen Stimme im Widerspruch. Diese verurteilte die Maßregel vom politischen Standpunkt aus; Voltaire war mit dem Einschreiten gegen eine verrottete, fortschrittsfeindliche juristische Körperschaft einverstanden, und der Erfolg, nachdem durch Ludwig XVI. die alten Parlamente wiederhergestellt waren, hat seinem Urteil nicht ganz Unrecht gegeben.

Doch auch über das Gebiet der Rechtsgesetzgebung und Rechtspflege hinaus, auf das der Verwaltung und Staatseinrichtung überhaupt, erstreckten sich Voltaires reformatorische Bestrebungen. Hier wirkten die Eindrücke, die er während seiner jungen Jahre in England erhalten hatte, lebenslänglich in ihm fort. Er will Freiheit, aber Freiheit besteht ihm darin, nur vom Gesetz abzuhängen. Als Menschen sind wir alle gleich, aber nicht als Glieder der Gesellschaft. Die beste Verfassung ist, wo alle Stände gleichmäßig vom Gesetze geschützt sind; ja kein Land ist wert, bewohnt zu werden, sagt er im Versuch über die Sitten, wo das nicht der Fall ist. Unter den Ständen ist es vorzugsweise der Bauernstand, dessen Voltaire sich annimmmt, der geistliche, dessen Vorrechte er bekämpft. Die Steuerfreiheit der geistlichen Güter findet er ebenso ungerecht als staatsverderblich; die Klöster zur Aufhebung oder möglichsten Beschränkung reif. Im Jahre 1770 schrieb er eine „Vorstellung an sämtliche Obrigkeiten des Reiches“ im Namen des ohnehin so beschwerten Bauernstandes gegen die Fastengesetze und das Verbot der Arbeit an Sonn- und Feiertagen, deren ohnehin zu viele seien. Zu einer ganzen Reihe von Eingaben und Schriften aber veranlaßte ihn

während seiner letzten Lebensjahre der furchtbare Druck, unter welchem er die leibeigenen Bauern der Stiftsherren von St. Claude in seiner Nachbarschaft seufzen sah. In allen möglichen Formen, geschichtlichen und Rechtsdeduktionen, Eingaben der Bauern und beweglichen Schilderungen ihrer Pfarrers, sucht er die Grundlosigkeit der Rechtstitel, das Wachstum der Mißbräuche, das Empörende des Zustandes, die Dringlichkeit der Abhilfe anschaulich zu machen. Jeder Mensch, führt er aus, hat ein natürliches Recht der freien Verfügung über seine Person, seine Familie und sein Vermögen. Überhaupt: „die Gesetzgebung ist die Kunst, die Völker glücklich zu machen und zu schützen; Gesetze, die dem entgegenwirken, stehen im Widerspruch mit ihrem Zweck, und müssen daher abgeschafft werden."

Es war nicht Voltaires Schuld, daß seine Bemühungen in diesem Falle fruchtlos blieben; denn er hatte auch diesmal, neben seinem gewöhnlichen Eifer, sein ganzes Talent der Darstellung und der Rede eingesetzt. Und so sei denn hier, da von einem erreichten Zwecke nichts zu melden ist, ein Wort von diesem gewaltigen Mittel gesagt. In der Tat, von Voltaires Sprache und Stil kann an jeder Stelle einer ihm gewidmeten Darstellung geredet werden, weil sie an jeder Stelle seines Wirkens ins Spiel und in Betrachtung kommen. Auch läßt sich kurz darüber reden, so viel darüber zu sagen wäre. Voltaire steht unter den Meistern der Sprache und des Stils in erster Reihe. Und zwar ist er, was zunächst die Prosa betrifft, dieser große Meister gleicherweise in allen Fächern: in der geschichtlichen wie in der Romanerzählung, in der affektvollen Rede, wie in der philosophischen Erörterung, im Geplauder des Briefes wie im Witz- und Zorngefechte der Streitschrift. Auch sind die Vorzüge überall dieselben: einfache Natürlichkeit, durchsichtige Klarheit, lebendige Beweglichkeit, gefällige Anmut. Wärme und Nachdruck fehlen, wo sie hingehören, nicht; gegen Schwulst und Affektion des Stils kam der Widerwille aus Voltaires innerster Natur; wie andererseits, wenn zuweilen Mutwille oder Leidenschaft seinen Ausdruck ins Gemeine herabzogen, die Schuld nicht am Stilisten, sondern am Menschen in ihm lag. Im Verse kommen ihm die entsprechenden Vorzüge zustatten für die Fächer der komischen Erzählung und des leichten Gelegenheits- oder Sinngedichtes: seine

Pucelle, verschiedene seiner Contes und eine große Zahl der sogenannten Figutives sind Meisterstücke des dichterischen Ausdrucks und der Versbehandlung, während er in der Ode den fehlenden Schwung nicht selten durch Rhetorik zu ersetzen sucht, und im ernsten Heldengedicht wie im Drama dem Unsegen des Alexandriners nicht so glücklich zu begegnen gewußt hat, als dies dem Urteil seiner Landsleute zufolge vor ihm einem Racine und andern nach ihm gelungen ist.

V.

Als Philosophen pflegt man Voltaire über die Achsel anzusehen, ihm Eigentümlichkeit, Gründlichkeit und besonders den Ernst abzusprechen. Er gilt nun einmal für frivol: so kann es ihm auch hier nicht um die Aufgaben selbst, sondern nur um ein Spiel seines Geistes und Witzes zu tun gewesen sein. Allein schon bei Betrachtung seiner Romane haben wir gesehen, wie angelegentlich ihn gewisse hiehergehörige Fragen, vornehmlich die von dem Übel in der Welt und der Theodicee, beschäftigten; und auch was wir zuletzt über seine Bemühungen für unschuldig Verurteilte oder ungerecht Unterdrückte zu sagen hatten, zeigt in dem Spötter zugleich einen ernsten Sinn und ein warmes Herz. Noch bestimmter sehen wir in seinen eigentlich philosophischen Schriften, daß die großen Fragen nach dem Dasein Gottes, der Natur und Bestimmung des Menschen, der Freiheit des menschlichen Willens und der Unsterblichkeit der menschlichen Seele ihn lebenslänglich umgetrieben haben; daß er immer neue Versuche gemacht hat, diesen Fragen gerecht zu werden und wenigstens so viel Licht darüber zu verbreiten, als ihm bei der von ihm so tief empfundenen Beschränktheit des menschlichen Erkenntnisvermögens erreichbar schien. Und man darf nur hören, welchen Ton er anschlägt, wenn er von diesen Dingen spricht, um sich zu überzeugen, daß es ihm damit redlicher Ernst war; in das Scherzen und Spotten verfällt er in der Regel nur dann, wenn er es mit menschlichem Dünkel zu tun hat, der sich einbildet, diese endlosen Probleme endgültig gelöst zu haben, und sich mit philosophischem Dogmatismus dem theologischen zur Seite stellt. Originell ist Voltaire als Philosoph allerdings nicht, sondern in der Hauptsache Verarbeiter englischer Forschungen; dabei erweist er sich aber durchaus als freien Meister des Stoffes, den er mit unvergleichlicher Gewandtheit von allen Seiten zu zeigen, in alle

möglichen Beleuchtungen zu stellen, und dadurch, ohne streng methodisch zu sein, auch den Forderungen der Gründlichkeit zu genügen weiß.

Voltaires philosophische Schriftstellerei erstreckt sich von seiner Rückkehr aus England, am Anfang seiner Mannesjahre, bis in sein letztes Lebensjahr hinein; so jedoch, daß, ähnlich wie bei Lessing, und wie es bei einer zwischen Kritik und Poesie schwankenden Natur sich von selbst ergibt, vorzugsweise die späteren Jahre den philosophisch-theologischen Studien gewidmet sind. Außer dem „metaphysischen Traktat", den er um die Mitte der dreißiger Jahre für die Marquise du Châtelet schrieb, und der erst nach seinem Tode im Druck erschienen ist, gehören die wichtigeren philosophischen Schriften Voltaires sämtlich dem letzten Abschnitt seines Lebens an. Vielgestaltig wie er war, hat er auch diesen philosophischen Bekenntnissen die verschiedensten Formen gegeben. Es lag etwas Enzyklopädisches im Geiste jener Zeit; um die Mitte des Jahrhunderts hatten Diderot und d'Alembert, unter Mitwirkung einer Anzahl von Gelehrten der freieren Richtung, das große Sammelwerk der Enzyklopädie, eines Wörterbuches sämtlicher Wissenschaften, Künste und Gewerbe, unternommen, das unter fortwährenden Schwierigkeiten und Kämpfen, die den einen Unternehmer zum Rücktritt von der Redaktion veranlaßten, binnen zweier Jahrzehnte doch wirklich zu Ende geführt wurde. Voltaire, zur Teilnahme aufgefordert und um so mehr bereit, als er verschiedene Artikel für ein geselliges Werk ähnlicher Richtung schon in Potsdam entworfen hatte, trat eine Zeitlang mit d'Alembert zurück; der standhaft gebliebene der beiden Dioskuren stand ihm ferner und sagte ihm, wie auch Friedrich dem Großen, vermöge seines enthusiastisch-demagogischen Wesens weniger zu; doch machte ihn das Zeitgemäße des Unternehmens dem Zureden Diderots bald geneigt, und er lieferte während der ersten Jahre seines Aufenthaltes am Genfer See eine Reihe von Artikeln für die Enzyklopädie. Sie greifen in verschiedene Fächer ein, sind historischen und ästhetischen, philosophischen und theologischen Inhalts. Auch für sich gab Voltaire im Jahre 1764 ein „philosophisches Wörterbuch" heraus, das er aber, da es ihm Verantwortung zuzuziehen drohte, zu verleugnen für gut fand und später in veränderter und erweiterter Gestalt

als „Fragen über die Enzyklopädie“ wieder erscheinen ließ; bis zuletzt die Herausgeber seiner Werke diese sämtlichen Artikel, samt den für die Enzyklopädie gearbeiteten, unter dem Titel eines philosophischen Wörterbuchs in 7 Bänden zusammenstellten. Hier findet man unter den Artikeln Ame, Athée, Causes finales, Dieu u. s. f. eine Reihe von Abhandlungen, aus denen sich das Ganze von Voltaires philosophischen Ansichten entwickeln läßt. Es kam aber während der folgenden Jahre noch eine beträchtliche Anzahl weiterer Schriften über die gleichen Gegenstände hinzu. Im Jahre 1766 die gediegene Abhandlung: „Der unwissende Philosoph“; 1770 die Abhandlung: „Alles in Gott, oder Kommentar zu Malebranche“; zwei Jahre darauf das Traktat: „Man muß sich entscheiden, oder das Prinzip der Tätigkeit“, und in demselben Jahre die sogenannten „Briefe des Memmius an Cicero“. Auch in dialogischer Form legte Voltaire seine philosophischen Untersuchungen gerne dar; wie denn seine Gespräche zwischen „Lucrez und Posidonius“, zwischen „Cu-Su und Kou“ und vor allem die „Dialoge des Euhemerus“ zu seinen wichtigsten philosophischen Schriften gehören. Lehrgedichte als Gefäße seiner philosophischen Überzeugungen sind uns bereits vorgekommen.

Um die Art kennen zu lernen, wie Voltaire an diese Aufgaben herantrat, den Boden, worauf er sich dabei stellte, will ich eine Stelle aus seiner metaphysischen Abhandlung für die Marquise du Châtelet anführen, die, nur wenig umgestaltet, in verschiedenen seiner Schriften wiederkehrt. Wie wir, um das richtige System der Planetenbewegung zu finden, uns von unserer Erde hinweg auf die Sonne versetzen müssen, so, meint er, müssen wir, um den Menschen richtig aufzufassen, uns aus dem Kreise der menschlichen Vorurteile hinaus, in die Lage eines Mars- oder Jupiterbewohners denken, der auf die Erde herunterkäme. „Herabgestiegen auf diesen kleinen Kothaufen“, sagt er, „und ohne weitere Vorstellung von dem Menschen, als dieser von den Bewohnern des Mars oder Jupiter hat, lande ich an den Ufern des Ozeans im Kaffernlande, und lege mich vor allem auf Kundschaft nach dem Menschen. Ich sehe Affen, Elephanten, Neger, die sämtlich einen gewissen Schimmer einer unvollkommenen Vernunft zu haben scheinen. Die einen wie die anderen

haben eine Sprache, die ich nicht verstehe, und alle ihre Tätigkeiten scheinen sich gleicherweise auf einen bestimmten Zweck zu beziehen. Wollte ich die Dinge nach dem ersten Eindruck beurteilen, den sie auf mich machen, so wäre ich geneigt zu glauben, daß unter allen diesen Wesen der Elephant das vernünftigste sei; doch um keine übereilte Entscheidung zu treffen, nehme ich einige von den Jungen dieser verschiedenen Wesen zur Vergleichung. Ich beobachte ein Negerkind von sechs Monaten, einen kleinen Elephanten, einen kleinen Affen, einen kleinen Löwen, einen kleinen Hund. Da finde ich ganz zweifellos, daß diese jungen Tiere alle ungleich mehr Kraft und Geschick, mehr Vorstellungen und Leidenschaften, mehr Gedächtnis haben als der kleine Neger, daß sie auch ihre Wünsche viel deutlicher auszudrücken imstande sind. Doch nach einiger Zeit ändert sich das Verhältnis. Der kleine Neger zeigt so viele Vorstellungen, wie sie alle; ja bald gewahre ich auch, daß diese Negertiere unter sich eine viel biegsamere und mannigfaltigere Sprache haben als die übrigen Tiere. Ich nehme mir die Zeit, diese Sprache zu lernen, und in Erwägung des, wenn auch sehr geringen Grades von Überlegenheit, die sie in die Länge über die Affen und Elephanten behaupten, wage ich endlich zu urteilen, daß dies in der Tat der Mensch sei, von dem ich mir nun folgende Definition mache: Der Mensch ist ein schwarzes Tier, das Wolle auf dem Kopfe hat, auf zwei Tatzen geht, fast ebenso geschickt wie ein Affe, weniger stark als die anderen Tiere seiner Größe, mit etwas mehr Vorstellungen als sie und mehr Leichtigkeit, dieselben auszudrücken; übrigens ganz denselben Notwendigkeiten unterworfen, geboren, lebend und sterbend wie sie." Indem nun der unbefangene Beobachter sich auch noch an andere Punkte des Erdballs begibt, andere Tiere als Elephanten und Affen, und statt der schwarzen braune und weiße Menschen mit anderen Vorstellungen kennen lernt, erweitert er zwar seine Definition des Menschen, ohne jedoch den Standpunkt, den er einmal für die Betrachtung desselben eingenommen hat, zu verlassen. Insbesondere bleibt es für ihn und bleibt für Voltaire ausgemacht, daß dem Menschen wie den Tieren seine ersten Vorstellungen aus den Sinneseindrücken kommen. Das Gedächtnis bewahrt diese Eindrücke auf, wir setzen sie zusammen und ordnen sie

unter allgemeine Vorstellungen, die wir jedoch gleichfalls nur von einzelnen abgezogen haben; und aus dieser Fähigkeit, die wir besitzen, unsere Vorstellungen zusammenzusetzen und zu ordnen, gehen alle menschlichen Erkenntnisse hervor.

Da es weiterhin nur die bekannte Vorstellungsart des Lockeschen Sensualismus ist, die uns hier bei Voltaire entgegentritt, so halten wir uns nicht länger dabei auf, sondern wenden uns sogleich zu den beiden Punkten, an denen, neben der Ansicht über die Natur des menschlichen Erkennens, jede philosophische Weltanschauung sich am bestimmtesten kennzeichnet: den Vorstellungen von Gott und, was mit der Erkenntnistheorie zusammenhängt, von der menschlichen Seele. Wenn man in ersterer Beziehung von Voltaire bisweilen als von einem Atheisten sprechen hört, so kann dies so ins allgemeine hin nur von solchen geschehen, die ihn lediglich vom Hörensagen kennen. Mit der näheren Bestimmung jedoch, daß Voltaire zwar einen Gott gelehrt, für sich jedoch an sein Dasein nicht geglaubt habe, ist es auch von solchen behauptet worden, denen die Kenntnis seiner Schriften nicht abzusprechen ist. Der Anlaß zu dieser Meinung liegt in der Art, wie Voltaire das Dasein Gottes zu begründen sucht. Er hat dafür zwei Beweise, und von diesen ist der eine allerdings so beschaffen, daß er auch den anderen verdächtig machen könnte. Dieser eine nämlich ist nichts weiter als ein Nützlichkeitsbeweis, der Nachweis, daß der Glaube an einen Gott für den Bestand der menschlichen Gesellschaft nicht wohl zu entbehren sei. „Dieser heiligen Lehre," sagt Voltaire in einem Gedicht „an den Verfasser des neuen Buches von den drei Betrügern" —

> Der heil'gen Lehre kann die Menschheit nicht entraten,
> Sie ist das feste Band der Sitten und der Staaten,
> Den Frevler zügelt sie, hebt des Gerechten Haupt.
> Sein Siegel, wär' es selbst vom Himmel weggeraubt,
> Und hörte dieser auf, den Höchsten zu verkünden —
> Ja, gäb' es keinen Gott, man müßt' ihn flugs erfinden.

Dies ist das berufene: Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer. Wenn Bayle die Behauptung aufgestellt hatte, daß der Atheismus nicht notwendig mit Unsittlichkeit verbunden sei, daß sich ein Staat von Atheisten gar wohl denken lasse, so ge-

steht Voltaire dies für eine Gesellschaft von Philosophen zu; aber die Masse, meint er, habe einen starken Zügel nötig, und wenn Bayle nur 5—600 Bauern zu regieren gehabt hätte, würde er nicht gesäumt haben, ihnen einen Gott, der straft und belohnt, zu predigen. Und nicht allein für Bauern, ganz besonders auch für Fürsten und Tyrannen findet Voltaire es gar nicht unbedenklich, ihnen die Rücksicht auf einen Gott, dem sie verantwortlich sind, abzunehmen. Ganz gewiß ist er seines Sieges mit der Frage: wenn ihr euer Geld ausgeliehen habt, sagt ehrlich, ob ihr wünschen würdet, daß euer Schuldner, euer Notar, euer Anwalt und euer Richter alle miteinander an keinen Gott glaubten? Oder wie er es poetisch ausdrückt:

> Doch du, Vernünftler der ihn frech zu leugnen sucht,
> Von deiner Klügelei was ist die saubre Frucht?
> Wird ehrbarer dein Weib? wird redlicher dein Pächter?
> Glaubt er an keinen Gott, zahlt er gewiß dich schlechter.

Hienach könnte es in der Tat scheinen, als wäre der Glaube an einen Gott für Voltaire nur eine exoterische Lehre gewesen, die er für ein Bedürfnis der rohen Mehrheit der Menschen hielt, während er selbst mit den gleich ihm philosophisch Gebildeten ihrer nicht bedurfte. Und dennoch trügt dieser Schein, und Voltaire fand den Gottesglauben auch für sich selbst unentbehrlich. Nicht praktisch, aber theoretisch. Auch für sich selber war es ihm die Wahrheit, daß wir mit dem Aberglauben nicht auch den Glauben, mit den Priestern nicht Gott wegwerfen dürfen. „Was kann der Herr dafür," sagt er in dem angeführten Gedicht —

> Was kann der Herr dafür, wenn seine Diener freveln?
> Wenn es mit Ratten läuft in Böden und Getäfeln,
> Ist ohne Meister doch das Haus nicht aufgeführt.
> Das leugnet keiner, dem des Weisen Ruhm gebührt.

Das kosmologische und besonders das physicotheologische Argument für das Dasein Gottes hatten für Voltaire volle Überzeugungskraft. Es ist Etwas, darum ist Etwas von aller Ewigkeit her, sonst müßte Etwas aus Nichts entstanden sein, was undenkbar ist. Die Welt ist m i t Intelligenz gemacht, folglich ist sie v o n einer Intelligenz gemacht. Jedes Werk, das uns Zwecke und darauf berechnete Mittel zeigt, kündigt einen Werkmeister an; ein solches Werk ist aber im höchsten Sinne die Welt. Die Be-

wegung der Gestirne, der Umlauf unserer Erde um die Sonne vollzieht sich nach den tiefsten mathematischen Gesetzen. Entweder sind die Gestirne große Geometer, oder es ist der ewige Geometer, wie Plato Gott so vortrefflich nennt, der ihre Bahnen geordnet hat. Die belebten Körper sind zusammengesetzt aus Hebeln und Rollen, die nach den Gesetzen der Mechanik wirken, aus Säften, die nach den Regeln der Hydrostatik umlaufen; die lebendigen Wesen selbst haben sich diese Einrichtung nicht gegeben, von der die wenigsten eine Vorstellung haben: es bleibt also nur ein ewiger Künstler. Die intelligenten Wesen vollends können unmöglich aus dem Blinden, Vernunftlosen hervorgegangen sein: die Intelligenz eines Newton kommt von einer anderen Intelligenz. Wie weit diese theologische Welt- und Naturbetrachtung bei Voltaire geht, sehen wir aus einem Gespräche zwischen der Natur und einem Philosophen im philosophischen Wörterbuch. Der Philosoph fragt die Natur wie es komme, daß sie, so roh in ihren Gebirgen und Meeren, in den Pflanzen und Tieren so künstlich sei. „Mein armes Kind," antwortet sie ihm, „willst du, daß ich dir die Wahrheit sagen soll? Man hat mir einen Namen gegeben, der mir nicht zukommt. Man nennt mich Natur, und ich bin doch ganz Kunst." Auf diesen Gedanken kommt Voltaire in verschiedenen Schriften zurück und tut sich etwas darauf zu gute, demselben zuerst diesen bestimmten Ausdruck gegeben zu haben. Ein Verdienst hat diese Fassung in der Tat, das nämlich, den Zirkel handgreiflich zu machen, worin diese ganze Beweisführung sich bewegt, zu zeigen, wie sie die Zwei, die sie aus dem Sack hervorzuziehen wünscht, selbst vorher hineinsteckt. Ist die Natur ein sich selbst schaffendes oder ein geschaffenes Wesen? ist die Frage. Sie ist geschaffen, denn sie ist Kunst, lautet die Antwort; allein der wahre Wert dieser Antwort ist nur der: sie ist geschaffen, weil ich sie mir geschaffen denke. Denn mit dem Kunstwerk ist ja freilich auch der Künstler gesetzt; mit der Auffassung der Natur als Kunst ist die Frage bereits entschieden. Man sieht: die Grundlage von Voltaires Theismus ist sein Dualismus, die Trennung von Kraft und Stoff. Begreiflich, wenn die Materie tot, für sich ohne Kraft und Leben ist, so bedarf sie eines Wesens außer sich, das Bewegung, Zweck und Ordnung in sie bringt: wenn sie das

Prinzip der Gestaltung nicht in sich selber hat, muß diese ihr freilich von außen kommen. Aber woher weiß man denn, daß sie es nicht in sich hat? Erscheint sie uns denn in der Wirklichkeit irgendwo gestaltlos? Nirgends erscheint sie so; einzig unser Denken, unser Vorurteil ist es, das ihr das Leben aussaugt, um es ihr mittelst eines Gottes wieder einspritzen zu lassen.

Diesen Dualismus aber einmal gesetzt, so weiß Voltaire demselben doch die möglichst philosophische Fassung zu geben. Er zeigt sich der Annahme einer ewigen Materie nicht abgeneigt, aber mit dieser ist ihm auch die göttliche Einwirkung auf dieselbe, die Schöpfung eine ewige. Wie die Strahlen der Sonne so alt sind als die Sonne selbst, so hat der ewige Baumeister immer bauen müssen. Gottes Wesen ist, zu wirken; also hat er immer gewirkt; also ist die Welt ein ewiger Ausfluß von ihm, und wer Gott als ewig erkennt, muß auch die Welt als ewig erkennen. Und wie er immer gewirkt hat, so hat er auch alles gewirkt, was er wirken konnte. Sagen, er hätte auch noch anderes schaffen können, heißt ihn als Ursache ohne Wirkung setzen. Die Meinung, Gott habe diese Welt aus allen möglichen Welten ausgewählt, hätte sich richtig verstanden so auszudrücken, er habe sie unter Welten ausgewählt, die unmöglich waren, in der Tat also gar nicht ausgewählt. Den Einwand, daß ja dann Gott nicht frei wäre, läßt Voltaire nicht gelten. Frei sein heißt können, sagt er. Gott hat gekonnt und er hat gemacht. Eine andere Freiheit kenne ich nicht. Wir bemerken, wie nahe hier Voltaire an Spinoza herantritt. Gott ist ihm „das höchste, ewige, intelligente Wesen, von dem in jedem Augenblicke alle Wesen und alle Arten des Seins im Raume ausfließen“; oder, wenn Malebranche behauptete, daß wir alles in Gott sehen, so möchte Voltaire lieber sagen, Gott sehe und wirke alles in uns. Aber, verwahrt er sich, Ausflüsse sind nicht Teile. Bei Spinoza, meint er, sei Gott die Gesamtheit aller Dinge; nach ihm dagegen fließt die Gesamtheit der Dinge von Gott aus. Am bestimmtesten scheidet ihn von Spinoza der Zweckbegriff, den dieser aus der Naturbetrachtung ausschließt, während Voltaire seine ganze Weltanschauung darauf gründet. Wo sich ein Versuch auftut, die Natur auch ohne diese von außen in sie hineingeschaffenen

Zwecke zu erklären, eigene Lebens- und Entwickelungskräfte in ihr nachzuweisen, da sehen wir ihn zu entschiedenem, ja leidenschaftlichem Widerspruch aufgeregt. Ehe er sich überreden läßt, daß einst das Meer unsere höchsten Berge bedeckt und dort urweltliche Muscheln abgelagert habe, läßt er diese lieber Pilgern vom Hute gefallen sein. Schon lange bevor das „System der Natur" die für seinen Dualismus zerstörenden Konsequenzen zog, verfolgte Voltaire die Versuche des Engländers Needham, eine generatio aequivoca zu erweisen, die Theorie des Franzosen de Maillet von einer aufsteigenden Metamorphose der Tierarten, ebenso mit unerbittlichem Spotte, wie in Deutschland Reimarus sie mit unermüdlichem Ernste bekämpfte. Beide Männer wußten sehr wohl, was auf dem Spiele stand. Seltsam! während unserem Goethe keine größere Freude hätte werden können, als die Ausbildung der Darwinschen Theorie noch zu erleben, fand sich Voltaire schon durch die ersten noch ziemlich phantastischen Vorläufer von Lamarck und Darwin beunruhigt.

Wir haben also nach Voltaire eine schöpferische Intelligenz, die von Ewigkeit her ist, denn sonst müßte ja Etwas aus Nichts geworden sein, und die in allem ist, was ist. Aber auch in allem, was nicht ist? Oder gibt es vielleicht kein Nichts außer der Welt, d. h. ist die Welt unendlich? Newton, antwortet Voltaire, hat den leeren Raum bewiesen; gibt es aber ein Leeres in der Welt, warum nicht auch außer ihr? Das Unendliche der Ausdehnung ist so undenkbar wie das der Zahl: man kann immer noch etwas hinzufügen. So ergibt sich die wunderliche Inkonsequenz, daß Voltaire die Welt zwar in der Zeit, aber nicht ebenso im Raume unendlich sich denkt. Ist aber die Welt nicht unendlich, woher nehmen wir das Recht, uns Gott, dessen Dasein und Eigenschaften wir doch nur aus der Welt erschließen, unendlich zu denken? Jedes Wesen ist begrenzt durch die Bedingungen seiner Natur, das höchste Wesen nicht ausgenommen. Es ist die höchste Macht, aber es ist keine schrankenlose Macht. So hat es auch die Welt unter den Bedingungen erschaffen können, unter denen sie existiert. In diesen Sätzen liegt Voltaires Theodicee. Von dem Übel in der Welt hat er, wie wir uns aus seinen Romanen und seinem Erdbebengedicht erinnern, eine sehr lebhafte Empfindung. Diejenigen, sagt er,

welche schreien, alles sei gut, sind Charlatans. Das Übel existiert, und es ist absurd, es zu leugnen. Die Erde ist ein ungeheurer Schauplatz des Mordens und der Zerstörung. Der Mensch insbesondere ist ein sehr elendes Wesen, „das einige Stunden der Erholung, einige Minuten der Befriedigung und eine lange Folge von Schmerzenstagen in seinem kurzen Leben hat". Ein unerschütterlicher Fels aber ist nach Voltaire das Wort Epicurs, daß Gott das Übel entweder nicht habe hindern können, oder nicht haben hindern wollen. Hier entscheidet sich nun Voltaire für das erstere. Das einzige Mittel, Gott wegen des Übels zu entschuldigen, meint er, sei, zu gestehen, daß seine Macht es nicht habe überwinden können. „Ich will lieber", sagt er, „einen beschränkten Gott anbeten, als einen bösen. Der Ursprung des Übels wird mich immer in einige Verlegenheit setzen; doch denke ich eben, der gute Ormuzd, der Alles gemacht hat, habe es nicht besser machen können." Bisweilen fühlt sich Voltaire kühn genug zu der Behauptung, Gott habe die Welt so wenig ohne Übel schaffen können, als er machen konnte, daß die drei Winkel eines Dreiecks nicht gleich zwei rechten seien. In der Tat auch, wie wollte er einen zusammengesetzten Körper, wie der menschliche und auch der tierische ist, unauflöslich, und wie den auflöslichen schmerzlos machen? Und was das moralische Übel betrifft, wie wollte er den Menschen zum für sich bestehenden, lebendig wirkenden Wesen machen, ohne ihm Eigenliebe zu geben, die ihn notwendig zuweilen mißleitet, und Leidenschaften, die ihn in Kampf und Krieg verwickeln? Ganz beruhigt freilich war Voltaire über die hiermit in Gott gesetzte Schranke nicht. „Es scheint mir klar," schreibt er einmal, „daß in der Natur eine Intelligenz wirkt, und nach den Unvollkommenheiten und Übeln in der Natur scheint es mir, daß diese Intelligenz beschränkt ist; doch meine eigene ist so erstaunlich beschränkt, daß sie immer fürchtet, nicht zu wissen, was sie sagt." Und in einem philosophischen Gespräche läßt er den Vertreter seiner Ansicht auf die Frage, ob er seines Systems auch sicher sei, die Antwort geben: „Ich? ich bin von nichts sicher. Ich glaube, daß es ein intelligentes Wesen, eine bildende Kraft, einen Gott gibt. Über alles Weitere tappe ich im finstern. Heute behaupte ich eine Idee, morgen zweifle ich daran, übermorgen

leugne ich sie, und jeden Tag kann ich mich irren. Alle ehrlichen Philosophen, wenn sie einmal von der Leber weg sprechen, haben mir gestanden, daß es ihnen nicht anders gehe."

Der Schluß aus der Existenz und Einrichtung der Welt hat uns bis hierher nach Voltaire nur zu der Überzeugung geführt, daß ein Wesen von überlegener Macht und Weisheit der Urheber dieser Welt sein müsse; daß dieser Schöpfer und Erhalter der Welt auch ihr Regierer, daß er für die Menschen der Erteiler von Lohn und Strafe je nach ihrem moralischen Verhalten sei, erhellt daraus noch nicht. Und doch ist gerade dies die Hauptsache. Wenn man Gott, falls er nicht existierte, erfinden müßte, so ist es ja eben der vergeltende Gott, um den es dabei zu tun ist. Es handelt sich, sagt Voltaire, nicht sowohl um eine metaphysische, als um die praktische Frage, ob es für das gemeinsame Wohl von uns elenden denkenden Wesen ersprießlicher sei, einen lohnenden und strafenden Gott anzunehmen, der uns gleicherweise zum Zügel wie zum Troste diene; oder diese Idee zu verwerfen und uns unserem Elend ohne Trost, unsern Lastern ohne Zügel zu überlassen? „Die ganze Natur", schreibt Voltaire in dem Bruchstück der Instruktion für einen Kronprinzen, „hat Ihnen das Dasein eines weisen und mächtigen Gottes bewiesen; an Ihrem Herzen ist es, das Dasein eines gerechten Gottes zu empfinden. Wie könnten Sie gerecht sein, wenn Gott es nicht wäre? und wie könnte er es sein, wenn er nicht zu strafen und zu belohnen wüßte?" — „Keine Gesellschaft", lesen wir in den Axiomen am Schlusse der Abhandlung: Gott und die Menschen, „kann bestehen ohne Gerechtigkeit: verkündigen wir darum einen gerechten Gott. Wenn das Gesetz des Staates die bekannten Verbrechen straft, verkündigen wir einen Gott, der die unbekannten Verbrechen strafen wird. Ein Philosoph mag Spinozist sein, wenn er will: aber der Staatsmann sei Theist. Ihr wisset nicht, was Gott ist, nicht wie er strafen und belohnen wird: aber ihr wisset, daß er die höchste Vernunft, die höchste Billigkeit sein muß, das ist genug. Kein Sterblicher hat das Recht, euch zu widersprechen, wenn ihr eine Sache behauptet, die wahrscheinlich und dem menschlichen Geschlechte nötig ist." Weiter ist Voltaire auch in dem Roman, den er ums Jahr 1769 eigens gegen den Atheismus und seine sittenverderblichen Wirkungen geschrieben hat, der

„Geschichte Jennys“, nicht gekommen. Niemand werde beweisen können, ist hier die Moral, daß es Gott unmöglich sei, das Böse zu bestrafen, d. h. daß er der Welt nicht könne eine Einrichtung gegeben haben, die dessen Bestrafung herbeiführe; folglich sei für den Menschen in allewege das Geratenste, rechtschaffen zu sein. Wir sehen: an seiner praktischen mithin an seiner wichtigsten Seite stützt sich Voltaires Gottesglaube doch nur auf seinen Nützlichkeitsbeweis. Dieser aber ist eine so prekäre, hinfällige Stütze, daß nicht zu begreifen wäre, wie Voltaire den Gottesglauben hätte festhalten können, wenn derselbe nicht auf seiner theoretischen Seite die festere Grundlage des physikotheologischen Beweises, oder des Dualismus, gehabt hätte. Solange Voltaire Dualist war, d. h. nicht einsah, daß die Welt aus sich selbst zu begreifen ist — dazu kam er aber nie —, solange war er auch Theist; und brauchte er einmal einen Gott als Weltbaumeister, so ergab es sich von selbst, ihn auch als Schicksalslenker und Vergelter nutzbar zu machen.

Wie Voltaire, so war auch unser Reimarus Dualist in bezug auf die Begriffe von Gott und Welt: aber er war es ebenso in bezug auf die Begriffe von Seele und Leib. Und eines scheint mit dem andern gegeben. Wer, um die Zweckmäßigkeit in der Welt zu erklären, einen von ihr verschiedenen Gott nötig zu haben meint, der wird, um das Denken und Wollen des Menschen zu erklären, eine vom Körper verschiedene Seele voraussetzen. Hier überrascht uns nun aber Voltaire durch eine merkwürdige Abweichung. War dem Wolfianer Reimarus die Seele eine vom Körper verschiedene Substanz, so hatte Voltaire als Anhänger Lockes mit den angeborenen Ideen des Cartesius auch die besondere Seelensubstanz über Bord geworfen. Nicht, daß er mit den Materialisten dem Körper an sich die Fähigkeit zu denken beigelegt hätte; aber er hielt sich an den Lockeschen Satz, wir können nicht behaupten, daß es der Allmacht unmöglich gewesen, einer Partikel Materie — dem menschlichen Gehirne — die Fähigkeit des Denkens mitzuteilen. So mußte der Gottesbegriff in seiner höchsten Spannung, also der Dualismus auf der einen Seite, merkwürdigerweise dazu helfen, den Dualismus auf der andern aus dem Wege zu schaffen. Gott wirkt in uns unsere Vorstellungen und Bewegungen; aber er wirkt sie mittelst der

künstlichen Einrichtung unserer Sinneswerkzeuge und übrigen Organe, ohne daß es dazu noch eines besondern in unserem Leibe wohnenden Seelenwesens bedürfte. Die Tiere haben ja ebenso Empfindung, Vorstellung, Gedächtnis, und andererseits Begehren und Bewegung wie wir, und doch denkt niemand daran, ihnen eine immaterielle Seele zuzuschreiben; warum sollten denn wir für das unbedeutende Mehr jener Fähigkeiten und Tätigkeiten, dessen wir uns erfreuen, einer solchen bedürfen? Wir sind erstaunt, sagt Voltaire ein andermal, über das Denken; aber das Empfinden ist ebenso wunderbar. Eine göttliche Kraft offenbart sich in den Empfindungen des niedersten Insekts wie in dem Gehirn eines Newton. Aber diese Empfindungen sind nur höhere Wirkungen derselben mechanischen Gesetze, die, von Gott in sie gelegt, in der übrigen Natur wirken. Man sagt wohl, es sei nicht zu begreifen, wie Empfindung, Gedanke, einem ausgedehnten Wesen zukommen könne. Allein begreifen wir's denn, fragt Voltaire, von einem unausgedehnten? Materie und Geist sind ja doch zunächst bloße Worte; wir haben von dem einen so wenig einen deutlichen Begriff wie von dem andern. Darum können wir aber auch nicht zum voraus behaupten, wozu das eine oder das andere fähig sei, oder nicht; die Fähigkeit zu denken dem Körper abzusprechen, ist nicht minder dreist, als sie der Seele abzusprechen. Überhaupt: Seele, was ist denn das? Ein leeres Gedankending, wie Gedächtnis, Wille, Sprache u. s. f. Dergleichen gibt es nicht; es ist immer nur der Mensch, der sich erinnert, will, spricht und dergl. Die Seele, die man sich als ein Wesen für sich denkt, ist in der Tat nur eine von dem höchsten Wesen uns verliehene Eigenschaft, sie ist eine Fähigkeit, die man für eine Substanz genommen hat. Im Grunde stimmt diese Ansicht auch mit unserer inneren Erfahrung, wenn wir uns diese nicht durch Vorurteile verfälschen lassen, zusammen. Zwischen der Verdauung in uns und dem Denken ist freilich ein so großer Unterschied, daß man leicht dazu kommen kann, beides auf zwei verschiedene Substanzen zurückzuführen. Allein, wenn ich doch ohne Nahrung und Verdauung nicht denken kann, mithin das eine die Bedingung des andern ist, warum sollte nicht dasselbe Wesen, das verdaut, auch denken können? Soviel ich mir auch Mühe gab, sagt Voltaire, zu finden, daß wir unserer

zwei seien, habe ich doch schließlich gefunden, daß ich nur einer bin.

Das wäre nun insoweit ganz schön, wenn es nur nicht sehr ernsthafte Konsequenzen hätte. Diese hat Voltaire schon von vornherein erkannt und in ihrer ganzen Schärfe sich zum Bewußtsein gebracht. In dem metaphysischen Traktat für die Marquise, wo er, da derselbe nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, mit voller Offenheit sprechen konnte, gesteht er, bei der Einsicht, die er habe, daß uns alle unsere Vorstellungen aus den Sinnen kommen, könne er sich des Lachens nicht erwehren, wenn man ihm sage, die Menschen werden noch Vorstellungen haben, wenn sie keine Sinne mehr haben werden. Ebenso gerne wollte er glauben, wir werden noch essen und trinken nach dem Tode ohne Mund und ohne Magen. Allerdings, da Gott die Fähigkeit, Vorstellungen zu bilden, mit einem Teil unseres Gehirnes verbunden habe, so könnte er mit diesem Gehirnteil auch jene Fähigkeit erhalten (denn sie zu erhalten ohne ihr Organ, das wäre ebenso unmöglich, als das Lachen eines Menschen oder den Gesang eines Vogels zu erhalten nach dem Tode des Vogels und des Menschen). Möglich wäre auch gewesen, daß er den Menschen und den Tieren eine immaterielle Seele gegeben hätte und diese unabhängig von ihrem Körper forterhielte; so gut als es ihm möglich gewesen wäre, dem Menschen zwei Nasen und vier Hände, Flügel und Krallen zu geben: aber um zu glauben, daß er alle diese möglichen Dinge wirklich gemacht habe, müßte man sie sehen. „Da ich nun nicht sehe, daß das Denken und Empfinden des Menschen ein immaterielles Ding ist, wer soll mir beweisen, fragt Voltaire, daß es das ist? Wie? ich, der gar nicht weiß, was das Denken ist, sollte behaupten, daß es ewig ist? Ich, der weiß, daß der Mensch gestern nicht war, sollte behaupten, daß er einen Teil in sich habe, der seiner Natur nach ewig ist? Und während ich die Unsterblichkeit dem versage, was diesen Hund, diesen Papagei, diese Drossel beseelt, sollte ich sie dem Menschen zugestehen, aus dem einzigen Grunde, weil der Mensch sie wünscht? Es wäre in der Tat sehr angenehm, sich selbst zu überleben, den bessern Teil seiner selbst in der Zerstörung des andern zu erhalten, für immer mit seinen Freunden zu sein u. s. f. Diese Chimäre könnte in wirklichem Mißgeschicke tröstlich

werden. Auch sag ich gar nicht, daß ich Beweise gegen die Unsterblichkeit habe; ich sage nur, daß alle Wahrscheinlichkeitsgründe gegen sie sind."

Das war Voltaires frühgewonnene, folgerechte Überzeugung, und er ist an derselben auch später niemals irre geworden, wohl aber mit ihr nicht wenig ins Gedränge gekommen. Vor dem Publikum ohnehin; zuweilen vielleicht doch auch bei sich selbst. Wir erinnern uns, welches Gewicht er, für den Bestand der menschlichen Gesellschaft, auf den Glauben an einen vergeltenden Gott legte. Aber die Wege dieser göttlichen Vergeltung laufen ja, der gemeinen Meinung zufolge, ganz hauptsächlich durch das Jenseits. Er mochte immerhin bei dem Daß stehen bleiben und jede Auskunft über das Wie der göttlichen Vergeltung ablehnen; man konnte ihm das Wann entgegenhalten. Da er selbst nicht behauptete, daß sich die göttliche Gerechtigkeit in diesem Leben vollständig verwirkliche, wann sollte sie sich dann verwirklichen, wenn das künftige Leben im Zweifel blieb? Und welche erbauliche Wirkung hatte nicht soeben erst Nachbar Rousseau dadurch erzielt, daß er in dem berühmten Glaubensbekenntnis seines savoyischen Vikars, unter so manchen Ketzereien, doch, neben dem Glauben an Gott, zugleich den an Unsterblichkeit aufrecht erhalten hatte! Man sagt wohl, Gott sei uns nichts schuldig. Nein, entgegnet Rousseau, er ist uns alles schuldig, was er uns verspricht. Nun hat er jedem von uns ins Herz gegraben: sei gerecht, und du wirst glücklich sein. Wenn wir aber auf Erden um uns sehen, finden wir, daß der Schlechte triumphiert und der Gerechte unterdrückt ist. Schon dies genügt mir als Beweis, sagt Rousseau, daß die Seele immateriell und unsterblich ist. Er tut sehr wohl, in seinen Beweis die Immaterialität der Seele mit einzuschließen; er hat ganz recht, wenn er sagt, alle Schwierigkeiten der Sache fallen weg mit der Anerkennung von zwei Substanzen im Menschen. Eben diese Anerkennung aber hatte ja Voltaire aus guten Gründen aufgegeben: um wie viel schlimmer war er daher gestellt! Und er hätte doch gar zu gerne auch erbaut; nicht bloß aus Eitelkeit, sondern zugleich um des gemeinen Besten willen. Schrieb er doch in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre im Wetteifer mit dem Rousseauschen Vikar eine Reihe von Homilien, worin er seine Ansichten so zahm und

harmlos wie möglich darzustellen suchte. Hier meint er, um Gott wegen des Übels in der Welt zu rechtfertigen, bleibe, beim Fehlschlagen aller andern Versuche, nur der Ausweg, den alle Weisen des Altertums, in Indien und Ägypten, Chaldäa und Griechenland ergriffen haben: die Annahme einer Ausgleichung in einem künftigen Leben. Gelegentlich sei hier bemerkt, daß neben dem erbaulichen Bestreben es auch ein sehr Voltairesches Interesse war, das ihn bisweilen auf diese Wege führte. Das Fehlen der Unsterblichkeitslehre im Alten Testamente war für einen Morgan in England wie später für Reimarus in Deutschland ein Hauptgrund gewesen, der jüdischen Religion die Würde einer Offenbarung abzusprechen; eine Gelegenheit, Judentum und Altes Testament schlecht zu machen, versäumte Voltaire nicht gerne; er konnte es aber von dieser Seite nur, wenn er sich einmal auf den Boden der Unsterblichkeitslehre stellte, und nun einen verächtlichen Blick auf die elende barbarische Horde warf, die, allein unter gebildeteren Nachbarn, dieser Lehre stumpfsinnig verschlossen blieb. Nein! wir müssen uns hierin auf den Standpunkt aller besseren Nationen des Altertums stellen, um so mehr, wenn wir bedenken, wie gemeinnützig dieser Glaube ist.

Schon recht; wenn er auf Voltaires Standpunkte nur auch möglich ist! Die Möglichkeit, was man so nennt, hatte er in der für die Freundin geschriebenen Metaphysik wohl zugegeben, sie aber gleich der äußersten Unwahrscheinlichkeit gefunden. Jetzt, in der Homilie, meint er, „ohne die Menschen täuschen zu wollen, könne man sagen, daß wir ebensoviel Grund haben, die Unsterblichkeit des denkenden Wesens zu glauben als zu leugnen“. Unter diesem Grunde für den Unsterblichkeitsglauben ist natürlich seine Nützlichkeit verstanden, die aber nichts beweist, wo es sich fragt, ob die Sache überhaupt denkbar ist. Hier flüchtet sich nun Voltaire in das Dunkel des Nichtwissens: „wir wissen nicht, was das ist, das in uns denkt, darum können wir auch nicht wissen, ob dieses unbekannte Wesen nicht unsern Leib überdauern wird; es ist physisch möglich, daß in uns eine unzerstörbare Monade, eine verborgene Flamme, ein Teilchen göttlichen Feuers ist, das unter verschiedenen Gestalten ewig besteht.“ Oder wie er in einem seiner Dialogen einen chinesischen Weisheitslehrer zu seinem Schüler sprechen läßt: „Ein Gedanke ist doch nichts

Materielles; warum sollte es denn so schwer sein zu glauben, daß Gott in dich ein göttliches Prinzip gelegt hätte, das, unauflösbar, auch nicht sterblich wäre? Wagst du zu sagen, es sei unmöglich, daß du eine Seele hast? Gewiß nicht; aber wenn es möglich ist, ist es dann nicht sehr wahrscheinlich? Kannst du ein System verwerfen, das so schön und der Menschheit so nützlich ist? Immer wieder dieser verwünschte Nutzen, um dessen willen es unserem Philosophen nicht darauf ankommt, allen seinen Voraussetzungen zu widersprechen, seinen schönen Ausführungen gegen die Existenz eines Seelenwesens, gegen die Zweiheit der Substanzen im Menschen, ins Gesicht zu schlagen. Und den gewünschten Nutzen erreicht er durch eine so bettelhafte Beweisführung doch nicht: wer die Unsterblichkeit nicht besser zu beweisen versteht, der erbaut uns mehr, wenn er sie leugnet.

Das hat denn Voltaire an anderen Stellen, wo er sich ein Herz faßte, jene Nützlichkeitsrücksichten beiseite zu setzen, auch getan. In dem Gespräche: Sophronimos und Adelos, sagt der Erstere, der unverkennbar der Träger von Voltaires eigener Ansicht ist: „Lange Zeit habe ich, wie du, die gefährlichen Konsequenzen gefürchtet und mich dadurch abhalten lassen, meine Grundsätze offen in meiner Schule zu lehren; aber ich glaube, man kann sich leicht aus diesem Labyrinthe ziehen. Man darf Gott nicht der Ungerechtigkeit anklagen, weil die Unterwelt der Ägypter, des Orpheus und Homer nicht existiert, weil die drei Rachen des Cerberus, Ixions Rad und Prometheus' Geier abgeschmackte Hirngespinnste sind. Es gibt für die Lasterhaften eine wahrere, unvermeidlichere Strafe noch in dieser Welt. Und welche wäre das? Es sind die Gewissensbisse, die nie fehlen, und die menschliche Rache, die selten fehlt. Ich habe sehr schlechte, sehr ruchlose Menschen gekannt; aber nicht einen von ihnen habe ich glücklich gesehen. Ich will hier keine lange Aufzählung machen von ihren Qualen, ihren entsetzlichen Erinnerungen, ihren beständigen Schrecken, von dem Mißtrauen, das sie gegen ihre Dienerschaft, ihre Frau und ihre Kinder hatten. Cicero hat sehr recht, zu sagen, das seien die wahren Höllenhunde, die wahren Furien mit ihren Geißeln und ihren Fackeln. Wenn das Verbrechen so bestraft wird, so wird die Tugend belohnt, nicht durch elysische Fluren, wo läppischerweise

der Leib sich ergeht, wenn er nicht mehr ist, sondern bei Leibesleben durch das innere Gefühl, seine Pflicht getan zu haben, durch den Frieden des Herzens, den Beifall der Welt, die Freundschaft der Rechtschaffenen. Das ist die Meinung von Cicero, das die von Cato, von Marc Aurel und Epiktet: es ist auch die meinige. Nicht als behaupteten diese Männer, daß die Tugend vollkommen glücklich mache. Cicero gesteht, daß ein solches Glück nicht immer rein sein kann, weil überhaupt nichts auf der Erde das ist. Aber danken wir dem Herrn der menschlichen Natur, daß er mit der Tugend das Maß von Glückseligkeit verknüpft hat, dessen diese Natur fähig ist."

Das ist nun freilich sehr schön; aber hinwiederum fast allzuschön für Voltaire. Er hat sich da ein wenig in den Stoikersmantel geworfen, wie vorhin in den Predigermantel. Seine Meinung war es wohl ungefähr, aber seine Stimmung doch nicht ganz. Diese werden wir eher finden, wenn wir ihn in einer vertraulichen Mitteilung belauschen, die ebenso seiner letzten Lebenszeit angehört, wie das metaphysische Lehrbüchlein für die Marquise du Châtelet der früheren. Im Jahre 1772 schrieb er an eine alte Blinde, die nur halb seine Freundin, aber eine höchst geistvolle Frau war, die Marquise du Deffand: „Ich habe einen Mann gekannt, der fest überzeugt war, daß nach dem Tod einer Biene ihr Summen nicht fortdaure. Er meinte mit Epicur und Lucrez, daß nichts lächerlicher sei, als ein unausgedehntes Wesen vorauszusetzen, das ein ausgedehntes Wesen regiere, und noch dazu so schlecht. Er fügte hinzu, es sei äußerst ungereimt, Sterbliches mit Unsterblichem zu verbinden. Er sagte, unsere Empfindungen seien ebenso schwer zu begreifen, wie unsere Gedanken, und es sei der Natur oder dem Urheber der Natur nicht schwerer, einem zweibeinigen Tiere Vorstellungen zu geben, als einem Wurm Empfindung. Er sagte, die Natur habe die Dinge so eingerichtet, daß wir mit dem Kopfe denken, wie wir mit den Füßen gehen. Er verglich uns mit einem musikalischen Instrumente, das keinen Ton mehr gibt, wenn es zerbrochen ist. Er behauptete, es sei augenscheinlich, daß der Mensch wie alle anderen Tiere, wie die Pflanzen und vielleicht alle anderen Wesen der Welt überhaupt, gemacht sei, um zu sein und nicht mehr zu sein. Seine Meinung war, daß diese Vorstellungsweise über alle

Widerwärtigkeiten des Lebens tröste, weil diese vorgeblichen Widerwärtigkeiten unvermeidlich sind; auch pflegte dieser Mann, nachdem er so alt geworden wie Demokrit, wie dieser über alles zu lachen." Das ist der echte, unkostümierte Voltaire, das die Mischung von Pessimismus, Skeptizismus und Ironie, die das eigentümliche Gepräge seines Geistes und Sinnes bildet.

Während in betreff der Unsterblichkeit Voltaire für sich selbst seine ursprüngliche Ansicht lebenslänglich festgehalten und nur nach außen sich bisweilen der gemeinen Vorstellungsart anbequemt hat, sehen wir dagegen in bezug auf die Freiheit des menschlichen Willens seine Überzeugung im Laufe der Jahre eine völlige Umwandlung erleiden. Er beginnt als Indeterminist und endigt als entschiedener Determinist. Es ist bereits erwähnt, wie in dem Briefwechsel mit dem Kronprinzen Friedrich, wo dieser Gegenstand ausführlich zur Sprache kommt, Voltaire als Anwalt der menschlichen Willensfreiheit auftritt. Dieselbe Stellung nimmt er in dem der gleichen Zeit angehörigen metaphysischen Traktat für die Marquise ein. Freiheit, sagt er hier, ist das Vermögen zu handeln, sich nach seiner Wahl zu bewegen. Dieses Vermögen haben die Steine nicht, wohl aber Tiere und Menschen. Wollen und handeln, ohne zu diesem Wollen genötigt zu sein, heißt frei sein. So ist Gott frei, so der Mensch. Aber in Gott ist die Freiheit das Vermögen, immer alles zu denken, was er will, und immer alles zu wirken was er will, im Menschen das Vermögen, sich auf einige Gedanken zu richten, einige Bewegungen vorzunehmen. Die irrige Meinung, daß der Mensch nicht frei sei, kommt von seinen Leidenschaften, die ihn oft wider Willen zu gewissen Handlungen bestimmen, wie der Zorn, die Liebe u. dergl. Doch wenn er so allerdings bisweilen unfrei ist, so ist er es darum nicht immer; so wenig als er immer krank ist, weil er es zuweilen ist. So kommt es auch, daß die Menschen nicht alle in gleichem Maße frei sind, wie sie nicht alle in gleichem Maße gesund sind. Der Einwurf gegen die menschliche Willensfreiheit, an welchem später Voltaires Indeterminismus scheiterte, taucht zwar auch hier schon auf, wird aber noch nicht erheblich gefunden. Es ist der Einwurf, daß zwar wohl unsere Sinne bisweilen unserem Willen, unser Wille aber immer unserem Verstande gehorche. Der Mensch will nur, was er für gut und

wünschenswert hält; sein Verstand aber ist nicht Herr darüber, das nicht für gut zu halten, was ihm als gut erscheint. Der Verstand handelt notwendig; der Wille ist bestimmt durch den Verstand; also ist er notwendig bestimmt, und der Mensch nicht frei. Diesem Einwande glaubt Voltaire für jetzt noch durch die Bemerkung begegnen zu können, daß man sich Verstand und Willen nicht wie zwei reelle Dinge vorstellen dürfe, die mit physischer Gewalt aufeinander wirken; es sei vielmehr immer derselbe Mensch, der als wollender sich bestimme das zu tun, was ihm als denkendem gut erscheine.

Dies ist nun aber eben der Punkt, wo Voltaires Ansicht einen Umschwung erfuhr. Das Unwillkürliche unserer Vorstellungen fiel ihm immer schwerer ins Gewicht. Wir geben unsere Vorstellungen uns nicht selbst, sagt er nun, kein Mensch kann wissen, welche Vorstellung ihm in der nächsten Minute kommen, was er tun, sprechen, wie er sich bewegen wird. Meine Vorstellungen treten notwendig in mein Gehirn ein; wie könnte mein Wille, der von diesen Vorstellungen abhängt, frei sein? Auch mit seiner Einsicht in die Unzerreißbarkeit des Kausalnexus in der Welt, mit seiner beinahe spinozistischen Anschauung von der Allwirksamkeit des höchsten Wesens war die Annahme eines grundlosen Wollens im Menschen immer weniger verträglich. Nichts ist ohne Ursache, sagt er in der Schrift vom unwissenden Philosophen aus dem Jahr 1766; eine Wirkung ohne Ursache ist nichts als ein ungereimtes Wort. Es wäre doch höchst seltsam, wenn die ganze Natur, sämtliche Gestirne, ewigen Gesetzen gehorchten, und es ein kleines, fünf Fuß hohes Geschöpf geben sollte, das diesen Gesetzen zum Trotz in jedem Augenblicke nach seinem Belieben, seinen Grillen handeln könnte. Frei sein — dies ist von jetzt an Voltaires oft wiederholter Hauptsatz — heißt tun können was man will, nicht wollen können, was man will. Wenn ich tun kann, was ich will, bin ich frei; aber ich will notwendig, was ich will, denn sonst würde ich ohne Grund, ohne Ursache wollen; was unmöglich ist. Meine Freiheit besteht darin, daß ich gehen kann, wenn ich gehen will und nicht die Gicht habe. Sie besteht darin, daß ich keine schlechte Handlung begehe, wenn mein Geist sie mir als schlecht vorstellt; daß ich eine Leidenschaft unterdrücke, wenn mein Denken mir ihr Ge-

fährliches bemerklich macht. Dabei ist aber immer nur unser Handeln frei, unser Wollen nicht, weil dieses durch unsere Vorstellungen bestimmt ist, die wir uns nicht selbst geben können. Es ist sonderbar, daß die Menschen mit diesem Maße von Freiheit nicht zufrieden sind, d. h. mit der Fähigkeit, in manchen Fällen wenigstens zu tun was sie wollen; die Gestirne haben diese Freiheit nicht, wir besitzen sie, und unser Stolz bildet uns bisweilen ein, daß wir noch mehr besitzen.

Mit diesem Determinismus glaubte indes Voltaire der Moral im mindesten nicht zu nahe zu treten. Die Furcht, sagt er in der Abhandlung über das Prinzip der Tätigkeit vom Jahr 1772, dem Menschen ich weiß nicht welche falsche Freiheit zu entziehen, der Tugend ihr Verdienst, dem Verbrechen seine Abscheulichkeit zu benehmen, hat zuweilen zarte Seelen erschreckt; aber sobald sie sich aufgeklärt hatten, sind sie zu der großen Wahrheit zurückgekommen, daß alles eine Kette bildet, alles notwendig ist. Diese Wahrheit kann niemals der Moral schaden. Das Laster ist immer Laster, wie die Krankheit immer Krankheit ist. Man wird immer den Schlechten Einhalt tun müssen; und wenn sie sagen, sie seien zum Verbrechen bestimmt, wird man ihnen antworten, daß sie auch zur Strafe bestimmt sind. Andererseits, wenn unser Wille durch unsere Vorstellungen bestimmt wird, so gehört ja zu diesen Vorstellungen die der sittlichen Gebote mit, und Voltaire war von ferne nicht gemeint, das Ansehen dieser Gebote schwächen zu wollen. Das hatte auch Locke nicht gewollt; aber im Kampfe gegen die Lehre von angeborenen Ideen mußte er auch leugnen, daß es angeborene sittliche Ideen gebe, und zum Beweise dafür wies er auf die bedeutenden Abweichungen hin, die sich in den sittlichen Vorstellungen der verschiedenen Völker finden. Auch in der Behandlung dieser Streitfrage zeigt Voltaire einen feinen philosophischen Sinn. In der Leugnung angeborener Ideen war er, wie wir längst wissen, mit dem englischen Philosophen einverstanden. Es gibt keine angeborene Erkenntnis, sagt er, aus demselben Grunde, warum es keinen Baum gibt, der mit Blättern und Früchten aus der Erde hervorwächst. Nichts ist was man angeboren nennt, d. h. von Geburt an schon entwickelt; aber Gott hat uns geboren werden lassen mit Organen, die in dem Maße, daß sie

sich entfalten, uns alles das erkennen lassen, was zur Erhaltung unserer Gattung nötig ist. Zu diesen notwendigen Erkenntnissen gehört vor allem die von Recht und Unrecht. Ohne Instinkt, ohne natürliche Waffen, wie sie den Tieren zugutekommen, wären die wenigen Menschen, die sich aus den Krallen und Zähnen der wilden Tiere, aus Hunger und Elend gerettet hatten, im gegenseitigen Kampf um Nahrung und Bedeckung zugrundegegangen, hätten wenigstens niemals eine Gesellschaft zustandegebracht, ohne die Vorstellung von Recht und Unrecht, die das Band aller Gesellschaft ist. Diese Vorstellung, zu der nur die Anlage angeboren ist, entwickelt sich im Menschen ebenso allmählich durch Übung und Erfahrung, wie die Kunst, Lasten zu heben oder über einen Fluß zu setzen. Was sich aber in dieser Weise aus der dem Menschen anerschaffenen Anlage entwickelt, ist, trotz aller Verschiedenheiten, die Klima, Volksstamm und andere äußere Umstände mit sich bringen, im Grund und Wesen eines und dasselbe. Je mehr man, urteilt Voltaire, Menschen aus verschiedenen Himmelsstrichen, von verschiedenen Sprachen, Sitten und Bildungsstufen kennen lernt, desto mehr bemerkt man, daß die sittliche Grundlage bei allen die gleiche ist. Sie alle haben eine ungefähre Vorstellung von Recht und Unrecht, ohne ein Wort von unserer Theologie zu wissen. Man wird kein Volk finden, bei dem es für recht und löblich gälte, dem Vater und der Mutter im Alter den Unterhalt zu versagen, wenn man ihn reichen kann. Kein Volk hat je die Verleumdung als eine gute Handlung betrachtet, oder als recht, ein anvertrautes Gut nicht zurückzugeben. Wilde und Gebildete stimmen darin überein, daß es besser ist, dem bittenden Armen mitzuteilen was man übrig hat, als ihn totzuschlagen. Die Idee der Gerechtigkeit ist so anerkannt, daß die größten Verbrechen, die das Menschengeschlecht heimsuchen, alle unter dem falschen Vorwande der Gerechtigkeit begangen werden. Das größte, wenigstens das verderblichste dieser Verbrechen ist der Krieg; aber nie hat der angreifende Teil unterlassen, seinen Angriff durch einen Schein des Rechtes zu beschönigen.

Doch es ist Zeit, daß wir endlich derjenigen Seite an Voltaires Denkart näher treten, die er uns zwar auch bisher schon öfter gelegentlich gezeigt hat, die aber einer genaueren Betrach-

tung um so mehr wert ist, da er durch sie am meisten gewirkt, aber auch am meisten Anstoß erregt hat: seine Stellung zum Christentum. Voltaire gilt als der Erzfeind des Christentums; und so viel können wir gleich im voraus zugestehen, daß ihm dasselbe nicht blos in seiner damaligen Gestalt, sondern in allen Gestalten, die es seit seiner ersten Ausbreitung angenommen, zuwider gewesen ist. Vor allem galt dieser Widerwille der Hierarchie, der verdummenden und verfolgungssüchtigen geistlichen Herrschaft; aber auch das christliche Dogma, und die christliche Moral wenigstens nach ihrer asketischen Seite, hat an ihm einen Gegner, und bis auf die ersten Urkunden und den Stifter des Christentums wie des Judentums geht seine auflösende Kritik zurück. Was die christliche Lehre und Weltanschauung im ganzen auf Voltaire schon frühzeitig für einen Eindruck machte, geht besonders anschaulich aus der poetischen „Epistel an Uranie" hervor, die, wie wir schon wissen, seinen jüngeren Jahren angehört, und aus der ich die Hauptstellen in einer — weil es dabei nur auf die Gedanken ankommt — prosaischen Übersetzung wiedergeben will. „Komm," ruft er hier der Freundin zu, „bringe mit mir ehrfurchtsvollen Schrittes in das Heiligtum des Gottes, den man uns ankündigt und den man uns verbirgt. Ich möchte ihn lieben, diesen Gott, ich suche in ihm meinen Vater; man zeigt mir einen Tyrannen, den ich hassen muß. Er schuf die Menschen ähnlich mit ihm selbst, um sie destomehr zu erniedrigen; er gab uns verdorbene Herzen, um das Recht zu haben, uns zu strafen. Nachdem er soeben den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, sieht man ihn plötzlich es bereuen, als hätte der Werkmeister die Mängel seines Werkes nicht kennen müssen. Er gebietet dem Meere, die Welt unter Wasser zu setzen, die er in sechs Tagen aus dem Nichts gebildet. Nun wird man vielleicht seine tiefe Weisheit eine andere, reinere Welt erschaffen sehen; aber nein, er läßt ein Geschlecht greulicher Räuber, ehrloser Sklaven und grausamer Tyrannen entstehen, schlimmer als das erste. Was wird er endlich tun? welche verzehrenden Blitze werden seine strengen Hände auf diese Verworfenen schleudern? Hört! o geheimnisvolles Liebeswunder! er, der die Väter ertränkt hat, will für die Kinder sterben. Da ist ein elendes Volk, schwach, wandelbar, zum unsinnigsten Aberglauben geneigt, besiegt von

seinen Nachbarn, kriechend in der Knechtschaft, der ewige Spott der übrigen Nationen. Der Sohn Gottes, selbst Gott, seine Macht vergessend, macht sich zum Mitbürger dieses verhaßten Volkes; aus dem Leibe einer Jüdin läßt er sich gebären und erduldet unter ihren Augen die Schwachheiten des Kindesalters. Lange Zeit ein geringer Arbeiter, den Hobel in der Hand, verliert er in solch niedrigem Dienste seine Tage; dann predigt er drei Jahre dem Volke von Idumäa und erleidet schließlich die Todesstrafe. Nun, sein Blut wenigstens, das Blut eines für uns sterbenden Gottes, wird doch ein hinreichend kostbarer Preis gewesen sein, um uns von der neidischen Hölle loszukaufen. Wie? Gott wollte sterben für unser Heil, und sein Tod ist ohne Nutzen? Wie? man preist mir seine verzeihende Gnade an, wenn er, nachdem er sein Blut vergossen, um unsere Missetaten auszulöschen, uns nun für solche straft, die wir nicht begangen haben? Dieser Gott verfolgt noch immer, blind in seinem Zorne, die Verirrung des ersten Vaters an seinen letzten Kindern; er zieht darüber hundert verschiedene Völker zur Rechenschaft, die von alledem nichts wissen. Ihr ungeheuren Landstriche von Amerika, ihr Völker, die Gott an den Pforten der Sonne entstehen ließ, und ihr, hyperboreische Nationen, ihr alle, die der Irrtum in langem Schlafe hält, ihr sollet für immer seiner Wut überliefert sein, weil ihr nicht gewußt habt, daß einmal auf einer anderen Seite der Welt in einem Winkel von Syrien der Sohn eines Zimmermanns am Kreuze gestorben ist? Nein, in diesem unwürdigen Bilde erkenne ich den Gott nicht, den ich anbeten soll; ich würde ihn zu entbehren glauben durch eine solche Huldigung, die der Verspottung gliche. Höre, du Gott, den ich anflehe, höre aus des Himmels Höhen einen aufrichtigen Klageruf. Mein Unglaube darf dir nicht mißfallen, mein Herz ist offen vor deinen Augen; der Unsinnige lästert dich, aber ich verehre dich; ich bin kein Christ, aber nur um dich desto mehr zu lieben. Und was liegt am Ende daran, unter welchem Titel man ihn anruft? Jede Huldigung wird angenommen, aber keine erhöht ihn. Gott bedarf unseres beständigen Dienstes nicht; wenn man ihn beleidigen kann, so ist es durch Ungerechtigkeit gegen die Menschen: er richtet uns nach unseren Tugenden und nicht nach unseren Opfern." Dies war und dies blieb fortan

Voltaires Ansicht vom Christentum und der biblischen Offenbarung; es ist dieselbe Ansicht, die wir früher bei englischen Deisten, die wir gleichzeitig in Deutschland bei Reimarus finden; es ist die Ansicht, welche dem Jahrhundert der Aufklärung natürlich und gemein war, bis es schließlich im deutschen Rationalismus ein Kompromiß mit dem Christentum schloß.

Die eigentliche Blütezeit von Voltaires theologischer Schriftstellerei indes, wie von der philosophischen, begann erst mit seiner Ansiedelung am Genfer See. Wie hiezu die Reife der Jahre, die Unabhängigkeit der Lage, die Muße des Landaufenthaltes zusammenwirkten, ist bereits erinnert worden. Äußere Veranlassungen kamen hinzu. Die Wochen des Aufenthalts bei den Benediktinern zu Senones mit ihrer schönen Bibliothek im Sommer 1754 waren nicht verloren. Bald waren für die Enzyklopädie, neben philosophischen und ästhetischen, auch theologische Artikel zu liefern. Dann ließen die Lorbeeren, die Rousseau durch das Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars in seinem Emile gewonnen hatte, so stechend sie auch waren, denn das Buch wurde ja verbrannt, Voltaire nicht schlafen. Er mußte sich notwendig noch kühner äußern als Jean Jacques, wenn er sich auch wohl in acht nahm, wie dieser durch Nennung seines Namens sich auszusetzen. Daher ist das Spiel, das Voltaire mit falschen Namen und Büchertiteln trieb, nirgends bunter als auf dem Felde seiner theologischen Schriftstellerei. Bald ist es eine Übersetzung aus dem Englischen, bald aus dem Deutschen oder Lateinischen, die er gibt; bald heißt der Verfasser Dr. Obern, bald Abbé Tilladet; einmal spricht er geradezu als Lord Bolingbroke, der, wie er vorgibt, kurz vor seinem Tode noch einen Inbegriff seiner Lehre für einen Freund verfaßt haben soll; der Bibelkommentar, der seinen letzten Lebensjahren angehört, sollte von den Almosenieren des Königs von Polen geschrieben sein.

So könnte man zunächst auch an eine Mystifikation denken, wenn man in der Sammlung von Voltaires Werken einen Auszug aus dem Testament eines Pfarrers Meslier findet. Diesmal jedoch ist es wirklich an dem; es handelt sich in der Tat um ein Schriftstück, das ein vor 30 Jahren in dem Dorfe Etrépigny in der Champagne verstorbener Pfarrer hinterlassen, und woraus Voltaire zu allgemeinem Nutz und Frommen einen Auszug ge-

macht hatte. Die Handschrift war ihm schwerlich jetzt erst zu Gesichte gekommen; schon im Jahre 1735 hatte sein Freund Thieriot ihm Nachricht davon gegeben; denn Voltaire schreibt ihm aus Cirey: „Wer ist doch der Dorfpfarrer, von dem Sie mir reden? Wie? ein Pfarrer und ein Franzose, so philosophisch wie Locke? Können Sie mir die Handschrift nicht schicken? sie sollte treulich zurückfolgen." Ob der Freund seinem Wunsche willfahrte, erhellt nicht, doch sieht man kaum, was ihn abgehalten haben sollte; indes ruhte die Sache über 25 Jahre und taucht erst 1762 wieder auf. Jetzt hat Voltaire den Auszug gemacht und schreibt darüber an d'Alembert in seiner schalkhaften Art, die den Freund nicht täuschen konnte, vielleicht aber Verletzer des Briefgeheimnisses irre führen oder doch verhöhnen sollte: „Man hat in Holland das Testament von Jean Meslier gedruckt; es ist nur ein sehr kurzer Auszug aus dem Testamente dieses Pfarrers. Ich habe geschaudert vor Entsetzen, da ich es las. Das Zeugnis eines Pfarrers, der im Sterben Verzeihung von Gott dafür erbittet, daß er das Christentum gelehrt hat, kann ein starkes Gewicht in die Wagschale der Freigeister werfen. Ich werde Ihnen ein Exemplar von diesem Testamente des Antichrist senden, da Sie es ja widerlegen wollen. Es ist geschrieben mit einer plumpen Einfalt, die unglücklicherweise der Redlichkeit gleich sieht." Im Ernste schreibt er an denselben etliche Monate später, nachdem er von Rousseaus Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars gesprochen: „Es scheint, das Testament von Jean Meslier macht einen größeren Eindruck; alle, die es lesen, werden überzeugt; dieser Mann untersucht und beweist. Er spricht im Augenblick des Todes, einem Augenblick, wo selbst die Lügner Wahrheit sprechen; das ist der stärkste seiner Beweise. Jean Meslier muß die Welt bekehren. Warum ist sein Evangelium in so wenig Händen?" Es in mehrere zu bringen, dafür sorgte Voltaire, indem er noch in demselben Jahre eine zweite Auflage seines Auszuges in 5000 Exemplaren drucken ließ, die er wie Traktätchen zur unentgeltlichen Austeilung an empfängliche Leser in die Hände seiner Freunde legte. „Ich komme immer wieder auf Jean Meslier zurück", schreibt er im Oktober an Damilaville. „Seine Schrift ist zu lang, zu schwerfällig und selbst zu empörend; aber der Auszug ist kurz

und enthält alles, was in dem Originale lesenswert ist.“ Darunter verstand Voltaire einfach alles, was darin gegen das Christentum ging; unter dem Nichtlesenswerten das was auch gegen den Gottesglauben gerichtet war, und unter dem Empörenden vorzugsweise die Stellen, wo der auch über die politisch-sozialen Zustände seiner Zeit erbitterte Pfarrer sich bis zur Empfehlung des Königsmordes fortreißen ließ. Von dem ersteren gibt er einen bündigen Auszug; das übrige bedeckt er mit vorsichtigem Schweigen. Was Voltaire mitteilt, sind die Beweisführungen des Pfarrers, daß die christliche Religion weder göttlich noch wahr sei; daß überhaupt alle Religionen auf Lüge und Betrug beruhen; daß die biblischen Bücher weder von Gott eingegeben, noch als menschliche Bücher glaubwürdig oder bedeutend seien; daß die Lehre der christlichen Kirche ein Gewebe des krassesten Aberglaubens; daß Jesus selbst, weit entfernt von jedem Anspruch auf eine höhere Würde, ein äußerst unbedeutender und verächtlicher Mensch gewesen sei. Die Schrift des Pfarrers von Etrépigny, die uns erst seit wenigen Jahren vollständig gedruckt vorliegt, ist für Voltaires theologische Schriftstellerei von eingreifender Bedeutung. Wenn er auch nicht gerade viel Neues aus ihr lernen konnte, was er nicht schon aus dem Studium Bayles und der englischen Deisten wußte, so regte sie ihn doch zu weiterem Kampfe an; sein Verhältnis zu Meslier hat unverkennbare Ähnlichkeit mit dem unseres Lessing zu Reimarus.

Was nun das Nähere von Voltaires Ansichten über Bibel und Christentum betrifft, so wollen wir uns bei seinen Urteilen über das Alte Testament, dessen Geschichte und Lehre, Wunder und Weissagungen, Könige und Propheten nicht aufhalten, weil hier Voltaire, seinen Vorgängern und Lehrmeistern gegenüber, nur hie und da in der Form eigentümlich ist, die er seinen Bemerkungen und Ausstellungen zu geben weiß. In bezug auf das Neue Testament ist es zwar der Hauptsache nach der gleiche Fall; doch kommt uns hier mehr darauf an, genau die Linie zu erkennen, die Voltaire in seiner Auffassung der Person Jesu und des Ursprungs der christlichen Religion einhält. Freilich hält er keineswegs immer dieselbe Linie ein, sondern je nach der Stimmung des Augenblicks, der Veranlassung, Form und Bestimmung

einer Schrift wechselt er nicht bloß den Ton, sondern mitunter selbst den Standpunkt und die Betrachtungsweise. Während er in der „wichtigen Untersuchung des Lord Bolingbroke", die er diesem Engländer in die Schuhe schob, sich den Ausdruck erlaubt, alles, was uns die Evangelien von Jesus erzählen, sei des Alten Testaments (das er vorher als einen Inbegriff von Ungereimtheit dargestellt hatte) und Bedlams würdig; oder in dem „Sermon der Fünfzig", einem angeblich in einer Theistenversammlung gehaltenen Vortrag, über die dem Josephus eingeschobene Stelle von Jesus sagt, jener sei ein viel zu ernster Schriftsteller gewesen, um eines solchen Menschen Erwähnung zu tun: finden wir im philosophischen Wörterbuch unter dem Artikel: Religion, eine Vision im Geschmack der Voltaireschen Romane, worin uns Jesus in der ehrenwerten Gesellschaft von Numa, Pythagoras, Zoroaster, Zaleukus, Thales und Sokrates als ein Mann von ungefähr 35 Jahren mit sanften und einfältigen Zügen begegnet und über seine Absichten und Schicksale Auskunft gibt. Auch in dem Gespräch aus dem Jahre 1767, „das Mittagsmahl des Grafen von Boulainvilliers", einem höchst anmutig geschriebenen Inbegriff von Voltaires religiösen Meinungen, dessen Autorschaft er aber eben darum sehr eifrig abzulehnen suchte, wird, bei allem Spott über Juden- und Christentum, doch von der Person Jesu mit leidlichem Anstande gesprochen. Besonders eingehend und ordentlich findet sich der Gegenstand in der Abhandlung: „Gott und die Menschen, eine theologische, doch vernünftige Schrift von Dr. Obern" aus dem Jahre 1769, behandelt. Nur ein Schwärmer, schickt Voltaire hier voraus, oder ein Schelm könne behaupten, man dürfe die Geschichte Jesu nicht beim Lichte der Vernunft untersuchen. Womit soll man denn ein Buch, es sei welches es wolle, beurteilen? Doch nicht mit der Unvernunft? Sehen wir hienach zuerst auf die Quellen unserer Kunde von Jesus, so finden wir, daß kein griechischer oder römischer Schriftsteller der Zeit von ihm spricht, von den jüdischen aber weder Philo, sein Zeitgenosse, noch der nur um weniges jüngere Josephus, der Geschichtsschreiber seines Volkes, seiner Erwähnung tun; nur unsere Evangelien auf der einen und gewisse jüdische Schmähschriften auf der anderen Seite handeln von ihm, die einen ebenso parteiisch für, wie die

anderen gegen ihn, beide voll Fabeln, aber auch beide voll von Widersprüchen. Daraus folgt jedoch nicht, was gewisse Anhänger von Bolingbroke gefolgert haben, daß Jesus gar nicht existiert habe. Gelebt hat er gewiß, aber sehr im Verborgenen, sonst könnten jene Schriftsteller nicht von ihm geschwiegen haben.

Nun, und wer war denn der Mann? Daß seine Mutter das Weib eines Dorfzimmermanns gewesen, darin stimmen die jüdischen und die christlichen Zeugnisse überein. Aber nach den einen hatte sie diesen Sohn außerehelich von einem gewissen Panther, nach den anderen überehelich vom heiligen Geist empfangen. Die richtige Meinung, urteilt Voltaire, wäre wohl die mittlere, daß nämlich Joseph der eheliche Vater auch dieses wie der übrigen Kinder der Maria war; „aber der Parteigeist hat ja nie eine gemäßigte Meinung". Soviel erhellt jedenfalls, „daß Jesus ein Unbekannter aus der Hefe des Volkes war, und daß er sich für einen Propheten ausgab wie viele andere". Er hat nichts geschrieben, vielleicht weil er nicht schreiben konnte. Darum konnte er aber doch eine Gemeinde gründen, so gut als Fox, ein Dorfschuster in der Grafschaft Leicester, die Sekte der Quäker stiftete. Fox lief auf dem Lande herum in ein Fell gekleidet; er war ein Mann von starker Einbildungskraft, der mit Begeisterung zu schwachen Geistern sprach; er war unwissend, aber er hatte unterrichtete Nachfolger. In Sachen der Religion, hatte Voltaire schon bei anderer Gelegenheit gesagt, begründet allemal die Schwärmerei den Bau, aber die Klugheit vollendet ihn. Was Jesus betrifft, so muß, nach Voltaire, selbst sein Feind zugestehen, daß er die seltene Eigenschaft gehabt hat, Schüler an sich zu ziehen. Solche Herrschaft über die Geister — diese Bemerkung ist offenbar gegen den Pfarrer von Etrépigny gerichtet, der den persönlichen Eigenschaften Jesu zu nahe getreten war — erwirbt man nicht ohne Talente, ohne Sitten, die von schmählichen Lastern frei sind. Man muß sich bei denen in Respekt setzen, deren Führer man sein will; es ist unmöglich sich Glauben zu verschaffen, wenn man gering geschätzt wird. Jesus muß folglich ein Mann von Kraft und Tätigkeit gewesen sein, er muß die Gabe, zu gefallen, und vor allem vorwurfsfreie Sitten gehabt haben. Ich möchte wagen, sagt Voltaire, ihn einen ländlichen Sokrates zu nennen. Beide pre-

digten Moral, ohne bestimmten Beruf; beide hatten Schüler und hatten Feinde; beide führten harte Reden gegen die Priester ihres Volkes, und beide wurden hingerichtet.

Die Moral, die Jesus in den Dörfern seines Landes herum predigte, muß wohl eine gute gewesen sein; auch hierfür liegt der Beweis darin, daß er Schüler hatte. Ein Mensch, der den Propheten macht, kann Tollheiten reden oder tun, daß man ihn anbinden sollte; das schadet ihm nichts, wie man an Methodisten und Quäkern zur Genüge gesehen hat: aber Laster und Verbrechen darf er nicht predigen. Um Eindruck zu machen, muß er notwendig zur Tugend ermahnen: so konnte auch Jesus wie Sokrates nur eine gute Moral predigen, und die gute Moral ist immer und überall dieselbe. Man wendet ein, Jesus habe dieser allgemeinen Moral großen Eintrag getan durch Aussprüche wie die: man müsse Vater und Mutter hassen um seinetwillen, er sei nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert u. dgl., durch die Plattheit und Niedrigkeit mancher seiner Gleichnisreden, die schon Meslier tief unter die äsopischen Fabeln gestellt hatte. Allein, fragt Voltaire, sind wir auch sicher, daß Jesus alles das gesprochen hat, was die Evangelien ihn sprechen lassen? und wissen wir ferner, welchen Sinn er den Worten beilegte, die wir ja nicht mehr in seiner eigenen Sprache haben, und die, soweit sie bildlich waren, sehr verschiedener Auslegung fähig sind? Den ihm ganz besonders anstößigen Spruch von dem Schwerte statt des Friedens erklärt Voltaire an mehreren Stellen geradezu für gefälscht. Wenn wir diejenigen der angeblichen Aussprüche Jesu nehmen, über deren Sinn sich am wenigsten streiten läßt, meint er, so werden wir darin nur Gottes- und Nächstenliebe, die allgemeingültige Moral finden.

Unter den Handlungen Jesu sind einige, die in verschiedenem Sinne Anstoß geben können. Fürs erste die vielen Wunder, die den christlichen Evangelien und den jüdischen Schmähschriften gemein sind, nur daß die einen sie als Zauberstücke, die anderen als göttliche Taten vorstellen. Aber ebenso stimmen andererseits alle griechischen und römischen Geschichtsschreiber der Zeit, samt Josephus und Philo, in ihrem Stillschweigen von denselben überein. Und doch müßte von solchen Wundern, wie z. B. die Erweckung des Lazarus eines war, die Kunde in aller Welt er-

schollen sein, sie müßten die Aufmerksamkeit des römischen Statthalters, ja des Kaisers selbst auf sich gezogen haben. Der Glaube an Wunder freilich war damals unter Juden und Heiden ebenso allgemein verbreitet, als wir jetzt dem Wunder jede Stelle in der Natur und Geschichte versagen. So mag denn ein Teil der Wunder, welche die Evangelien von Jesu erzählen, spätere Erfindung sein: ein Teil mag auf Täuschungen hinauslaufen, die er sich erlaubte, um das abergläubische Volk für seine heilsame Lehre zu gewinnen. Darauf bezieht es sich, wenn in der Epistel an Uranie gesagt wird:

Und wenn auch auf Betrug er seine Lehre gründet,
So ist es noch ein Glück, von ihm getäuscht zu sein.

In diesem Stücke indes stand nach Voltaire Confucius entschieden höher als Jesus. Er gab sich nicht für inspiriert, nicht für einen Propheten aus, sondern sprach nur als weiser Mensch, als Sittenlehrer. Was die menschliche Handlungsweise Jesu betrifft, so hat man darin Spuren finden wollen, daß er ein Aufrührer und die schließlich über ihn verhängte Strafe keine ungerechte gewesen sei. Doch die Handlung, die in der Tat einen solchen Schein hat, die Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, steht allein; sein Leben im übrigen ist durchaus friedlich, und wie die jüdische Obrigkeit sich seiner Person bemächtigen will, macht er keinen Versuch zur Gegenwehr. Die Geschichte, wie Petrus dem Knechte des Hohenpriesters ein Ohr abhaut, Jesus es ihm verweist und das Ohr wieder anheilt, mag übrigens so ungereimt sein als sie will, sie beweist wenigstens, daß der Erzähler in Jesus einen friedliebenden Menschen sah. Wir können freilich, wie Voltaire wiederholt bemerkt, über Jesus nur nach demjenigen urteilen, was uns von ihm erzählt wird; möglicherweise könnte es sich auch noch ganz anders verhalten haben, aber darüber können wir nichts sagen, weil wir nichts darüber wissen. Man sieht: gegen die historische Treue der evangelischen Berichte hat Voltaire ein tiefes Mißtrauen, das ihn hindert, in dieser Region den Fuß fest aufzusetzen.

Was übrigens den traurigen Ausgang betrifft, den es mit Jesu nahm, so braucht es nach Voltaire zur Erklärung desselben keiner aufrührischen Handlungen, da schon seine Reden hin-

reichten, denselben herbeizuführen. Wenn es wahr ist, was uns berichtet wird, daß er die Pharisäer und Schriftgelehrten Otterngezücht, übertünchte Gräber, Heuchler und Habsüchtige nannte, Namen, welche die Priester aller Zeiten oft genug verdient haben, so war dies eine sehr gefährliche Dreistigkeit, die mehr als einmal unvorsichtigen Wahrheitssagern das Leben gekostet hat. Aber man kann ein sehr rechtschaffener Mann sein, und doch sagen, daß es Schelme von Priestern gibt. Alles wohl erwogen also liegt kein hinreichendes Zeugnis dafür vor, daß Jesus die Todesstrafe verdient habe; im Gegenteil, je genauer wir sein Benehmen betrachten, desto mehr überzeugen wir uns, daß er ein ehrlicher Schwärmer (enthousiaste de bonne foi) und ein guter Mensch war, der nur die Schwachheit hatte, von sich reden machen zu wollen, und die Priester seiner Zeit nicht liebte. Offenbar kommt dieser letztere Punkt dem galiläischen Propheten in Voltaires Urteile sehr zustatten, der insofern einen Vorgänger und Mitstreiter in ihm sah und sein tragisches Ende, wie das aller Opfer der Hierarchie, teilnehmend beklagte. Doch war es auch nur diese Seite an dem Tun und Wesen Jesu, wovon Voltaire sich angesprochen fand; im übrigen war ihm zu viel Schwärmerisches darin und die ganze Erscheinung gehörte einem zu niedrigen Bildungskreise an, als daß sie ihm hätte sympathisch sein können.

Doch warum den Mann bemitleiden, läßt Voltaire sich hier einwerfen; hat er nicht eine Religion gestiftet, die während der Jahrhunderte ihres Bestehens mehr Blut fließen gemacht hat, als in den grausamsten Kriegen geflossen ist? Nein, erwidert Voltaire, ich wage zu behaupten und glaube die gelehrtesten und einsichtsvollsten Männer für mich zu haben, daß Jesus niemals daran gedacht hat, eine neue Religion zu stiften. Das Christentum, wie es seit Konstantins Zeiten geworden ist, steht Jesu so fern wie dem Zoroaster oder Brama. Jesus ist der Vorwand unserer phantastischen Lehren, unserer Religionsverfolgungen geworden, aber er ist nicht ihr Urheber. Ich schmeichle mir, beweisen zu können, daß Jesus kein Christ war, daß er im Gegenteil unser Christentum, so wie Rom es zugerichtet hat, mit Abscheu verworfen haben würde. Nicht eine Stelle findet sich in den Evangelien oder der Apostelgeschichte, woraus sich ergäbe,

daß er oder seine Schüler ihrer väterlichen Religion entsagt hätten; nicht eine, woraus sich schließen ließe, daß er die Absicht gehabt habe, auf den Trümmern der jüdischen Religion eine neue zu gründen. Es steht fest, daß die ersten Anhänger Jesu nichts anderes waren, als eine besondere Sekte unter den Juden, wie die Wiklefiten, die Mennoniten unter den Christen. Auch wird Jesus von Anfang immer nur als ein frommer Jude, als ein Prophet betrachtet, der in besonderer Gemeinschaft mit Gott gestanden, aber immer doch Mensch gewesen sei. Damit war freilich nicht weit zu kommen. Hätten die Christen von ihrem Jesus nur das gelehrt, was die ersten Evangelien von ihm sagen, so hätten sie, meint Voltaire, nicht viele Proselyten gemacht; aber sie hüllten sich in die Lehren Platos, und so hielten einige Halbdenker sie für Philosophen. Von dem Einfluß der alexandrinischen Philosophie auf das Christentum, von dem späten exotischen Ursprung des vierten Evangeliums, das er nur überflüssigerweise auch noch für gefälscht ansieht, hat Voltaire eine sehr helle Erkenntnis. Er sagt einmal geradezu: „Der Platonismus ist der Vater des Christentums, die jüdische Religion seine Mutter."

Bis man jedoch auf diese Höhe kam, war eine ganze Leiter von Täuschungen und Erdichtungen zu durchlaufen. Erst machten die Schüler Jesu ihrem Groll über die Hinrichtung ihres Meisters, da sie zu schwach waren, sich zu rächen, durch die Anklage Luft, er sei mit Unrecht gekreuzigt worden. Dann wurde man kühner und behauptete, Gott habe ihn auferweckt. Das war freilich eine sehr plumpe Gaukelei; aber die Menschen, mit denen man es zunächst zu tun hatte, waren ja gleichfalls plump und als Juden gewöhnt, das Absurdeste zu glauben. Von hier aus entwarf man dann seine Legende mit allen ihren Wundern, in mehr als fünfzig Evangelien, deren keins mit dem andern stimmte, und von denen man zuletzt die vier abenteuerlichsten auswählt und behält. Man schmiedet falsche Akten des Pilatus, falsche Reisen des Petrus, erdichtet Briefwechsel zwischen Jesus und Abgarus, Seneca und Paulus, läßt die Sibyllen in Akrostichen den Judenheiland vorhersagen; kurz, die vier ersten Jahrhunderte des Christentums bilden eine ununterbrochene Reihe von Fälschung und frommem Betrug. Eine Hauptperson

in diesem Gebiete ist gleich von Anfang der Apostel Paulus, den auch Voltaire, wie seine Vorgänger und Nachfolger in gleicher Richtung, ganz besonders aufs Korn genommen hat. Seine Herrschsucht und Unverträglichkeit, die Dunkelheit und Verworrenheit seiner Briefe wird bald gerügt, bald verspottet, und auch hier hat er die Inkonsequenzen zu entgelten, die ihm die Apostelgeschichte aufbürdet, an deren historischem Charakter in diesem Stücke Voltaire so wenig als Reimarus einen Zweifel hegt. Bezeichnend für Voltaires Geschichtsansicht ist es, daß er die Erzählung von der Bekehrung des Paulus in der Apostelgeschichte für eine närrische Legende erklärt, dagegen die jüdische Sage, ein Korb von Gamaliels Tochter sei es gewesen, der ihn auf die Seite des Christentums getrieben, durchaus wahrscheinlich findet.

Im Verlaufe der christlichen Kirchengeschichte sieht Voltaire eine Reihe von Verirrungen des menschlichen Geistes. Sind ihm die Synoden mit ihren spitzfindigen Lehrbestimmungen lächerlich, so sind ihm die Bischöfe und Päpste mit ihrem Betrug und ihren Anmaßungen verhaßt, das Mönchswesen zuwider, die Religionsverfolgungen jeder Art, die das Christentum mit sich führte, ein Abscheu. Keine Religion von allen habe es in diesem Stücke der christlichen auch nur von ferne gleichgetan: die alten seien ohnehin tolerant gewesen, selbst der Islam habe sich immer duldsamer erwiesen als das Christentum. Voltaire legt eine ordentliche Rechnung an über die Schlächtereien, die während der 15 Jahrhunderte der Herrschaft des Christentums in seinem Namen verübt worden; er wirft für die alten Streitigkeiten mit den Arianern und Donatisten, für die Kreuzzüge und die Albigenserkriege, die Hussiten- und Protestantenkämpfe, die Würgereien der Spanier in Amerika, der Katholiken in Irland u. s. f. für jedes eine ungefähre Ziffer aus, und kommt so auf die Summe von 9 468 800 Menschen, die um des Christentums willen von Christen umgebracht worden seien. Diesen Greueln hat auch die Reformation kein Ende gemacht, im Gegenteil die Flamme der Religionsverfolgungen und Religionskriege in Europa von neuem angeblasen.

Wenn wir von unserem Standpunkte aus vermuten möchten Voltaire werde in seinem Kampfe gegen die katholische Hierachie

sich dem Protestantismus, seines freieren Prinzips wegen, näher gefühlt haben, so finden wir uns bei genauerem Einblick in seine Schriften getäuscht. Er sagt wohl einmal, bei gleichem Irrtum im Prinzip habe der Protestantismus doch weniger Irrtümer in den Konsequenzen, d. h. er habe manche Mißbräuche und allzukrasse Meinungen abgestellt. Aber schon in dem Versuch über die Sitten u. s. f., wo geschichtlich von der Reformation gehandelt wird, vermissen wir das tiefere Verständnis ihrer Notwendigkeit. Voltaire kommt aus seiner Manier der kleinen Ursachen für große Wirkungen, und dann aus seiner Friedensliebe um jeden Preis nicht heraus. Aus dem Mönchsgezänke zwischen Augustinern und Dominikanern über den Ablaß in einem Winkel von Sachsen ist nach ihm hundertjährige Zwietracht, Kriegswut und Not bei dreißig Nationen entstanden. In dem großen Gegensatze jener Zeit ist nicht Luther oder Zwingli, sondern Leo X. Voltaires Mann. Er war freilich Papst, aber er war auch der feingebildete, Literatur und Kunst liebende Mediceer. Der Luxus seines üppigen Hofes mochte Anstoß erregen; allein man muß auch erwägen, daß dieser Hof Europas Sitten verfeinerte und die Menschen umgänglicher machte. Der Wandel der Geistlichkeit gab freilich zu vielfachen Beschwerden Anlaß; aber das war doch kein Grund, darum so viele blutige Kriege anzufangen. Wirklich verwerflich findet Voltaire das Ablaßwesen; aber bei alledem gibt er denen Recht, welche sagten, man solle das Gebäude ausbessern, nicht niederreißen. Voltaire hat auch sonst viel Ähnliches mit Erasmus: in ihren Urteilen über die Reformation treffen sie bisweilen wörtlich zusammen. Bei Luther stößt sich Voltaire auch an seiner bäurischen Sprache, an der Grobheit, womit er seine Gegner, darunter sogar gekrönte Häupter, behandelte; man wird oft an seine Ausstellungen gegen Shakespeare erinnert: bei einem wie bei dem anderen ging das Urgermanische dem Franzosen wider den Mann. Calvin hat es der Verbrennung Servets zu danken, daß er schon zum voraus bei Voltaire ausgetan ist. Dann aber gilt ihm zwar nicht allein, doch in erster Linie das Folgende. Man glaube doch ja nicht, sagt Voltaire, diese Männer haben sich bei den Menschen dadurch beliebt gemacht, daß sie diesen das Joch erleichterten, das auf ihnen lag; im Gegenteil, sie hatten finstere

Sitten und ihre Reden waren voll Galle. Wenn sie den Zölibat der Priester verwarfen, wenn sie die Klosterpforten öffneten, so geschah das nur, um die ganze menschliche Gesellschaft in ein Kloster zu verwandeln. Das Spiel, das Theater wurden verboten, ein düsterer freudloser Ernst lagerte sich auf das Leben der Reformierten.

Und hier liegt nun eigentlich der innerste Grund von Voltaires Widerwillen gegen den Protestantismus. Aus demselben Grunde war er schon innerhalb der katholischen Kirche seines Heimatlandes derjenigen Richtung, die als Annäherung an den Protestantismus gelten mochte, dem Jansenismus, abgeneigt, und in dem Streite der Jansenisten mit den Jesuiten stellte er sich durchaus nicht auf die Seite der ersteren. Das Gefährliche der letzteren verkannte er nicht, aber sie hatten doch keine Konvulsionäre wie ihre Gegner, es galt doch bei ihnen eher leben und leben lassen. Als die Jesuiten aus Frankreich vertrieben wurden, war der oft wiederholte Spruch Voltaires: die Füchse hat man verjagt, aber nur um uns ganz den Wölfen preiszugeben. Das alles ist begreiflich an ihm, wie ohnehin auch das, daß er das protestantische Dogma um kein Haar weniger ungereimt und lächerlich fand als das katholische. Die dreierlei Abendmahlslehren unterscheidet er so: die Katholiken essen Gott ohne Brot; die Calvinisten Brot ohne Gott; am besten sind die Lutherischen daran, die beides, Gott und Brot, zu essen bekommen. In seinen Augen hatten die Reformatoren ihren Beruf verfehlt. Sie hätten alles Dogmatische beiseite werfen und das Praktische, die Moral, als die Hauptsache in der Religion voranstellen sollen. Sie hätten sich auf die Lehre von einem gerechten Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, beschränken sollen. Damit würden sie allen Streitigkeiten, Verfolgungen und Kriegen um der Religion willen ein Ende gemacht haben. Statt dessen behielten sie die alten Dogmen bei und fügten neue dazu; wodurch sie natürlich allen jenen Greueln und Plagen von neuem Tür und Tor öffneten. Auffallend ist hierbei nur das, daß Voltaire den Vorsprung nicht besser würdigte, den der Protestantismus doch immerhin vor dem Katholizismus dadurch gewonnen hat, daß er die Schlange der Hierarchie zerschnitt, die bis dahin, den Kopf in Rom, mit ihren gewaltigen Ringen die ganze christliche

Welt umschnürt gehalten hatte. Zwar sind auch ihre einzelnen Stücke, wie sie in den protestantischen Ländern übrig geblieben, noch immer ein böses Gewürm und können mancherlei Schaden tun; doch kann man sich ihrer leichter erwehren als des großen unzerschnittenen Leviathan.

Ich darf diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne einer Formel zu gedenken, die man Voltaire ganz besonders zum Vorwurfe gemacht hat: es ist das berüchtigte écrasez l'infâme, das er, als sein ceterum censeo, und meistens wie eine Geheimformel in abgekürzter Schreibart: écr. l'inf. . ., an den Schluß einer großen Anzahl seiner Briefe an die vertrautesten Gesinnungsgenossen, wie d'Alembert, Damilaville u. a. gesetzt hat. Man hat in dem infâme oft niemand Geringeres gesehen als Christus, und daher eine Blasphemie darin gefunden. Allein Christus kann schon deswegen nicht damit gemeint sein, weil l'infâme in diesem Voltaireschen Refrain kein Er, sondern eine Sie ist. Dies erhellt aus allen den Fällen, wo der Satz noch weiter fortgeführt und auf das Wort infâme allemal mit einem weiblichen Pronomen zurückgedeutet ist. Z. B. an d'Alembert: Adieu, mon cher philosophe, si vous pouvez écraser l'inf., écrasez-la et aimez-moi. Friedrich, der gleichfalls unter den Eingeweihten war, an Voltaire: J'approuve fort la méthode, de donner des nasardes à l'inf. en la comblant de politesses. Wohl; aber wer ist denn nun dieses infame Femininum, dem Voltaire und seine Freunde den Untergang geschworen haben? Auch darüber lassen uns ihre Briefe nicht im Zweifel. „Ich wünschte," schreibt Voltaire an d'Alembert, „daß Sie die Infame zermalmten, das ist der Hauptpunkt. Vous pensez bien, que je ne parle que de la superstition; car pour la religion, je l'aime et la respecte comme vous." Und wieder d'Alembert an Voltaire: . . . cet infâme fanatisme, que vous voudriez voir écrasé et qui fait le refrain de toutes vos lettres u. s. f. Also der Aberglaube, der Fanatismus; doch das sind noch allzu abstrakte Begriffe; wo haben sie in der Wirklichkeit ihren Sitz? Wenn Voltaire an d'Alembert schreibt, er wünschte die Infame in Frankreich auf den Zustand reduziert, worin sie in England sich befinde, und wenn Friedrich gegen Voltaire äußert, bei den Griechen

und Römern haben die Philosophen gedeihen können, weil ihre Religion keine Dogmen gehabt habe; mais les dogmes de notre infâme gâtent tout — so ist klar, daß unter der Infamen, deren Vernichtung das Losungswort des Voltaireschen Kreises war, die christliche Kirche, ohne Unterschied der Konfessionen, als die Trägerin des Aberglaubens und Fanatismus zu verstehen ist.

„Ich habe es satt," soll Voltaire einmal gesagt haben, „immer wieder zu hören, daß zwölf Männer hingereicht haben, das Christentum zu begründen; ich habe Lust zu beweisen, daß einer genug ist, es zu zerstören." Das ist ein keckes Wort, wie man es so hinwirft, ohne dabei festgehalten werden zu wollen; in der Tat wußte Voltaire sehr gut, daß es so schnell nicht gehe. „Swift", sagt er am Schlusse seiner Abhandlung: Gott und die Menschen, „hat eine schöne Schrift geschrieben, worin er bewiesen zu haben glaubt, es sei noch nicht Zeit, die christliche Religion abzuschaffen. Wir sind seiner Meinung. Zwar ist sie ein Baum, der bis jetzt nur tödliche Früchte getragen hat; doch wollen wir nicht, daß man ihn umhaue, sondern nur, daß man ihn pfropfe. Wir schlagen vor, in der Moral Jesu alles dasjenige zu erhalten, was der allgemeinen Vernunft angemessen ist, der aller großen Philosophen des Altertums, aller Zeiten und aller Orte, der Vernunft, die das ewige Band aller Gesellschaften sein muß. Beten wir das höchste Wesen durch Jesus an, da die Sache einmal bei uns eingeführt ist. Die fünf Buchstaben, die seinen Namen ausmachen, sind ja wohl kein Verbrechen. Was liegt darin, ob wir dem höchsten Wesen unsere Huldigungen durch Confucius, durch Marc Aurel, durch Jesus oder einen anderen darbringen, wenn wir nur rechtschaffen sind. Die Religion besteht doch sicherlich in der Tugend, und nicht in dem ungereimten Plunder der Theologie. Die Moral kommt von Gott und ist überall dieselbe; die Theologie kommt von den Menschen und ist überall anders und überall lächerlich. Die Anbetung eines Gottes, der bestraft und belohnt, vereinigt alle Menschen; die verruchte und verächtliche Theologie entzweit sie. Jaget die Theologen fort und die Welt ist ruhig (wenigstens im Punkte der Religion); lasset sie zu, gebt ihnen Ansehen, und die Erde ist überschwemmt mit Blut. Christliche Religion, da sieh

deine Wirkungen. Du bist geboren in einem Winkel von Syrien, woraus du vertrieben bist; du hast über Meere gesetzt, um deine Verfolgungswut bis zu den äußersten Grenzen des Festlandes zu tragen: und dennoch schlage ich vor, dich zu erhalten, vorausgesetzt, daß man dir die Klauen stutze, womit du mein Vaterland" (er läßt einen Engländer sprechen) „zerfleischt, die Zähne, womit du unsere Väter zerrissen hast. Noch einmal: beten wir Gott durch Jesus an, wenn es sein muß, wenn die Unwissenheit so groß ist, daß dieses jüdische Wort noch ausgesprochen werden soll; aber es sei nicht mehr das Losungswort zu Raub und Mord."

Wir dürfen nie vergessen, daß es die Erinnyen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und der Albigenserkriege waren, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das Christentum kehrten; und wenn er in einer seiner angeblichen Londoner Homilien den Satz aufstellt: „Wer mir sagt: denke wie ich, oder Gott wird dich strafen, der wird mir bald sagen: denke wie ich, oder ich bringe dich um" — hat dieser Satz vielleicht an seiner furchtbaren Wahrheit etwas verloren, weil es hundert Jahre her ist, daß Voltaire ihn niederschrieb?

VI.

Wenn ein rüstiger Fußwanderer in nord-nordwestlicher Richtung von Genf ausgeht, so erreicht er in etwas mehr als einer Stunde den Flecken Ferney. Die Straße steigt allmählich an, und schon aus der Entfernung erblickt man die weißen Mauern des Schlosses, in welchem Voltaire, mit wenigen Unterbrechungen, die letzten achtzehn Jahre seines Lebens zugebracht hat. Der Flecken kann in der Hauptsache als seine Schöpfung betrachtet werden. Denn im Jahre 1758, als Voltaire die Herrschaft kaufte, war es ein elender Weiler mit einem halben Hundert verkommener Bauern; und als er zwanzig Jahre darauf starb, war es ein hübscher Ort von 1200 Einwohnern, größtenteils Uhrmachern und anderen Industriellen, die er dahin gezogen, denen er Häuser gebaut und gegen eine Rente, die bei seinem Ableben auf die Hälfte sich ermäßigen, mit dem Tode seiner Nichte aber ganz erlöschen sollte, eingeräumt hatte. Auch durch Vorstreckung von Betriebskapital griff er den Leuten unter die Arme, und seine Bekanntschaft mit Staatsmännern und Potentaten beutete er in vollem Umfang aus, um seine Schöpfung zu heben. Die Kaiserin von Rußland bezog Uhren aus Ferney, und der französische Minister Choiseul wandte dem aufblühenden Fabrikort allerlei Begünstigungen zu. Für Voltaire war die Kolonie in Ferney das Lieblingskind seiner alten Tage, das ihm zwar Sorge und Mühe genug verursachte, diese aber nicht bloß durch die Freude vergalt, die es ihm machte, sondern auch durch die sittliche Hebung, die er aus seinem Verhältnis als Pflegevater einer aufblühenden Menschengesellschaft zog. Von der Terrasse des Schlosses aus genießt man einer weiten Aussicht auf Felder und Wiesen, die von einigen Vorbergen der Alpen und im letzten Hintergrunde von diesen selbst abgeschlossen wird. Näher liegt auf der andern Seite des Schlosses der Jura, dessen

Schnee im Winter dem alten Herrn so manche Klagen entlockte. Hinter dem Schlosse dehnen sich Gärten, deren Anlage und Pflege für Voltaire eine so werte Unterhaltung war, und umher lag ein bedeutender Güterkomplex, dessen Anbau an die 50 Menschen im Dienste des Gutsherrn beschäftigte.

Geht man die Hauptstraße des Ortes hinauf, so sieht man am Ende der Allee, die zum Schlosse führt, linker Hand die Kirche mit ihrer weltberühmten Inschrift: Deo erexit Voltaire, und der Jahreszahl 1761. Gleich nach dem Ankaufe der Herrschaft also hatte sich Voltaire an den Kirchenbau gemacht. Reiner Religionseifer war es zwar nicht, der ihn zu solcher Eile trieb; sondern die alte Kirche stand so, daß sie seinem Schlosse die Aussicht nahm. Also wurde sie abgerissen und zur Seite eine neue aufgebaut. Dabei ging der Bauherr, im Hochgefühle seines frommen Werkes vermutlich, mit wenig Rücksicht zu Werke. Ein paar Grabmäler, ein altes Kruzifix wurden ohne viel Umstände beseitigt. „Schafft mir den Galgen aus dem Gesicht!" sollte Voltaire in bezug auf das letztere gesagt haben. Es gab Klagen und Rechtfertigungen. Am Ende war doch alles wohlgetan, und der Papst schickte Reliquien für das neue Heiligtum. Und wenn Fremde zu Voltaire kamen, die er herumführte, wies er mit Selbstgefühl nicht bloß auf die Kirche, sondern auch auf die Inschrift, und sagte wohl: Da seht ihr einmal eine Kirche, die demjenigen gewidmet ist, dem man allein Kirchen bauen sollte, Gott, dem gemeinschaftlichen Vater aller Menschen; sonst sind sie ja immer Menschen, einem Peter oder Paul, einer Genovefa oder Ursula, geweiht.

Noch vor der Kirche allerdings hatte Voltaire für eine andere Anstalt gesorgt, die ihm ebenso nützlich dünkte, zugleich aber mehr persönliches Bedürfnis war. „In der festen Überzeugung," berichtet er in dem „historischen Kommentar über die Werke des Verfassers der Henriade", wo er von sich in der dritten Person spricht, „daß das Schauspiel zur Milderung der Sitten beitrage, baute er in Ferney ein hübsches Theater. Hier trat er bisweilen selbst auf, ungeachtet seiner schwachen Gesundheit, und seine Nichte, Mad. Denis, die in hohem Grade das Talent der Deklamation besaß, spielte auf demselben verschiedene Rollen. Mlle. Clairon und der berühmte le Kain kamen von Paris,

einige Stücke darzustellen; man kam von zwanzig Stunden weit in der Runde herbei, um sie zu hören.“ Übrigens hatte Voltaire mit dem Theater keineswegs bis zum Ankaufe von Ferney gewartet, sondern schon in Délices, bei Genf und in Lausanne, später auch im Schloß Tourney, hatte er sich und andern dieses ihm unentbehrliche Vergnügen zu bereiten gewußt. Für die Bewohner von Genf, wo seit den Tagen Calvins das Schauspiel als Teufelswerk verpönt war, bildete dieses Liebhabertheater vor den Toren der Stadt eine Lockspeise, die Jung und Alt unwiderstehlich anzog. Nicht bloß als Zuschauer, sondern auch als Mitspieler beteiligten sich bei den Aufführungen in Délices sowohl Damen als Herren von Genf. Aber die Gegenwirkung von seiten der Vertreter der alten Sitte, der Geistlichkeit insbesondere, blieb nicht aus. Der Pöbel wurde gegen den Abgott vor den Toren gehetzt, man wollte das Haus anstecken und den Besitzer aus dem Lande jagen. Der Artikel über Genf im 7. Bande der Enzyklopädie, der im Jahre 1757 erschien, worin dessen Verfasser d'Alembert, die Genfer aufforderte, in ihrer Stadt ein Theater zu bauen, goß nur Öl ins Feuer; besonders da Jean Jacques Rousseau davon Veranlassung nahm, in einem Sendschreiben an d'Alembert gegen das Schauspiel als eine sittenverderbliche, mit dem Wesen einer kleinen Republik unverträgliche Anstalt zu eifern.

Daß Rousseau ihn so in seiner liebsten Liebhaberei störte, er, der selbst verschiedene — nach Voltaires Meinung schlechte — Stücke geschrieben und dafür noch immer sein Spielhonorar in Anspruch nahm, das hat Voltaire dem Manne nie verziehen, mit dem er freilich auch ohne das schwerlich in Frieden ausgekommen wäre. Des einen hypochondrisch-menschenscheues Wesen, sein finsteres, neidisches Selbstgefühl, sein zuletzt wahnwitziger Argwohn bildeten zu des andern spöttischem Humor, seinem kecken Aussichherausgehen und rücksichtslosen Umsichgreifen einen so grellen Gegensatz, daß der eine dem andern nur lächerlich und widerwärtig, dieser jenem nur verhaßt und abscheulich sein konnte. So widerstrebende Naturen sehen und greifen nicht nur alle Dinge auf entgegengesetzte Weise an, sondern selbst wenn sie über manche Punkte der gleichen Ansicht sind, ist es ihr Schicksal, diese Zusammenstimmung zu verkennen, oder ihr Wille, sie nicht

gelten zu lassen. Wenn dann zwei solche Naturen auf demselben Gebiete, wie hier dem der populären Literatur, sich begegnen, so kann ein feindlicher Zusammenstoß nicht wohl ausbleiben. Schon die erste Berührung beider Männer war gefährlich gewesen. Der um 18 Jahre jüngere Rousseau war bestellt worden, das von Voltaire zur Hochzeit des Dauphin im Februar 1745 gedichtete Festspiel statt des bereits mit einem zweiten Festspiele beschäftigten Dichters zum Zweck einer neuen Aufführung umzuarbeiten: doch auf Rousseaus Anfrage erteilte Voltaire für diesmal in einem artigen Briefe seine Zustimmung. Einige Jahre später schrieb Rousseau die berühmte Preisabhandlung über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten, worin er das Paradoxon durchführte, daß dieser Einfluß ein verderblicher gewesen sei. Diese Ansicht lief der Überzeugung Voltaires, wie er sie z. B. in dem Gedichte: „Der Weltmensch", ausgesprochen hatte, schnurstracks entgegen; das wußte Rousseau, so wie Voltaire von jetzt an wußte, daß er in ihm einen Gegenfüßler hatte. Doch sandte Rousseau dem älteren Meister als Zeichen der Hochachtung seine neuen Schriften zu. Die Abhandlung „über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" nannte Voltaire in seinem Erwiderungsschreiben vom Sommer 1755 scherzend Rousseaus „neues Buch gegen das menschliche Geschlecht", lud ihn übrigens ein, seine schwankende Gesundheit in der heimischen Luft zu stärken, mit ihm die Milch seiner Kühe zu trinken und das Grün seiner Wiesen abzuweiden. Auch im folgenden Jahre schrieb er ihm noch, sein Landhaus würde den Namen Délices erst dann mit vollem Rechte führen, wenn es Rousseau bisweilen in sich schließen dürfte. Eine noch bestimmtere Einladung will Voltaire im Jahre 1759 an Rousseau erlassen und ihm ein Landhaus, l'hermitage genannt, zum Aufenthalt angeboten haben; doch wird diese Einladung von Rousseau in Abrede gezogen.

Damals hatte sich auch bereits, außer der Theaterangelegenheit, noch ein weiterer Streitpunkt zwischen beiden Männern herausgestellt. Hatte Voltaire in Rousseaus Schrift über die Ungleichheit der Menschen ein Buch gegen die Menschheit gefunden, so fand jetzt Rousseau in Voltaires Gedicht über das Erdbeben von Lissabon einen Ausfall gegen die Gottheit. In

betreff der Frage wegen des Übels in der Welt waren beide im Grunde einverstanden, Voltaire insbesondere, wie wir wissen, darum noch nicht in dogmatischem Ernste ein Pessimist, wenn er auch unter dem frischen Eindruck jener Schrecknisse meinte, die Optimisten machen sich ihre Theodicee gar zu leicht. Und wenn Rousseau in den Confessions von Voltaire sagt, er habe, unter dem Schein, an einen Gott zu glauben, im Grunde doch nur an einen Teufel geglaubt, da sein Gott ein bösartiges, schadenfrohes Wesen sei, so war das eine arge Übertreibung. Das Sendschreiben, das Rousseau im Jahre 1758, nachdem er das Gedicht gelesen, darüber an Voltaire richtete, war ohne sein Wissen gedruckt worden, und in dem Rechtfertigungsbriefe, den er deshalb im Jahre 1760 an jenen schrieb, ließ er sich zu der Erklärung hinreißen: „Ich liebe Sie nicht, mein Herr; Sie haben mir empfindliche Übel zugefügt, mir, Ihrem ehemaligen Schüler und Verehrer. Sie haben Genf zugrunde gerichtet, zum Danke für die Freistatt, die es Ihnen bot; Sie haben meine Mitbürger von mir abwendig gemacht; Sie werden bewirken, daß ich aller Tröstungen beraubt auf fremdem Boden sterbe und statt aller Ehren auf den Schindanger geworfen werde. Ja, ich hasse Sie, aber als ein Mann, der noch würdiger war, Sie zu lieben, wenn Sie es gewollt hätten." Was diese überspannte Deklamation auf Voltaire für einen Eindruck machte, kann man sich denken. Da Rousseau durch das Sendschreiben an d'Alembert sich zugleich von der Enzyklopädie, mithin von der Philosophenpartei, losgesagt hatte, so verdachte ihm Voltaire auch diese Abtrünnigkeit. „Über Ihren Jean Jacques", schrieb er im Jahre 1761 an d'Alembert, der sich Rousseaus um der Dienste willen, die er in seiner Art doch auch der guten Sache geleistet, gegen ihn annahm, „bin ich am meisten aufgebracht. Dieser Erznarr, der etwas hätte sein können, wenn er sich von Ihnen hätte leiten lassen, läßt sich einfallen, eine Partei für sich zu machen; er eifert gegen das Schauspiel, er läßt seine Freunde im Stiche, er schreibt mir den impertinentesten Brief, den jemals ein Fanatiker gekritzelt hat." Als im folgenden Jahre Rousseaus Emile in Genf verbrannt und gegen den abwesenden Verfasser ein Verhaftsbefehl erlassen wurde, empfand Voltaire einige Schadenfreude, daß die dortige Geistlichkeit ihm seinen Eifer gegen das

Theater so übel dankte. Gegen diese Verurteilung schrieb Rousseau bekanntlich seine „Briefe vom Berge“, worin er es der Genfer Regierung zum Vorwurfe machte, daß sie seine Schriften verfolge und die so viel gefährlicheren Voltaires dulde. Durch eine solche Denunziation glaubte sich nun dieser von jeder Rücksicht entbunden und griff von da an Rousseau als Menschen wie als Schriftsteller von allen Seiten und in allen Formen an. Da er für das, worin dessen Stärke als Schriftsteller lag, das überschwengliche Gefühl und den tiefen Natursinn, durch den er Epoche macht, kein Organ, einen desto schärferen Blick aber für seine zahlreichen Schwächen, bis zu den sprachlichen, hatte, so riß er nacheinander seine neue Heloise herunter und machte sich über die Absonderlichkeiten seines Emile lustig, dessen Episode vom savoyischen Vikar er als das einzige Gute, das der Verfasser gemacht habe, gelten ließ. Der Mensch Rousseau aber hieß ihm von jetzt an nicht bloß ein Narr, sondern, während Narren sonst gutmütig zu sein pflegten, ein bösartiger Narr; ein kleines Ungeheuer, ein Bastard von dem Hunde des Diogenes, der sich etliche vermoderte Dauben von dessen Fasse zurecht gemacht, um daraus hervor die Leute anzubellen. Und nachdem vollends im Jahre 1766 Rousseaus Benehmen gegen David Hume alle schlimmsten Äußerungen Voltaires über seinen Charakter zu bestätigen geschienen, glaubte er sich befugt, in dem komischen Epos über den „Bürgerkrieg in Genf“ ihn als einen Inbegriff von Wankelmut, Dünkel und Undank dem öffentlichen Gelächter und Abscheu preiszugeben. Voltaire machte sich in seiner Art lauter als Rousseau, aber Haß und Verkennung waren auf beiden Seiten gleich groß: um den Gegensatz ihrer Naturen und Richtungen zu freundlicher Ergänzung aufzulösen, hätten beide so edle Menschen wie Goethe und Schiller sein müssen; und das war einer so wenig wie der andere.

In seiner Theaterlust übrigens ließ sich Voltaire durch diese Zänkereien nicht stören. Konnten ihm die Genfer Herren in Délices Schwierigkeiten machen, so waren sie in seinen andern Besitzungen ohne Macht. „Wenn sie das Herz hätten,“ schreibt er im Jahre 1759 an d'Alembert, „würden unsere Socinianer“ (als solche hatte d'Alembert in dem erwähnten Artikel die Geistlichen von Genf bezeichnet) „gerne Christus als Gott erkennen,

um dafür meinen Schauspielen beiwohnen zu dürfen und zu dem kleinen Theater Zutritt zu erhalten, das ich in Tourney, ganz nahe bei Délices, eingerichtet habe. Die Genfer schlagen sich, um Rollen zu bekommen." Und zwei Jahre später aus Ferney: „Ich habe jetzt das hübscheste Theater in Frankreich. Wir haben Merope gespielt, Fräulein Corneille ist beklatscht worden, Mad. Denis hat die Engländerinnen zu Tränen gerührt. Die Geistlichen", schreibt er ein andermal, „wagen nicht hineinzugehen, aber sie schicken ihre Töchter."

In diesem Fräulein Corneille war nicht bloß dem Theater, sondern auch dem häuslichen Leben Voltaires ein erwünschter Zuwachs geworden. Im Jahre 1760 machte zuerst ein gewisser Titon du Tillet, dann ein Herr le Brun gar in poetischer Form, Voltaire auf eine sechzehnjährige Enkelin des großen Corneille aufmerksam, die sich in dürftigen Umständen in einem Kloster zu Paris befinde, und deren Versorgung über sich zu nehmen ein gutes Werk von ihm sein würde. Voltaire, nachdem er Erkundigungen eingezogen, antwortete, nichts könne einem alten Soldaten besser anstehen, als der Enkelin seines Generals einen Dienst zu leisten; doch könne ein Mann, dem Schloß- und Kirchenbauten obliegen, und der überdies für arme Verwandte zu sorgen habe, für jenen Zweck nicht so viel tun als er gerne möchte. Indes, wenn es der kleinen Corneille anstünde, zu ihm zu kommen, so sollte seine Nichte sich ihrer Erziehung annehmen, er selbst wollte ein Vater für sie sein, und ihr, beziehungsweise ihren Eltern, sollten keinerlei Kosten für sie erwachsen, er wollte für Kleidung und auch für freie Reise nach Ferney sorgen. Nachdem sein Erbieten angenommen war, erfuhr Voltaire, daß das Mädchen keine Enkelin, sondern nur eine Seitenverwandte des großen Peter sei; er bedauerte das, meinte jedoch, der Name Corneille genüge, und auch so werde die Sache „schicklich" erscheinen. Man sieht, er gefiel sich in der Rolle eines Patrons des Mädchens mit dem Dichternamen, und diese Rücksicht war nicht ohne Einfluß auf seine Bereitwilligkeit gewesen; aber man höre nur, wie es weiter ging.

Die Kleine kam und zeigte sich als ein gutes, naives Kind, das des Alten Herz bald gewann. Des Unterrichts, dessen sie sehr bedurfte, nahm er sich selbst an, und die Sache machte ihm

vielen Spaß. „Was mich betrifft,“ schrieb er bald nach ihrer Ankunft im Dezember 1760 an die Marquise du Deffand, „der ich mich dem schönen Alter der Reife nähere, so befinde ich mich gar wohl dabei, daß ich die siebzehn Jahre von Fräulein Corneille zu leiten habe. Sie ist heiter, lebhaft und sanft, durchaus natürlich. Ich unterweise sie in der Rechtschreibung, will aber keine Gelehrte aus ihr machen; ich will, daß sie lernen soll, in der Welt zu leben und darin glücklich zu sein.“ Und noch vor Jahresschluß an den Grafen Argental: „Die kleine Corneille trägt viel zur Annehmlichkeit unseres Lebens bei; sie gefällt jedermann; sie bildet sich, nicht von einem Tage, sondern von einem Augenblick zum andern.“ Wie sollte sie auch nicht bei einem solchen Lehrer? „Ich habe schreckliche Geschäfte auf dem Halse,“ schreibt er abermals an den Grafen, „und mein schwierigstes ist, Fräulein Corneille die Grammatik beizubringen, ihr, die gar wenig Disposition für diese erhabene Wissenschaft zeigt.“ Einmal hat ihm statt des Grafen die Gräfin geschrieben; nun zeigt er deren zierliches Briefchen der Schülerin. „Da, mein kleines Fräulein, sehen Sie, wie die Damen in Paris schreiben. Sehen Sie, wie gerade? Und dieser Stil, was sagen Sie dazu? Wann werden Sie ebenso schreiben, Abkömmlingin von Corneille? Das“, setzt er in seinem Bericht an die Gräfin bei, „erweckt Nacheiferung; sie geht eilig in ihr Zimmer, um mir ein Billet nach diesem Muster zu schreiben; ich sage Ihnen, es ist eine lustige Erziehung.“

Und wie nun der Pflegevater gar die Entdeckung machte, daß die Pflegetochter auf seinem Theater zu verwenden sei! Er ging mit der Schülerin Schritt für Schritt. Erst nach und nach gab man ihr die Stücke ihres großen Verwandten in die Hand. „Endlich,“ schreibt er im Dezember 1761 an Cideville, „endlich hat Fräulein Corneille den Cid gelesen; das ist schon etwas. Sie wissen, wir haben sie in der Wiege übernommen; wir rechnen darauf, daß sie dieses Frühjahr auf unserm kleinen Theater die Chimene spielen wird. Schon jetzt macht sie sich recht gut im Komischen, sie spielt stellenweise zum Totlachen; und dennoch wird sie auch das Tragische nicht verderben. Ihre Stimme ist biegsam, wohllautend und zart; es ist billig, daß in der Familie Corneille auch eine Schauspielerin sich finde.“ Die Chimene

spielte sie nun zwar im Frühling nicht, aber eine Rolle in Voltaires Lustspiel: „das Herrenrecht", worin sie viel Glück machte. „Sollten Sie glauben," berichtet Voltaire darüber an Argental, „daß Fräulein Corneille allgemeinen Beifall erhielt? Was war sie natürlich, lebhaft, munter! Wie war sie auf dem Theater zu Hause, daß sie mit dem Füßchen stampfte, wenn man ihr ungeschickt soufflierte! Eine Stelle mußte sie auf Verlangen des Publikums wiederholen. Ich", setzt Voltaire hinzu, „machte den Amtmann; und, mit Ihrer Erlaubnis gesagt, zum Platzen." Es war eine glänzende Vorstellung; an 300 Gäste, bis von Lyon und Turin herbeigekommen, nachher Souper und Ball im Schlosse, zu Voltaires großer Befriedigung.

Für ein so artiges, hoffnungsvolles Kind mußte weiter gesorgt werden. 1400 Livres Renten wies ihr der Pflegevater aus seinen eigenen Mitteln an; aber gern ergriff er eine Gelegenheit, mehr zu tun. Die französische Akademie beabsichtigte, eine Sammlung der klassischen Nationalschriftsteller mit Kommentaren herauszugeben; für diese Sammlung übernahm Voltaire den Corneille, und den Ertrag bestimmte er seiner Kleinen. Die Arbeit beschäftigte ihn die nächsten Jahre; in seinen Anmerkungen nahm er es strenger, als manchen Lesern nach dem Sinne war; der Mann seiner fast unbedingten Bewunderung war Racine, vor Corneille mochte er besonders seine späteren Dramen gar nicht leiden: aber er setzte, wie er es zugunsten seiner Schützlinge immer tat, seine hohen Gönner für die Sache in Kontribution, Könige und Kaiserinnen subskribierten auf Hunderte von Exemplaren der Corneilleschen Werke, und in kurzem stellte sich ein Ertrag von 40 000 Livres heraus, eine anständige Mitgift für die kleine Marie. Bald tritt denn auch ein Freier auf die Bühne: ein Offizier von 24 Jahren, den Voltaire als Philosophen ankündigt, der ihm auch persönlich nicht mißfällt. Er will dem Pärchen ein Haus einräumen; „nur soll der Philosoph nicht glauben," schreibt er an die Argentals, „eine schon fertige Philosophin zu bekommen. Wir fangen an, ein wenig zu schreiben; wir lesen mit einiger Mühe; wir lernen leicht Verse auswendig und tragen sie nicht übel vor; die Gesundheit ist schwach; der Charakter sanft, heiter, liebreich; das Wort: gutes Kind, scheint für sie gemacht zu sein. Ich gebe

von allem genaue Rechenschaft; das weitere überlasse ich der Vorsehung. Denn es gibt", wie er ein andermal schreibt, „eine eigene Vorsehung für die Mädchen." Diese hatte aber die Verbindung der jungen Corneille mit ihrem ersten Freier nicht beschlossen. Der philosophische Leutnant hatte nicht nur kein Vermögen, sondern Schulden; sein Vater wollte oder konnte nichts für ihn tun; eine vorteilhafte Anstellung, die Voltaire für ihn suchte, war nicht zu erlangen. Er selbst aber ließ deutlich merken, daß ihm die Person der angehenden Philosophin höchst gleichgültig, nur ihre in Aussicht stehende Mitgift wichtig war. Da auch sie aus dem unfreundlichen, interessierten Menschen sich nichts machte, so suchte Voltaire abzubrechen; nun aber war der hungrige Freier kaum wieder aus dem Hause zu bringen, so wohl tat ihm die freie Station.

Und kaum war man ihn los, so sandte die Mädchenvorsehung einen besseren. „Nun von etwas anderem", schreibt Voltaire im Januar 1763, nach Abmachung etlicher Geschäftssachen, ganz triumphierend an Argental. „Ich verheirate Fräulein Corneille, nicht an einen Halbphilosophen, der des Dienstes überdrüssig, mit seinen Eltern und mit sich selbst zerfallen und voller Schulden ist, sondern mit einem jungen Dragonercornet (Dupuits), einem höchst liebenswürdigen Edelmann von angenehmen Sitten, sehr hübschem Äußern, verliebt, geliebt, und von hinreichendem Vermögen. Wir sind einig, und wir waren es im ersten Augenblick, ohne Erörterung, wie man ein Souper arrangiert. Ich werde den Künftigen und die Künftige bei mir behalten; ich werde Patriarch sein, wenn Sie es zufrieden sind. Ich denke, es wäre passend, wenn Seine Majestät erlaubte, in den Kontrakt zu setzen, daß Dieselbe die 8000 Livres für ihre Subskription (auf 200 Exemplare der Corneilleschen Werke) als Mitgift für Marie gebe. Ich würde die Klausel aufsetzen; das macht furchtbares Aufsehen: der Name des Königs in einem Heiratskontrakt im Jura! Die Kleine ist entzückt und sagt ganz naiv, sie habe den Halbphilosophen nicht ausstehen können." Und am folgenden Tage an Damilaville: „Wir verheiraten Fräulein Corneille an einen Edelmann der Nachbarschaft, der etwa 10 000 Livres Renten aus Gütern hat, die vor dem Tore von Ferney liegen. Ich endige als Patriarch."

Am 13. Februar war die Hochzeit. „Es ist Schicksal in alledem," schreibt Voltaire am andern Tage an den Marquis de Chauvelin, „und wo ist das nicht? Ich komme am Fuße der Alpen an, ich lasse mich da nieder; Gott sendet mir Marie Corneille, ich verheirate sie an einen Edelmann, der gerade mein nächster Nachbar ist, ich erwerbe mir zwei Kinder, die die Natur mir nicht gegeben hat; meine Familie, weit entfernt, darüber zu murren, ist entzückt; das alles grenzt ein wenig an den Roman." Und vollends grenzte das daran, wie nun nach vierzehn Tagen ein wirklicher Urenkel des großen Corneille sich einfand, ein verkommener Mensch, den Voltaire mit einem Stück Geld zufrieden stellte. „Man bedroht uns", schreibt er darüber an Argental, „mit einem Dutzend anderer kleiner Corneilles, die nacheinander sich einstellen werden. Aber Marie Corneille ist wie Maria, Marthas Schwester, sie hat das beste Teil ergriffen. Ich komme immer wieder auf das Schicksal zurück. Der Urenkel von Peter Corneille heischt Almosen; Marie Corneille, die kaum seine Verwandte ist, hat ihr Glück gemacht, ohne zu wissen wie. Der russische Kaiser Iwan ist bei Mönchen eingesperrt, und die Tochter jener Prinzessin von Zerbst, die Sie in Paris gesehen haben (Katharina II.), beherrscht lustig 2000 Meilen Landes. Ist das nicht eine trefflich geordnete Welt?" Im Sommer des nächsten Jahres genas Marie Dupuits eines Mädchens, und nun durfte sich Voltaire als Großpapa betrachten. Das Kind zeigte in der Folge Gaben, besonders für Musik, die Madame Denis auszubilden suchte. Das Vernehmen Voltaires mit dem Ehepaar blieb immer das beste. Die junge Frau heißt auch ferner in seinen Briefen „das Kind". Von seinem Adoptivsohne, wie er Dupuits nennt, spricht er stets mit Zuneigung und Anerkennung. Noch im Jahre 1771 schrieb er an Argental: „Ich wünsche mir alle Tage Glück, ihn mit unserer Corneille verheiratet zu haben; sie führen einen allerliebsten kleinen Haushalt miteinander." — Ich habe mich lange aufgehalten bei dieser kleinen Familiengeschichte; aber ich fürchte nicht, daß von meinen Hörern oder Lesern mich jemand darum tadeln werde. Und am wenigsten werden die Manen des Alten von Ferney damit unzufrieden sein. Er hat sich nie so liebenswürdig, nie so gemütlich gezeigt, wie in dieser Geschichte, und die Welt weiß nicht und will nicht

wissen, daß er auch gemütlich sein konnte. Er ist es bei weitem nicht immer, er ist nur gar zu oft das Gegenteil gewesen; aber wer nur in einem Verhältnis sich so unwandelbar liebenswürdig erwiesen hat, dem können wir, was wir auch sonst an ihm auszusetzen haben möchten, doch unsere Liebe nicht ganz versagen.

Wie schon aus der bisherigen Erzählung erhellt, ging es während jener Jahre in dem abgelegenen Ferney mitunter recht lebendig zu. Voltaires Ruhm und die Gastfreundlichkeit, womit er die Besuchenden aufnahm und bewirten ließ, zog auch hier wie früher in Délices eine Menge von Gästen herbei. Davon waren, wie herkömmlich, die meisten gleichgültig, manche lästig, andere aber auch hochwillkommen. Unter die letzteren gehörten, neben den Schauspielern und Schauspielerinnen, von denen bereits die Rede gewesen, vor allem die literarischen Pariser Freunde und Verehrer, die sich hier oder in Délices einfanden: d'Alembert, Damilaville, Grimm, Marmontel, Morellet und andere; auch geistreiche oder liebenswürdige Frauen, wie die Marquise d'Epinay, die zweite Nichte Voltaires, Frau de Fontaine, später de Florian, Frau von St. Julien, die wir noch an Voltaires Sterbelager als treubesorgte Freundin finden. Auch hohe Herrschaften sprachen entweder persönlich, oder durch Geschenke und Briefe in Ferney ein. Zu den ersteren gehörte unter anderen der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig, an den Voltaire auch verschiedene Schriften gerichtet hat; der Kronprinz Gustav von Schweden, Sohn jener Schwester Friedrichs des Großen, für welche Voltaire das berühmte Madrigal vom Königstraume gedichtet hatte, wurde nur durch die plötzliche Nachricht von seines Vaters Tode, die er in Paris erhielt, von dem schon beschlossenen Besuch in Ferney abgehalten; sowie Kaiser Joseph, als er unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein Paris besuchte und auf dem Rückwege an Ferney vorüberfuhr, durch den Wunsch seiner gottseligen Mama. In brieflichem Verkehre stand Voltaire in jenen Jahren mit einer Reihe von Fürsten und Fürstinnen; außer Friedrich von Preußen und, solange sie noch lebte, seiner Schwester von Baireuth, besonders mit der Herzogin von Sachsen-Gotha, und bald auch mit der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Seltsamerweise war seine Verbindung mit dem russischen Hofe unter der wenig

literarischen Kaiserin Elisabeth angeknüpft worden, deren Günstling Schuwalow sie überredet hatte, dem Geschichtschreiber Karls XII. von Schweden auch die Geschichte ihres Vaters, Peters des Großen, zu übertragen. Die Arbeit trug Voltaire viel Geld und wunderschöne Pelze ein, und dem deutschen Prediger Büsching in Petersburg wäre es beinahe übel bekommen, als er zu äußern wagte, wohl nie in der Welt sei ein schlechtes Buch so ansehnlich belohnt worden. Voltaire war aber auch erkenntlich: als Elisabeth am Anfang des Jahres 1762 gestorben war, schrieb er an d'Alembert: „Ich habe in der Tat einen sehr großen Verlust erlitten in der Kaiserin aller Reußen." Indes war ihre Nachfolgerin, Katharina II. klug genug, nicht nur in dem Verhältnis zu Voltaire in ihre Fußstapfen zu treten, sondern überhaupt die Wortführer der französischen Weltliteratur, wie außer Voltaire insbesondere noch d'Alembert und Diderot, durch allerlei Gunstbezeigungen sich zu verbinden. Dafür ermangelten diese Männer nicht, der hohen Gönnerin durch aufrichtige Lobsprüche sich dankbar zu erweisen; denn der Geist und die Bildung der Frau, der Eifer für Zivilisation und Toleranz in ihren Grundsätzen und der Glanz ihrer Regierung bezauberten sie, und was die Tat betrifft, wodurch sie sich die Bahn zum Kaiserthron eröffnet hatte, so urteilte Voltaire in der Folge, „ihr hochseliger Gemahl werde bei der Nachwelt Unrecht haben". Er nannte sie die Semiramis des Nordens; ob sie wohl wußte, daß er diesen Titel schon ihrer wüsten Vorgängerin gegeben hatte?

Das andere wußte sie als genaue Kennerin der Voltaireschen Schriften jedenfalls, daß derselbe bereits 14 Jahre vor jener grausen Tat in seiner Semiramis gleichsam prophetisch ihre Apologie versucht hatte. Man könnte es nach 1762 geschrieben glauben, worin man sich indes irren würde, wenn man in einer der ersten Szenen der Tragödie die Worte des Otanes liest, mit denen er die ihm offenbarten Gewissensängste seiner Gebieterin zu beschwichtigen sucht:

O banne die Erinn'rung doch und laß
Die Ruhmestage der Semiramis
Auf ewig tilgen jenen Augenblick,
Der eines Unglücksbundes Joch zerbrach.
Ninus, dich zu verstoßen Willens, hätte
Mit dir ganz Babylon zu Grund gerichtet.

Zum Glück der Menschheit kamst du ihm zuvor;
Das Reich, die ganze Welt bedurfte deiner,
Und 15 Jahren segensreicher Müh'n,
In blüh'nde Fluren ungeschaff'ne Wüsten,
Halbwilde Horden durch Gesetz gebändigt,
Die Künste, rings durch deinen Ruf geweckt,
Die Bauten, die der Reisende bewundert,
Des weiten Reiches laute Huldigung,
Sind so viel ehrenvolle Zeugen, die
Am Thron der Götter mächtig dich vertreten.

Daß übrigens Voltaire den Tod von Katharinas Vorgängerin, Elisabeth, als einen Verlust beklagte, das hätte er schon Friedrich von Preußen nicht zu leide tun sollen, für den der Tod dieser schlimmsten Feindin im siebenjährigen Kriege geradezu eine Lebensfrage, und mit dem er doch wieder ausgesöhnt, oder doch wenigstens wieder im Briefwechsel war. Denn ausgesöhnt war wohl Friedrich längst mit Voltaire, aber Voltaire noch lange nicht mit Friedrich. Er konnte diesem die Frankfurter Affäre noch immer nicht verzeihen, hat sie ihm auch wohl nie verziehen. Seine ganze Bosheit gegen den König hatte er um 1759 in eine autobiographische Aufzeichnung gegossen, die er unvollendet liegen ließ, die aber nach seinem Tode, noch zu Lebzeiten des großen Königs, 1784, unter dem Titel: Das Privatleben des Königs von Preußen, oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Herrn von Voltaire, von ihm selbst geschrieben", gedruckt und sofort auch den Sammlungen seiner Werke einverleibt worden ist, worin er Friedrichs Charakter in dem gehässigsten Lichte darstellte und gegen die Reinheit seiner Sitten die schnödesten Verdächtigungen sich erlaubte. Als er gleichwohl, wie wir uns erinnern, schon in der nächsten Zeit nach dem Bruche den Verkehr mit dem König wieder anzuknüpfen suchte, war dabei nur seine Eitelkeit, nicht sein Gemüt im Spiele. Durch die schroffe Lösung eines Verhältnisses, das den Glanz seines Namens so sehr erhöht hatte, sah er sich der Welt gegenüber bloßgestellt. Was er haben wollte, war zunächst nur ein Schreiben des Königs, worin dieser sein Leidwesen über die Frankfurter Vorfälle ausgesprochen hätte, das dann Voltaire nicht gesäumt haben würde, alsbald in die Öffentlichkeit zu spielen. Allein eine solche Ehrenerklärung gab

Friedrich nicht, auch später nicht. Er war und blieb überzeugt, daß er zu jenen Maßregeln, deren ungeschickte Ausführung er von sich ablehnen zu dürfen glaubte, vollauf befugt gewesen, daß Voltaire damit nur sein Recht geschehen sei. Damals vollends, auch seinerseits noch im frischen Unwillen, verhielt er sich zu Voltaires Annäherungsversuchen, wie wir gesehen haben, durchaus abweisend.

Merkwürdigerweise war es erst der Ernst des Krieges, der Friedrich zur Wiederanknüpfung des abgebrochenen Verkehrs geneigter machte. Der Unglückstag bei Kollin im Juni 1757 hatte ihn bekanntlich bis zu Selbstmordgedanken gebracht, die er in der berühmten poetischen Epistel an seinen Freund, den Marquis d'Argens, äußerte. Voltaire, dem die Epistel zu Handen kam, noch ehe der König selbst sie ihm mitgeteilt hatte, suchte ihm die schwarzen Gedanken auszureden. Man möchte gern an menschliche Teilnahme glauben; aber wie kann man es, wenn man in einem Briefe Voltaires an Argental liest: „Ich habe die Rache genossen, einen König zu trösten, der mich mißhandelt hat, und es lag nur an Herrn von Soubise, daß ich ihn nicht noch ferner zu trösten hatte.“ Der unfähige französische Feldherr hatte nämlich inzwischen die Schlacht bei Roßbach verloren, durch welche Friedrich das Glück seiner Waffen so glänzend wiederherstellte. Dieser war schon vorher wieder ganz kordial gegen Voltaire geworden; daß er im Oktober aus dem Lager bei Buttstädt ihm wieder einen mit Versen untermischten Brief schrieb, war der Beweis davon. Denn das war seit dem Ende der schönen Tage in Potsdam nicht mehr vorgekommen. Aber Voltaire war noch immer boshaft und zweideutig. Er schrieb an Argental, man werde sich doch nicht einbilden, daß er sich für den König von Preußen interessiere. Davon sei er wahrlich weit entfernt. Niemand wünsche den dermaligen Maßregeln gegen ihn mehr Erfolg als er. Noch im Jahre 1759, als die französischen Truppen Frankfurt besetzt hatten, flammte seine Rachsucht wegen der dort erlittenen Behandlung von neuem auf, und er suchte seinen damaligen Begleiter Collini zu einer Klage auf Schadenersatz gegen Schmidt und Freytag zu hetzen. Mehr als einmal im schwankenden Laufe jener Kriegsjahre wünscht er Friedrich Glück zu seinen Erfolgen, während er gegen

andere den Wunsch ausspricht, ihn gedemütigt und bestraft zu sehen. Wenn er in diesen Briefen den König, der ihm einst der Salomo des Nordens hieß, nicht selten durch den Übernamen „Luc“ bezeichnete — den Namen eines bissigen Affen, sagt uns sein Sekretär, den er in Délices hatte — so ist dieser Luc wahrhaftig nicht Friedrich, sondern er selbst. Daß er ein Spottgedicht auf die Franzosen, ihren König und dessen Maitresse, das Friedrich nach der Schlacht bei Krefeld gedichtet und ihm mitgeteilt hatte, geradezu an den Minister Choiseul einsandte, hat er zwar damit beschönigt, daß das Paket ihm eröffnet zugekommen sei und Verantwortung bei seiner Regierung hätte zuziehen können; eine böse Untreue gegen Friedrich war es jedenfalls, und noch etwas ganz anderes, als was dieser sich früher einmal mit brieflichen Äußerungen Voltaires über einen einflußreichen Mann in Paris erlaubt hatte.

Von Kollin bis Roßbach — und wie oft nachher noch während dieses Krieges — stand es bedenklich um Friedrich; nur mit der äußersten Anspannung aller Kräfte konnte er sich gegen den furchtbaren Bund seiner Feinde aufrecht erhalten; seine Länder gingen dem Ruin entgegen: da suchte seine Schwester Wilhelmine, die Markgräfin von Baireuth, durch diplomatische Verhandlungen wenigstens Frankreich von jenem Bunde zu trennen, und nahm zu diesem Zwecke die Dienste ihres alten Freundes Voltaire in Anspruch. Voltaire gab sich dazu her und besorgte die Briefe der Markgräfin an den Kardinal de Tencin, den Erzbischof von Lyon, der vor vier Jahren gegen die Markgräfin ebenso artig als gegen ihn unartig gewesen war und von seinem einstigen Ministerium her noch immer einigen Einfluß auf Ludwig XV. behalten hatte. Die Verhandlungen zogen sich hin; Friedrich, diesmal nur halb scherzhaft, schrieb an Voltaire, wenn ihm die Friedensstiftung gelänge, würde er sich damit über Virgil stellen, der zwar ebensogute Verse wie er gemacht, aber keinen Frieden zustande gebracht habe. Natürlich blieb es dabei, daß auch diesmal der Poet keinen zustande brachte. Ein Hindernis lag schon darin, daß Friedrich ebensowenig Land abtreten, als seine Verbündeten im Stiche lassen, überhaupt entweder zugrunde gehen, oder mit fleckenloser Ehre aus dem Kampfe hervorgehen wollte. Dagegen war Voltaire für

den Frieden um jeden Preis; er war mit Friedrichs kriegerischer Laufbahn von vornherein unzufrieden. Ihm zufolge hatte dieser einen schönen Beruf verfehlt: er war zum friedlichen Fürsten der Aufklärung bestimmt und machte sich statt dessen zum europäischen Störenfried. In diesen Friedensdeklamationen ist Voltaire durchaus platt, ein reiner Schulmeister. Gewiß ist der Krieg ein großes Übel, und zu Voltaires gunsten darf man nicht vergessen, daß er in der nächsten Vergangenheit meist nur mutwillige, aus Herrschsucht und Übermut der Fürsten, wie namentlich seines Idols, Ludwigs XIV., hervorgegangene Kriege vor sich hatte. Aber Friedrichs Einfall in Schlesien, wovon der siebenjährige Krieg nur die unvermeidliche Folge war, gehörte in eine ganz andere Klasse. Friedrich war dabei von dem Entwickelungsdrange des jungen Staates getrieben, an dessen Spitze er soeben gestellt worden war; tiefer gefaßt, von dem Entwickelungsdrange der deutschen Nation, die für sich einen anderen Schwerpunkt suchte, als das undeutsch gewordene und geistig unfrei gebliebene Österreich war.

Über diesen vergeblichen Friedensbemühungen starb die treue Wilhelmine; es war der 14. Oktober 1758, der Tag des Überfalls bei Hochkirch, der Friedrich auch im Felde beinahe vernichtete. Es war ein furchtbarer Schlag für den Bruder; diese Schwester war ihm das Liebste gewesen, was er auf der Welt noch hatte; und wenn auch die scharfe Art, wie sie in ihren bekannten Denkwürdigkeiten von Vater und Mutter spricht, unser Gefühl nicht selten verletzt, so war sie doch dem Bruder alles, was eine liebende Schwester dem Bruder sein kann, und hat den Freundschaftstempel wohl verdient, den ihr dieser nach wiedergestelltem Frieden in einem Boskett des Schloßgartens zu Potsdam mit ihrem Marmorbildnis errichten ließ. Jetzt aber wollte er ein literarisches Denkmal für sie von Voltaire haben, und dieser, der die Verblichene selbst geschätzt hatte, flocht gleich seinem nächsten Briefe ein Trauergedicht von acht Strophen ein. Das aber genügte dem Schmerze des königlichen Bruders bei weitem nicht. Er müsse sich wohl nicht deutlich ausgedrückt haben, schrieb er dem Dichter zurück; er wolle etwas Großartiges für die Öffentlichkeit; ganz Europa solle mit ihm weinen; an Voltaire sei es, der Verstorbenen die verdiente Unsterblichkeit zu

geben; er selbst werde nicht zufrieden sterben, als wenn Voltaire in diesem traurigen Geschäfte sich selbst übertroffen habe. Er übertraf sich selbst, wenigstens für den Geschmack seines Auftraggebers, in der bekannten Ode, und Friedrich war zufrieden und dankbar; Voltaire deutete an, jetzt wäre es Zeit, daß er die „Brimboriums“ zurückerhielte — den Orden und Kammerherrnschlüssel, die ihm in Frankfurt abgenommen worden waren —; Friedrich meinte, er möge nur erst Maupertuis sterben lassen, der sehr krank war und im Sommer darauf wirklich starb; aber die Brimboriums hat Voltaire auch nachher nicht zurückerhalten.

Wiederholt begehrt dieser gegen Friedrich auf: er habe ihm viel Übles zugefügt, schrieb er ihm 1760 aus Tourney, er habe ihn für immer mit dem König von Frankreich entzweit, ihn um seine Ämter und Pensionen gebracht; er habe ihn in Frankfurt mißhandelt, ihn und eine Dame — die wir kennen. Friedrich, der sehr gut wußte, was an diesen Vorwürfen war, schrieb ihm zurück, auf eine Untersuchung des Vergangenen lasse er sich nicht ein. Voltaire habe großes Unrecht gegen ihn gehabt, doch er habe ihm verziehen und wolle alles vergessen. „Aber hätten Sie“, fährt er fort, „es nicht mit einem Narren zu tun gehabt, der in ihr schönes Talent verliebt war, so würden sie nicht so leichten Kaufs davongekommen sein. Das lassen Sie sich also gesagt sein, und lassen mich nichts mehr von dieser Nichte hören, die mir verdrießlich ist, und die nicht soviel Verdienst wie ihr Oheim hat, um ihre Fehler zuzudecken.“ Auch sonst gibt Friedrich seinem Korrespondenten manche gute Lehre. Die Eitelkeit, womit dieser seiner Titel und Herrschaften sich zu rühmen liebte, veranlaßt ihn einmal zu dem Briefschlusse: „Ich wünsche Frieden und Wohlsein nicht dem Kammerjunker, nicht dem Historiographen des Vielgeliebten (Ludwig XV.), nicht dem Besitzer von zwanzig Herrschaften im Schweizerland, sondern dem Dichter der Henriade, der Pucelle, des Brutus, der Merope usw.“ Aber wie freundlich wußte er sich jetzt die Gebrechen an dem bewunderten Manne zurechtzulegen! „Alles in allem genommen,“ schreibt er ihm im Sommer 1759, „haben Sie mir mehr Vergnügen als Verdruß gemacht. Ich freue mich mehr an Ihren Werken, als Ihre Bosheiten mir weh tun. Hätten Sie keine Fehler, so

würden Sie das Menschengeschlecht allzutief demütigen, und die Welt hätte Grund, neidisch auf Ihre Vorzüge zu sein. So wird man sagen: Voltaire ist der schönste Geist aller Zeiten; aber ich bin zum mindesten sanfter, ruhiger, umgänglicher als er; und das macht dem gewöhnlichen Menschenvolk Ihre Überlegenheit erträglich." Bisweilen erheben sich diese Zurechtsetzungen Friedrichs mit Voltaire zu ordentlichen Liebeserklärungen. „Wollen Sie Süßigkeiten haben?" schreibt er ihm im Sommer darauf aus Schlesien. „Gut, es sei. Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen. Ich schätze in Ihnen den schönsten Genius, den die Jahrhunderte hervorgebracht haben; ich bewundere Ihre Verse, ich liebe Ihre Prosa, vor allem jene kleinen Stücke Ihrer vermischten Schriften. Nie hat ein Schriftsteller vor Ihnen einen so zarten Takt, einen so feinen und sichern Geschmack besessen. Sie sind bezaubernd in der Unterhaltung, Sie wissen zu gleicher Zeit zu belehren und zu ergötzen. Sie sind das unwiderstehlichste Geschöpf, das ich kenne; Jedermann muß Sie lieb haben, sobald Sie wollen. Sie haben so viel geistige Anmut, daß Sie beleidigen und doch zugleich die Nachsicht dessen gewinnen können, der Sie kennt. Genug, Sie würden vollkommen sein, wenn Sie kein Mensch wären."

Endlich wurde es doch Friede; nicht durch die Bemühungen des Dichters, sondern durch des Königs Standhaftigkeit und Glück; doch eben um jene Zeit liegt auf dem Verhältnis der beiden Männer eine Wolke. Vom November 1761 bis zum Neujahr oder eigentlich November 1765 ist eine Lücke in ihrem Briefwechsel. Es mögen Briefe verloren sein, und von einigen weiß man es gewiß; indes als im Sommer 1763 d'Alembert zwei Monate zum Besuche in Potsdam war, schrieb Voltaire von einem Besuche Platos bei Dionys von Syracus; obwohl, wie er hinzuzusetzen nicht ermangelt, er nicht gesagt haben wolle, daß nicht der eine ebensoweit über Plato als der andere über Dionysius stehe. Aber auch d'Alembert erwidert zwar, der König lasse Voltaire alle Gerechtigkeit widerfahren, die dieser nur immer wünschen möge; fügt jedoch bei, es sei ihm mehr leid, als er ausdrücken könne, daß der Schirmherr der Philosophie nicht mit allen Philosophen gut stehe. Friedrich seinerseits beklagt sich gegen d'Alembert über Mißbrauch seiner Briefe von seiten Vol-

taires; ein Punkt, worin, wie wir von lange her wissen, kein Teil dem anderen viel vorzuwerfen hatte. So verzog sich denn auch die Wolke, und mit dem Jahre 1765 nimmt der Briefwechsel wieder seinen Fortgang, um nur noch einmal im Jahre 1768, infolge von allerhand Verstimmungen von Voltaires Seite wie es scheint, für kürzere Zeit zu stocken.

Stets gleich blieb sich des Königs Freude an Voltaires Schriften. Während er die alten immer wieder liest, ist er gespannt auf die neuen. Sie begleiten ihn auf seinen Reisen, sind sein Trost in kranken Tagen. „Voltaire und ich", schreibt er ihm einmal, „haben die Tour durch Schlesien zusammen gemacht und sind miteinander zurückgekehrt; ich muß sagen, Sie sind ein guter Gesellschafter." Und ein andermal: „Ich habe einen heftigen Gichtanfall gehabt, als Ihre Bücher (zwei Bände der „Fragen über die Enzyklopädie") ankamen; Arme und Füße geknebelt und gelähmt; diese Bücher waren ein großes Labsal für mich. Unter dem Lesen habe ich tausendmal dem Himmel gedankt, daß er Sie der Welt gegeben hat." Ist dies rührend, so ist es liebenswürdig, wenn der König ein andermal dem Dichter schreibt, seine Dramen wisse er gutenteils auswendig, und falls ihm einmal die anderen Hilfsquellen ausgehen, werde er sich als Souffleur der Voltaireschen Stücke sein Brot zu verdienen suchen. Ebenso schön wie gerecht ist die poetische Huldigung, die Friedrich im Jahre 1771 den Früchten des Alters von Voltaire bringt:

Welch' Feuer, welcher Reiz steht dir noch zu Gebote!
Dein Abendhimmel tut's zuvor dem Morgenrote.
Wenn unsern Lebensbach das Alter übereist,
Entschwinden Munterkeit und Anmut uns und Geist;
Doch deine Stimme hat an Wohllaut nichts verloren,
Als Greis bist Jüngling du, zum Schimpf und Leid der Toren.

Aber auch die Person Voltaires war dem König nichts weniger als gleichgültig. Hatte er Gelegenheit, Leute zu sprechen, die vorher in Ferney gewesen waren, so fragte er sie nach dem Befinden, dem Aussehen Voltaires aus. So als im Sommer 1775 der Schauspieler le Kain Gastvorstellungen in Berlin gab, schreibt Friedrich an Voltaire: „Ich habe le Kain gesehen. Er

hat mir erzählen müssen, wie er Sie gefunden, und ich war sehr erfreut, von ihm zu vernehmen, daß Sie in Ihrem Garten spazieren gehen, daß Ihre Gesundheit ziemlich gut und Ihre Unterhaltung noch munterer sei als Ihre Schriften.“ Und im Herbste desselben Jahres, als er Voltaires Schützling d'Etallonde-Morival von dem sogleich weiter die Rede sein soll, erwartete, schrieb er: „Die beste Empfehlung für ihn wird sein, wenn er mir sagt, daß er Sie in vollkommenem Wohlsein verlassen hat. Er wird ein langes Verhör über diesen Punkt zu bestehen haben; es gibt von der Natur privilegierte Wesen, von denen auch Kleinigkeiten interessieren.“

Und während Voltaire, nachdem sein undankbarer Schüler, wie er ihn so oft genannt hatte, aus der Feuerprobe des siebenjährigen Krieges unversehrt hervorgegangen war, sich, wenn auch widerwillig, dazu bequemen mußte, in ihm ein höheres Wesen anzuerkennen, sah andererseits auch Friedrich mit Vergnügen, wie Voltaire mittelst der größeren Zwecke, die er sich vorsetzte, sich wenigstens zeitweise über die kleinlichen Eitelkeiten und Zänkereien, die ihn nur allzuviel beschäftigten, erhob. Der Eifer, womit Voltaire die Angelegenheiten der Calas, Sirven, eines de la Barre und d'Etallonde betrieb, hatte seine volle Anerkennung. Am Erfolge seiner Verwendung für den letzteren in Frankreich zweifelte er zwar, und wie der Ausgang zeigte, mit Recht; „indessen das Unternehmen“, schreibt er ihm, „wird Ihnen Ehre machen, und die Nachwelt wird sagen, daß ein Philosoph aus seiner Zurückgezogenheit seine Stimme erhoben habe gegen die Ungerechtigkeit seines Jahrhunderts, daß er die Wahrheit habe leuchten lassen am Fuße des Thrones und die Mächtigen der Erde genötigt, Mißbräuche abzustellen. Fahren Sie fort, Witwen und Waisen zu beschützen, die unterdrückte Unschuld, die von hochmütiger Gewalt zu Boden getretene menschliche Natur aus dem Staube zu erheben, und seien Sie versichert, daß niemand Ihnen mehr Glück dazu wünscht, als der Philosoph von Sanssouci.“ So, oder auch der Einsiedler von Sanssouci, unterzeichnet jetzt Friedrich in der Regel und grüßt als solcher den Patriarchen von Ferney, der sich seinerseits den alten Eremiten der Alpen, den Kranken vom Jura, den alten Kranken von Ferney nennt.

Dahin müssen wir jetzt zurückkehren, wohin auch die zuletzt berührte Angelegenheit d'Etallondes, der Verurteilten von Abbeville, uns ruft. Er hatte sich, wie wir uns erinnern, dem Schicksale seines Genossen de la Barre durch die Flucht entzogen, war unter dem Namen Morival in den preußischen Dienst getreten und stand als Fähnrich in Wesel, als Voltaire zu Anfang des Jahres 1767 ihn dem König empfahl, der ihn daraufhin zum Offizier machte. Einige Jahre später erbat sich Voltaire Urlaub für ihn, um gemeinschaftlich mit ihm die Umstoßung des gegen ihn ergangenen Todesurteils zu betreiben, behielt ihn gegen anderthalb Jahre bei sich in Ferney und gewann ihn in ähnlicher Art lieb wie zehn Jahre früher die junge Corneille. Er ließ ihm Unterricht in Geometrie und Befestigungskunst geben und sandte Proben seines Eifers und seiner Geschicklichkeit an den König, der ihn nach seiner Rückkehr im Oktober 1775 freundlich empfing und zum Hauptmann im Geniekorps machte.

In Ferney indes war es um die Zeit, als Morival sich daselbst aufhielt, nicht mehr so lebhaft wie vor zehn Jahren. Voltaire näherte sich den Achtzigen und die Gebrechen des Alters fingen an sich fühlbarer zu machen. Einen äußerlichen Abschnitt hatte auch ein häuslicher Verdruß gemacht, den er im Anfang des Jahres 1768 gehabt hatte. Zu allen Zeiten hatte Voltaire Arbeiten in seinem Schreibtische, die er der Öffentlichkeit vorenthielt, entweder weil er noch daran bessern wollte, oder weil er sie, wenigstens vorerst, gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt hatte; bei seiner Sorglosigkeit auf der einen und dem Reiz des Gewinnes auf der anderen Seite kam es immer wieder vor, daß ihm dergleichen Manuskripte gestohlen wurden, und jedesmal war er darüber höchst aufgebracht. Diesmal hatte ein jüngerer Pariser Schriftsteller, de la Harpe, auf dessen Talent Voltaire viel hielt, und der auch literarisch sein eifriger Anhänger war, sich längere Zeit als Gast in Ferney aufgehalten, als sich herausstellte, daß Handschriften fehlten, die niemand anders als la Harpe auf die Seite gebracht haben konnte, und zwar mit Beihilfe der sauberen Nichte, die schon mehr ihre Hand in dergleichen Geschichten gehabt hatte. Voltaire war über diese Untreue um so mehr entrüstet, als unter den entwendeten Handschriften die gehässige Denkschrift über den König von Preußen

sich befand, die er jetzt unmöglich mehr veröffentlicht wünschen konnte. Beide Schuldige mußten sofort aus dem Hause; wofür übrigens Voltaire nach außen in Briefen nur ökonomische und Gesundheitsrücksichten als Gründe angab: die Sorge für Wahrung der Hausehre, worin er diesmal auch den literarischen Schildknappen mit einschloß, war ein wirklich nobler Zug in seinem Charakter. Die Nichte sollte in Paris bleiben, wo ihr der großmütige Oheim ein Jahrgehalt von 20000 Fr. aussetzte. Sie wäre auch gerne dortgeblieben, aber sie mochte die Erbschaft des Oheims nicht verlieren; so legte sie sich aufs Bitten und durfte im Herbst 1769 wieder nach Ferney zurückkommen. In der Zwischenzeit nun hatte Voltaire, teils verstimmt über den Mißbrauch seiner Gastfreundschaft, teils aus Ruhebedürfnis, seine Wirtschaft sehr eingezogen; er hielt nicht mehr das offene Haus, wie er sonst teils mit Hilfe, teils zur Unterhaltung der Frau Denis getan hatte.

Übrigens gerade während der Zeit, als es durch den Abgang der Nichte und verschiedener Gäste so still im Hause geworden, machte der Alte noch einen Streich, der für einen Jungen zu mutwillig gewesen wäre. Bei seiner heiteren umgänglichen Art stand Voltaire mit der Geistlichkeit, was den geselligen Verkehr betrifft, durchaus nicht in unfreundlichem Verhältnis. Er verbesserte das Einkommen der Pfarrstelle in Ferney. Kamen Mönche dahin, so waren sie Gäste im Schlosse. Einen Jesuiten, den er im Elsaß kennen gelernt hatte und der später in die Nähe von Ferney gekommen war, nahm er ins Haus und behielt ihn dreizehn Jahre bei sich. Der Pater Adam war keineswegs der erste Mensch, wie Voltaire zu scherzen pflegte, aber er war ein guter Schachspieler, und Schach das einzige Spiel, das Voltaire liebte. Den Kapuzinern der Nachbarschaft erwies sich dieser so hilfreich und gefällig, daß ihr General zu Rom ihn zum zeitlichen Vater der Kapuziner im Lande Gex ernannte. In der Charwoche des Jahres 1768 nun ließ er sich von einem Mönche, der zum Essen in das Schloß gekommen war, die Absolution geben, um am Sonntag zum Abendmahl zu gehen, was er seiner Stellung als Gutsherr schuldig zu sein glaubte. Diesmal übrigens führte er noch etwas Besonderes im Schilde. Es war in der letzten Zeit im Orte viel gestohlen worden, und da

wollte er den Leuten in der Kirche das Gewissen schärfen. In der Tat also, nachdem er kommuniziert hatte, begann er eine schwunghafte Rede, worin er die versammelte Gemeinde vor dem Diebstahl warnte und zur Tugend ermahnte. In der Kirche, die er gebaut, meinte er, stünde ihm doch wohl zu, ein Wort zu sprechen. Der Pfarrer aber war anderer Meinung, er berichtete den Vorfall an den Bischof von Annecy, zu dessen Sprengel Ferney gehörte, und dieser verbot nun jedem Pfarrer und Mönch seiner Diözese, dem Gutsherrn von Ferney, ohne seine besondere Erlaubnis, Beichte, Absolution oder Nachtmahl zu erteilen, bei Strafe der Unfähigkeit zu geistlichen Verrichtungen. Das kann lustig werden, sagte Voltaire; wir wollen sehen, wer es gewinnt.

In der Charwoche des nächsten Jahres sah er vom Bette aus, wo er nach seiner Gewohnheit dem Sekretär diktierte, einen Kapuziner in seinem Garten spazieren gehen, ließ ihn rufen und meinte durch einen blanken Taler, den er sehen ließ, ihn leicht zu bewegen, den Kranken im Bette beichten zu lassen. Allein der Kapuziner, des bischöflichen Verbotes eingedenk, nahm den Taler und machte sich mit einer Ausrede davon. Voltaire blieb zu Bette und ließ den Chirurgen holen. Der fand ihn zwar kerngesund; doch auch nachdem er sich hatte bedeuten lassen, ihn krank zu finden, und nun in seinem Auftrage dem Pfarrer alle Tage anlag, dem Todkranken die Tröstungen der Religion nicht länger zu versagen, rührte sich der Pfarrer nicht. Endlich, nachdem er über acht Tage das Bett gehütet, läßt Voltaire eines Nachts gegen Morgen seine ganze Dienerschaft wecken und durch seinen Sekretär eine Erklärung aufsetzen des Inhalts, daß er durch Fieber gehindert sei, wie er möchte, in der Kirche zu kommunizieren; demnach möge der Pfarrer alles dasjenige tun, was in solchem Falle die Gesetze des Königreichs vorschreiben; der Kranke erbiete sich zu jeder Erklärung, die man von ihm verlangen möchte. Auch dies war vergeblich, und ebenso am folgenden Tage die Sendung eines Juristen, der den Pfarrer für den Fall fortgesetzter Weigerung mit einer Klage beim Parlament bedrohte; der Pfarrer, zwar diesmal zum Tode erschrocken, rührte sich nicht, bis er eine Weisung von seinem geistlichen Oberhirten in Händen hatte. Jetzt erst ließ er den Mönch

kommen und schickte ihn zur Beichtabnahme, mit einem Glaubensbekenntnis, das Voltaire erst unterschreiben sollte, in das Schloß. Die Szene, wie der verstellte Kranke sich von ihm das Confiteor und das Credo vorsagen ließ und beides in einer Art nachsagte, daß der Sekretär vor der halboffenen Türe sich totlachen wollte; wie er dann der Unterzeichnung des Glaubensbekenntnisses auszuweichen und durch seine Suada den guten Mönch so zu verblüffen wußte, daß er ihm die Absolution gewährte; wie hierauf der herbeigeholte Pfarrer in der Voraussetzung, das Bekenntnis sei unterschrieben, ihm vor Zeugen das Sakrament reichte; wie endlich nach der Entfernung der Leute der Kranke, lustig, daß er es doch gewonnen, aus dem Bette sprang und einen Gang im Garten machte: das gebe ich anheim, bei Wagnière des näheren nachzulesen, und beschränke mich auf zwei Bemerkungen. Die Stellung, die sich Voltaire zu den Gebräuchen seiner Kirche gab, ist von der Art, wie sich in unsern Tagen Männer von entsprechender Denkart dazu stellen, so ziemlich das Gegenteil. Wir lassen uns mit jenen Dingen nur insoweit ein, als wir es ohne bürgerliche Verdrießlichkeiten für uns und die Unsrigen nicht vermeiden können. Voltaire im Gegenteil betrachtete es als Ehrensache, sich von der Geistlichkeit den Anteil an jenen Übungen, so lächerlich sie ihm auch im Innern waren, nicht entziehen zu lassen. Und das tat er nicht bloß um den bürgerlichen Nachteilen zu entgehen, die sich an solche Ausschließung knüpften, und die damals allerdings noch ungleich bedeutender waren, als sie es heute selbst in der katholischen Kirche sind; sondern dieses Possenspiel mit der Geistlichkeit, sie zur Spendung ihrer Siebensachen an ihn zu zwingen, von dem sie wußten, daß ihm dieselben ein Spott waren, machte ihm ein unendliches Vergnügen. Dies hängt mit dem zweiten Punkte zusammen, auf den ich aufmerksam machen wollte. Als er die soeben geschilderte Posse spielte, hatte Voltaire das vierundsiebzigste Jahr zurückgelegt. Nun mag man die Sache moralisch beurteilen, wie man will; aber physisch genommen ist ein Naturell, das in solchem Alter noch zu einer so beschwerlichen Komödie sich aufgelegt fühlt, gewiß eine merkwürdige Seltenheit.

Auch waren das nur einzelne Späße zwischen Tage und Jahre des angestrengtesten Fleißes hinein. Voltaire arbeitete,

wie sein Sekretär aus diesen letzten Jahren uns berichtet, in der Regel 18 bis 20 Stunden des Tages. Er schlief wenig und weckte mehrmals in der Nacht seinen Sekretär. Dafür brachte er dann den größten Teil des Tages im Bette zu, aber nicht schlafend, sondern lesend und diktierend. Er diktierte so schnell, daß die Schreiber kaum zu folgen wußten. Dichtete er an einem Drama, so war er wie im Fieber. „Um Verse zu machen, muß man den Teufel im Leibe haben“, sagte er. Er war äußerst ungeduldig mit seinen Arbeiten. Kaum angefangen, sollten sie auch schon fertig, kaum fertig, so sollten sie auch schon ins Reine geschrieben, und wenn nicht besondere Gründe entgegenstanden, auch gedruckt sein.

Heftig, obwohl heiter und freundlich, war überhaupt sein Temperament. Er konnte sehr zornig werden, besonders über hartnäckigen Widerspruch; und doch sagt Wagnière von ihm, niemand habe sich in vernünftige Gegengründe so gutwillig ergeben. War er einmal gegen seine Dienerschaft aufgefahren, so konnte er nach einigen Stunden durch Hinweisung auf seine körperlichen Leiden sich entschuldigen. Besonders liebenswürdig war er im Verkehr mit Damen. Die zahllosen kleinen Gedichtchen an solche, die sich in seinen Werken finden, sind zum großen Teil Bouquets, die er im Gespräch ihnen überreichte. Daß er überhaupt in der Unterhaltung ein Virtuos war, haben wir bereits vernommen. Er erzählte mit ungemeiner Lebendigkeit, und seine Antworten waren geistreich und schlagend. Wurden in der Gesellschaft wichtige Fragen verhandelt, so hörte er erst längere Zeit mit gesenktem Haupte still zu und ließ die Sprechenden ihre Gründe erschöpfen; dann erst schien er aufzuwachen, faßte die vorgetragenen Ansichten ordentlich zusammen und gab schließlich seine eigene. Stufenweise erwärmte er sich dabei, zuletzt schien er nicht mehr derselbe Mensch zu sein, und die Gewalt seiner feurigen Rede riß alles mit sich fort. So war er auch im Theater. Als Zuschauer saß er anfangs ruhig da; allmählich aber, wie ihn etwas angenehm oder widrig berührte, wurde er unruhig. Hände und Füße, auch der Stock, fingen an sich zu regen, er stand halb oder ganz auf, und „schön! trefflich!“ oder „ah, der Tropf! der Henkersknecht!“ hörte man ihn halblaut ausrufen. Er war kein angenehmer Theaternachbar und

störte bisweilen sogar die Schauspieler. Auch wenn er selbst als solcher auftrat, spielte ihm seine Lebhaftigkeit manchmal einen Streich. Einst als Lusignan in der Zaire (neben dem Cicero seine Lieblingsrolle), war er in der Szene, wo dieser seine Kinder erkennt, so gerührt und weinte so heftig, daß er den Text vergaß; und da zum Unglück der Souffleur ebenfalls vor Schluchzen nicht einhelfen konnte, so mußte er ein halbes Dutzend Verse improvisieren.

Im Essen und Trinken war er überaus mäßig, bis auf den Kaffee, worin er gerne zuviel tat. Eine bestimmte Stunde zum Essen hatte er nicht, so wenig als zum Aufstehen oder Schlafengehen. War er in einer Arbeit begriffen, so mußte man ihn zum Essen mahnen. War Gesellschaft da, so blieb er nach dem Mittagsmahle in der Regel eine, auch zwei Stunden plaudernd im Salon und zog sich dann bis zum Abendessen auf sein Zimmer zurück, um zu arbeiten; bei schönem Wetter machte er wohl auch eine Spazierfahrt, wozu er bisweilen einige der Herren oder Damen der Gesellschaft mitnahm. Wie es mit seiner Gesundheit stand wissen wir schon; dabei hielt er auf die Ärzte nicht viel, sondern suchte durch Diät und Hausmittel sich selbst zu helfen. Die angestrengten Augen wusch er sich fleißig mit kaltem Wasser aus, und ob ihnen wohl während der späteren Jahre im Winter der Schnee des Jura viel zu schaffen machte, behielten sie doch ihren Glanz und brauchten niemals eine Brille. Bis in sein höchstes Alter war Voltaire äußerst reinlich, auch in seiner Kleidung sehr sauber, obwohl er nachgerade hinter der Pariser Mode zurückblieb.

Seit er sich als Grundherr aufgetan hatte, machte Voltaire ein großes Haus. Die innere Einrichtung seiner Schlösser und Landhäuser war bequem und anständig, ohne luxuriös zu sein. Aber sowohl die zahlreichen Dienstboten und Arbeiter, die zu beköstigen und belohnen, als, in der früheren Zeit besonders, die häufigen Besuche, die zu bewirten waren und stets reichlich bewirtet wurden, erforderten beträchtlichen Aufwand. Dabei sah er seinen Leuten keineswegs genau auf die Finger; niemand sagt Collini, sei leichter zu betrügen gewesen. Seine Einnahmen waren freilich groß, teils aus seinen Besitzungen, teils aus Kapitalanlagen; denn von seinen Schriften bezog er in dieser

späteren Zeit nichts mehr, sondern pflegte sie, wenn es Schauspiele waren, an Schauspieler und Schauspielerinnen, andere an Buchhändler oder bedürftige jüngere Schriftsteller zu verschenken. Vor allem auch in seiner Herrschaft und der Nachbarschaft übte er eine stille Wohltätigkeit. Wagnière weiß von einer Reihe solcher Spenden zu berichten, die durch seine Hand gegangen waren. Am fruchtbarsten wirkte er jedoch durch das, was er für seine Kolonie Ferney tat. Sie war bereits im Aufblühen, als im Jahre 1770 blutige Unruhen in der Nachbarstadt Genf eine Anzahl gewerbsamer Familien zur Auswanderung bewogen. Voltaire nahm ihrer etliche und zwanzig in Ferney auf, baute ihnen Häuser und unterstützte sie durch Geldvorschüsse. Aber gerade jetzt, wo seine Kolonie einiger Rücksicht von oben, er selbst flüssiger Geldmittel am dringendsten bedurfte, wurde sein und Ferneys Gönner, der Herzog von Choiseul, vom Staatsruder verdrängt und seine Einnahmen stockten. Die finanziellen Gewaltmaßregeln des Generalkontrolleurs du Terray entzogen ihm auf einmal 200 000 Fr., die in der Könglichen Bank lagen und auf die er gerechnet hatte. Und bald darauf blieben ihm überdies die Renten aus, die ihm der Herzog von Richelieu und der Herzog Karl von Württemberg aus dargeliehenen Geldern zu bezahlen hatten. Es macht einen eigenen Eindruck, diesen württembergischen Herzog, der in den Lebensgeschichten zweier deutschen Dichter, Schubarts und Schillers, bereits mit ewiger Schmach eingezeichnet steht, als ob es daran noch nicht genug wäre, auch noch in der Geschichte eines französischen Dichters schlecht angeschrieben zu finden. Voltaire bat seinen königlichen Gönner Friedrich um Beistand, und dieser gab auch hier einen Beweis seiner Großherzigkeit. Es konnte ihm nicht unbekannt sein, daß Voltaire die 100 000 Fr., die er bei dem schwäbischen Herzog angelegt, geradezu vor ihm, dem König, geflüchtet hatte. Es war im Jahre 1752 geschehen, wo er nach der Störung seines Verhältnisses zu Friedrich, in der Angst, dieser könnte ihn mit Hab und Gut festnehmen wollen, seine Gelder eilig beiseite zu bringen suchte. Gleichwohl erließ jetzt der König zu Voltaires Gunsten ein bewegliches Schreiben an den Herzog, worin er es ihm als Ehrensache vorstellte, den Lebensabend eines Mannes wie Voltaire nicht durch Sorgen zu trüben; be-

merkte indes gleichzeitig gegen diesen, Seine Durchlaucht pflegte jedesmal einen starken Fluß auf dem Ohre zu haben, wenn ein Gläubiger sich hören lasse, und die Drohungen mit den Gerichten werde bei ihm wohl wirksamer sein als die Berufung auf sein Ehrgefühl. Ein Teil der rückständigen Summen wurde doch zuletzt flüssig gemacht. Aber diese ökonomischen Bedrängnisse, zum Teil mit Prozessen verbunden, und außerdem Gesundheitsstörungen, die sich mehr und mehr einstellten — Voltaire erlitt während dieser Jahre verschiedene Ohnmachten und schlagartige Anfälle, während ein Blasenleiden immer beschwerlicher und bedenklicher wurde — trübten seine letzten Jahre und nahmen seinen Briefen einen Teil ihrer sonstigen Munterkeit.

Unter diese trübenden Einflüsse sind die literarischen Streitigkeiten nicht zu rechnen, die Voltaire auch während dieses letzten Lebensabschnittes zu führen hatte; im Gegenteil gehörten diese unter die geistigen Emotionen, die ihm Bedürfnis waren. Den alten Feinden, Freron, la Beaumelle usw., deren erster erst zwei, der andere fünf Jahre vor Voltaire selbst vom Schauplatz abtrat, war jetzt eine Reihe von neuen, die Nonotte und Patouillet, Larcher und Sabatier, die Ribalier und Cogé, zur Seite getreten, denen er ebensowenig wie den früheren etwas schuldig blieb. Die Hauptabzahlung an den Erzwidersacher Freron erfolgte sogar erst jetzt in dem Lustspiel „Die Schottländerin" vom Jahre 1760, worin er ihn mit leichter Namensänderung als „Frelon" (Hornisse) auftreten ließ. Das Stück wurde auch ins Deutsche übersetzt, und so kommt es, daß Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie eine Anzeige davon gegeben hat. Er zweifelt nicht, daß der Dichter durch dieses Stück dem feindseligen Journalisten einen empfindlichen Streich versetzt habe, und fügt hinzu, wir Deutsche, die von dem Persönlichen dabei absehen, finden doch in dem Frelon die getreue Schilderung einer Art von Leuten, die auch uns nicht fremd sei, denn wir haben unsere Frelons so gut wie die Franzosen und Engländer. Denselben Wert, eine Menschenklasse zu zeichnen, die in der Literatur nicht ausstirbt, sondern mit ihrem Wachstum sich mehrt, hat der Schwank Voltaires vom Jahre 1758, „der arme Teufel", wo er sich von einem solchen literarischen Abenteurer seine ganze schmachvolle Laufbahn, die ihn unter anderem auch

einmal in Frerons Sold geführt hat, beichten läßt, und ihn zuletzt, um ihm doch ein ehrliches Brot zu geben, als Portier in seine Dienste nimmt. Ein wahres Treibjagen endlich stellte Voltaire einige Jahre später, 1764, mit einem ganzen Rudel seiner literarischen Feinde, und zwar diemal mit ihren vollen Namen, an, in einem Gesang, den er nachträglich seiner Pucelle als den achtzehnten einverleibte. Hier begegnen die Freron, la Beaumelle, Chaumeix, Sabatier u. a. als Verbrecher, die gefesselt nach den Galeeren transportiert werden, dem König Karl, der sie in Freiheit setzt, um sie als Soldaten zu gebrauchen; worauf sie über Nacht dem König und seinem Gefolge Koffer und Kassen leeren und sich aus dem Staube machen. Eine der harmlosesten von Voltaires Fehden war die, welche durch die sogenannten Pompignaden bezeichnet ist. Simon le Franc de Pompignan, ebenso eingebildet auf seine literarischen Leistungen wie auf seinen Adel, hatte seine Aufnahme in die französische Akademie als Anlaß benutzt, um in seiner Antrittsrede im März 1760 gegen die neuere, insbesondere philosophische Richtung der Literatur loszuziehen. Dafür schüttete nun Voltaire in kurzen Fristen einen ganzen Hagel von Flugblättern, die Quand, die Si, die Quoi und wie die einsilbigen Partikeln alle lauten, womit er jedesmal die einzelnen Absätze anfing, über ihn aus, die den Mann zum Gelächter der Hauptstadt und der ganzen Voltaireschen Lesewelt machten.

Eine Ehre widerfuhr Voltaire um jene Zeit, die bei den größten Männern sonst wenigstens ihren Tod abzuwarten pflegt. Im Jahre 1770 kam eine Anzahl seiner Verehrer und Verehrerinnen in Paris auf den Gedanken einer Subskription, um durch den berühmtesten Bildhauer der Zeit, Pigalle, ein Standbild Voltaires in Marmor herstellen zu lassen. Es war auf einen Nationaldank abgesehen, und nur Franzosen sollten, nach der ursprünglichen Absicht, zu Beiträgen eingeladen werden; aber Voltaire, als ihn die Freunde davon in Kenntnis setzten, fand mehr Befriedigung für seine Eitelkeit darin, wenn auch die auswärtigen Fürsten, die seine Gönner waren, dazu beigezogen würden. Insbesondere von Friedrich erklärte er sehr derb, dieser sei ihm eine solche Genugtuung — natürlich immer noch für die Frankfurter Affäre — schuldig. Daß Friedrich, von

d'Alembert angegangen, in einem für Voltaire höchst anerkennenden Schreiben seine Geneigtheit bezeigte, tat diesem unendlich wohl, und nur mit Mühe hielt der diskretere d'Alembert ihn zurück, das königliche Schreiben auf der Stelle drucken zu lassen; indessen hat er es dem autobiographischen Abriß einverleibt, den er um 1776 verfaßte, und der, was Friedrichs Charakter und sein Verhältnis zu ihm betrifft, als ein Widerruf der gehässigen Schilderung gelten kann, die er in der bis dahin ungedruckten, ihm aber kürzlich entwendeten Denkschrift davon entworfen hatte. Auch Rousseau unterzeichnete seinen Beitrag für das Voltairedenkmal; daß Voltaire seinen Freunden leidenschaftlich anlag, diesen Beitrag zurückzuweisen, hat nur der ein Recht, schlechthin verwerflich zu finden, der sich zu beweisen getraut, daß Jean Jaques' Beweggründe zur Unterzeichnung schlechthin löbliche gewesen. Daß die Statue zustande kam und noch heute die Räume des Nationalinstituts in Paris ziert, ist bekannt. Eine Büste Voltaires ließ in jenen Jahren Friedrich in seiner Porzellanfabrik zu Berlin fertigen und schickte ihm ein Exemplar zu mit der Inschrift: Immortali.

Eine Altersfreude für Voltaire war auch die neue bessere Zeit, die, vier Jahre vor seinem Ende, mit dem Regierungsantritt Ludwigs XVI. für Frankreich anzubrechen schien. Den Ministerernennungen des jungen Herrschers jubelte er zu, wenn ihm auch die Wiederherstellung der alten Parlamente nicht gefiel und die ängstliche Frömmigkeit des Königs Besorgnisse erregte. Er pries ihn in einem allegorischen Gedicht: Sesostris; seinem Bruder, dem Grafen von Provence, suchte er sich durch ein Festspiel gefällig zu erzeigen; hauptsächlich aber war Turgot, der staatswirtschaftliche Reformer, sein Mann, und er benutzte dessen Gewogenheit, um zu bewirken, daß das Ländchen Gex sich mittelst einer jährlichen Pauschsumme von den Plackereien der Steuereinnehmer loskaufen durfte. „Wir stehen im goldenen Zeitalter bis an den Hals!“ rief er; hatte aber nur gar zu bald Veranlassung, dem Reformminister Turgot bei seiner Entlassung in einem Gedichte, das er „Epistel an einen Mann“ betitelte, seine unwandelbare Hochachtung zu bezeigen.

Ein goldenes Zeitalter von dauerhafterer Beschaffenheit glaubte Voltaire durch seine und seiner Freunde Bemühungen

begründet zu haben. „Segnen wir die glückliche Revolution," schreibt er im Jahre 1767 an d'Alembert, „die sich im Laufe der letzten 15 bis 20 Jahre in den Geistern vollzogen hat; sie hat meine Erwartungen übertroffen." Und ein andermal im gleichen Jahr an denselben: „Bei Gott, das Zeitalter der Vernunft ist angebrochen. O Natur, ewiger Dank sei dir gesagt!" Fast überall jedoch, wo Voltaire seine Freude über diesen Umschwung äußert, fügt er eine höchst bezeichnende Beschränkung hinzu. „Wir müssen zufrieden sein", schreibt er um die gleiche Zeit an denselben, „mit der Verachtung, worein die Infame bei allen anständigen Leuten in Europa gefallen ist. Das war alles, was man haben wollte und was nötig war. Man hat nie den Anspruch gemacht, Schuster und Mägde aufzuklären; das ist Sache der Apostel." Oder, wie er sich früher einmal ausgedrückt hatte: „Es handelt sich nicht darum, unsere Lakaien zu verhindern, in die Messe oder in die Predigt zu gehen; es handelt sich darum, die Familienväter der Tyrannei der Betrüger zu entreißen und den Geist der Duldung zu verbreiten." Und im Jahre 1769: „Wir werden bald einen neuen Himmel und eine neue Erde haben; ich meine, für die anständigen Leute; denn was den Pöbel betrifft, so ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie brauchen." Anständige Leute und Pöbel, honnêtes gens und canaille, sind die beiden Menschenklassen, zwischen denen nach Voltaire, der auch hier seinem Dualismus treu bleibt, eine unübersteigliche Kluft befestigt ist, so daß nur die einen zum Lichte der Aufklärung berufen, die anderen zu bleibender Nacht und Dummheit verdammt sind. Zwar sagt er in dem Sermon der Fünfzig einmal, das Volk sei nicht so dumm, als man glaube, man müsse nur den Mut haben, vorwärts zu schreiten, es habe schon manches Nahrungsmittel des Aberglaubens entbehren gelernt, so werde es am Ende auch eine reine Gottesverehrung sich gefallen lassen. Allein hier reißt ihn offenbar der homiletische Schwung über die Grenzen seiner wirklichen Hoffnungen hinaus. So äußert er auch im Siècle einmal, die Vernunft müsse zuerst in den vorzüglichsten Köpfen begründet sein, dann steige sie stufenweise zu den andern hinunter und beherrsche am Ende auch das Volk selbst, das sie zwar nicht erkenne, aber wenn es seine Obern gemäßigt sehe, es gleichfalls

lerne. Auch hier indessen sieht man leicht, daß, was zugunsten der Bildungsfähigkeit des niederen Volkes gesagt wird, nur scheinbar ist: es soll sich bilden können nur aus Nachahmung, nicht aus eigner Einsicht.

Dem entsprach auch die politische Denkart Voltaires durchaus. Daß er das Verderbliche des feudalen wie des hierarchischen Regiments erkannte, machte ihn noch lange nicht zum Demokraten. Keine große Stadt, kein Handel, keine schönen Künste, sagt er im Versuch über die Sitten, unter einer rein feudalen Regierungsform. Den hierarchischen Schaden am katholischen Staate formulierte er als den Widerspruch, daheim von einem Fremden abzuhängen. Dabei erschien ihm aber auf der andern Seite auch die Gleichheit, wenn sie die Standesunterschiede aufheben, wenn sie mehr sein wolle als Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, als etwas Absurdes und Unmögliches, und von der Republik urteilte er, es gebe deren nur wenige auf der Welt, und diese verdanken ihr Dasein dem Schutze des Meeres oder der Gebirge; die Menschen seien nur selten wert, sich selbst zu regieren. Die kräftigste Hilfe gegen die Reste des feudalen und die noch immer verderbliche Macht des hierarchischen Wesens besonders in Frankreich glaubte Voltaire in dem monarchischen Prinzip zu finden, und bedauerte nur, daß die Fürsten nicht einsehen, wie auch sie ihrerseits sich nicht auf die Geistlichen, sondern auf die Philosophen stützen müßten. „Man hat nicht daran gedacht," schrieb er 1765 an d'Alembert, „daß die Sache der Könige auch die der Philosophen sei; und doch ist einleuchtend, daß die Weisen, die keine zwei Gewalten annehmen, die vornehmsten Stützen des königlichen Ansehens sind." Und später, im Jahre 1768: „Die Philosophen werden einmal den Fürsten alles das wieder verschaffen, was ihnen die Priester gestohlen haben; aber die Fürsten werden darum doch die Philosophen in die Bastille schicken; wie wir die Ochsen schlachten, die unsere Äcker bearbeitet haben." In diesem Sinne war auch Voltaires Zustimmung zu der Beseitigung der alten Parlamente gemeint gewesen, in denen er mit der Hierarchie einverstandene Hemmnisse eines reformierenden Königtums sah. Daß die monarchische Gewalt in Frankreich nichts weniger als reformlustig war, machte ihn nicht irre: anderswo, in Preußen, Rußland, Schweden,

war sie es doch; sie konnte es wenigstens werden und war es, wo sie sich selbst verstand: während die geistliche Herrschaft durch ihr ganzes Wesen zum Gegenteil genötigt ist. Für die angestammte französische Regentenfamilie, die Dynastie der Bourbonen, hegte Voltaire eine in der Tat loyale Anhänglichkeit. Von seiner Begeisterung für Heinrich IV., seiner Vorliebe für Ludwig XIV. ganz abgesehen, hat er selbst ein so unwürdiges und ihm persönlich so abgeneigtes Glied dieser Dynastie wie Ludwig XV. nicht bloß während der Dauer seiner Regierung, sondern auch nach seinem Tode noch, zu einer Zeit in Schutz genommen, wo es ganz ungefährlich geworden war, übel von ihm zu reden. Unter allen Umständen blieb Voltaire dabei, von unten, von der Masse her, kein Heil zu erwarten: die Fürsten mit den Philosophen, mit den Gebildeten überhaupt im Bunde, müssen die neue bessere Zeit heraufführen; „das Volk", schrieb er um 1768, „wird immer dumm und barbarisch sein; es sind Ochsen, die ein Joch, einen Stachel und Heu brauchen." Hier sieht man recht, wie Voltaire, dieser Hauptbegründer einer neuen Zeit, doch mit einem Fuße noch auf dem Boden der alten steht, und wie ihm in diesem Stücke Rousseau um einen guten Schritt voran ist. In der Erfahrung wird der erstere immer bis auf einen gewissen Punkt Recht behalten; aber als Ziel müssen wir mit dem andern daran festhalten, daß alle Menschen die Fähigkeit und den Anspruch haben, wirkliche Menschen zu werden.

Auch die äußeren Welthändel ließ der Alte von Ferney nicht aus den Augen. Wie aufmerksam er früher den Kriegen Ludwigs XV. und Friedrichs folgte, haben wir gesehen. Jetzt war in seiner Nähe Friede, nur aus Polen und der Türkei ließ sich noch Kriegslärm vernehmen. Die Teilung von Polen im Jahre 1772 billigte Voltaire im Interesse der Zivilisation; mit besonders reger Teilnahme aber begleitete er die Unternehmungen seiner kaiserlichen Gönnerin Katharina gegen die Türken. Er wünsche, schrieb er 1769 an Friedrich, daß diese barbarischen Türken unverzüglich aus dem Lande der Xenophon, Sokrates, Plato, Sophokles und Euripides gejagt werden möchten. Man sollte einen allgemeinen Kreuzzug gegen sie unternehmen; statt dessen überlasse man die ganze Last der Kaiserin. Friedrich ermangelte nicht, Voltaire mit dem Widerspruch zu schrauben,

worin solche kriegerische Trompetenstöße mit seinen sonstigen Friedenspredigten stünden; aber Voltaire ließ sich nicht irre machen und fuhr fort, die Türken aus Europa zu wünschen.

Schon im Jahre 1775 hatte Friedrich an Voltaire scherzend geschrieben, man höre, er werde demnächst nach Paris und Versailles gehen, um von Ludwig XVI. mit dem Lorbeer gekrönt zu werden. In der Tat erzählte man sich freundliche Äußerungen der Königin und der Prinzen über Voltaire; sie verlauteten auch in Ferney und während Voltaire mit prüfendem Ohr darnach hinhörte, suchte die Nichte Denis den lockenden Schall zu verstärken. Seit es so einsam geworden war im Schlosse zu Ferney, langweilte die leere Person sich fast zu Tode. Mit des Onkels Hingang hatte sie gehofft, als reiche Erbin nach Paris zurückzukehren und dort ihren Nachsommer noch recht zu genießen: aber der Onkel machte immer noch keine Anstalt abzugehen, während sie selbst aus dem Spätsommer nachgerade in den Spätherbst getreten war. Es blieb nichts übrig, als ihn zu veranlassen, daß er selbst nach Paris mitging. Ihn hierfür zu stimmen boten sich der Nichte jetzt eben zwei tüchtige Bundesgenossen. Mit Zustimmung des Oheims hatte sie vor zwei Jahren ein Fräulein Varicourt, die Tochter eines mittellosen Offiziers, zu sich genommen, und diese hatte sich im Dezember 1777 mit einem Marquis de Villette, einem verdorbenen Menschen, der sich aber als Schöngeist bei Voltaire beliebt gemacht hatte, verheiratet. Das junge Paar hielt sich noch im Schlosse auf und arbeitete jetzt mit der Nichte zusammen, den Greis zu der bedenklichen Reise zu bewegen. Man ließ sich Briefe aus Paris und Versailles schreiben, worin von nichts als Huld allerhöchster Personen berichtet war. Das blieb auf Voltaire nicht ohne Wirkung, doch schlug es noch nicht durch. Nun schickte er eine neue Tragödie, Irene, die Frucht seines dreiundachtzigsten Jahres, nach Paris, und da wußte man ihn glauben zu machen, sie würde gewiß nicht gut gegeben werden ohne seine persönliche Gegenwart. Die Zärtlichkeit für den dramatischen Spätling entschied. Die Reise nach Paris wurde beschlossen. Aber nur auf sechs Wochen. Die Kolonie in Ferney war auch ein Lieblingskind, und sie konnte den Vater noch nicht entbehren.

Am 5. Februar 1778 reiste Voltaire, nachdem die Nichte

mit den Villettes schon zwei Tage früher vorausgegangen war, mit seinem Sekretär von Ferney ab. Der Abschied von seinen Kolonisten war ein trauriger, es gab Tränen von beiden Seiten. Auf der weitern sechstägigen Reise war dann aber der alte Herr ungemein aufgeräumt; er plauderte und ließ sich vorlesen, las auch selbst und schlief dazwischen, und auf den Stationen hätte er gar zu gerne seinem Begleiter ein Räuschchen angehängt. Als man an der Barriere von Paris nach Konterbande fragte, gab er zur Antwort, es sei keine da als er selbst. Es war der 10. Februar, nachmittags halb 4 Uhr; man fuhr am Hotel des Marquis de Villette an, und Voltaire war so rüstig, daß er sich schon nach einer Stunde zu Fuß aufmachte, um seinen alten Freund Argental aufzusuchen. Das erste, was er von diesem erfuhr, war der Tod seines ehemaligen Schülers, des Schauspielers le Kain; Voltaire schrie laut auf bei der Nachricht; sie traf ihn wie ein übles Vorzeichen bei seinem Eintritt in Paris.

Als das Gerücht von Voltaires Ankunft sich in der Stadt verbreitete, füllte sich der Salon des Hauses mit Besuchen und wurde nicht mehr leer. Gedichte und Adressen liefen ein, Deputationen wurden angemeldet, die Schauspieler kamen, um wegen Verteilung der Rollen für Irene Rücksprache zu nehmen. Voltaire ließ sich mit jedermann freundlich ein, sagte den Leuten hübsche geistreiche Dinge, sie waren bezaubert, er berauscht. Wenn er sich auf der Straße zeigte, war er der Gegenstand allgemeiner Huldigung. Alte zeigten ihn ihren Kindern; insbesondere was er als Verteidiger der Familie Calas getan, war unvergessen. Neben dem Verdienst und der Würde des weltberühmten Greises war es aber auch das Seltsame seines Aufzugs, was Aufmerksamkeit erregte. Ein rotes Kleid, mit Hermelin gefüttert, schwarze ungepuderte Lockenperrücke, auf dem Kopfe eine rote viereckige Mütze, gleichfalls mit Pelz besetzt, das war die Tracht einer verschwundenen Zeit. Dazu die alte Kutsche, die er von Ferney mitgebracht hatte: azurblauer Grund mit goldenen Sternen; der Empyreumswagen hieß sie bei den Witzigen von Paris.

Indessen, während die Hauptstadt auf diese Weise dem langentbehrten Mitbürger ihre Huldigung brachte, lauteten von Versailles her die Nachrichten nicht so, wie die vorgewiesenen Briefe

erwarten ließen. Man war dort über Voltaires Ankunft betreten. Den einen war sie unangenehm, die anderen setzte sie in Verlegenheit. Die Gunst der letzteren war ohne soliden Kern. Bei Marie Antoinette war es die Lüsternheit der gekrönten Evastochter nach der verbotenen Frucht, oder vielmehr war ja nun Gelegenheit, den alten Erkenntnisbaum selbst zu sehen; der elende Artois meinte jetzt als junger Wüstling in Voltaire den rechten Mann zu haben, wie er fünfzig Jahre später als König im erschöpften Greisenalter sich an die Pfaffen hing; der Graf von Provence hielt sich kalt und negativ wie immer: da erscheint des Königs bornierter Widerstand noch achtungswert; es war doch Gesinnung dabei, und was konnte er dafür, daß die Natur ihm nicht mehr Geist, die Erziehung nicht mehr Einsicht gegeben hatte? Es hieß, er habe in den Registern der Verhaftsbefehle seines Vorgängers nachsuchen lassen, ob sich kein Aktenstück finde, das Voltaire den Aufenthalt in Paris bestimmt verbiete; es sei aber nichts zu finden gewesen. Natürlich regte sich auch die Geistlichkeit. Der Pfarrer von St. Sulpice, in dessen Kirchspiel das Hotel Villette lag, begehrte Zutritt zu Voltaire, wurde aber vor der Hand noch fern gehalten. Ein höchst verdächtiger Fanatiker, der wirklich zu ihm eindrang und ihn zur Beichte nötigen wollte, mußte mit Gewalt entfernt werden. Ein Abbé Gaultier, Exjesuit und Kaplan der Incurabeln, bot ihm seine geistlichen Dienste an und wurde vorgelassen. Ein guter Schafskopf, sagte Voltaire.

Um jene Zeit hielt sich Benjamin Franklin als Abgesandter der neuen nordamerikanischen Republik in Paris auf. Auch er kam, Voltaire seine Ehrfurcht zu bezeigen; er brachte seinen Enkel mit und bat für ihn um den Segen des Patriarchen. Dieser legte die Hand auf das Haupt des knienden Knaben und sprach die Worte: „Gott, Freiheit, Toleranz" über ihn aus. Aber auch die du Barry kam, ihm aufzuwarten; und warum nicht? waren es doch kaum fünf Jahre, daß er sie als Egeria des jetzt hochseligen Numa (vormals Trajan) besungen hatte. Dazwischen die Schauspieler, um ihre Rollen mit ihm einzuüben, und in den Ruhestunden allerlei Nacharbeit an der Irene und einigen anderen Stücken, die er zum Zwecke der Aufführung herrichten wollte.

Das alles war ganz schön, wäre nur Voltaire nicht demnächst vierundachtzig Jahre alt, gebrechlich und seit Jahren an eine ganz andere Lebensart gewöhnt gewesen. Einen so alten Baum verpflanzt man nicht, wenn man nicht will, daß er zugrunde gehe, sagte Tronchin, sein verständiger Arzt. Aus ländlicher Einsamkeit in das Gewühl der Hauptstadt, aus behaglichem Stilleben in unaufhörliche gesellige Aufregung geworfen, bekam Voltaire nur gar zu bald die Folgen zu empfinden. Die Beine schwollen ihm an vom vielen Stehen, und etwa vierzehn Tage nach seiner Ankunft überfiel ihn im Bette beim Diktieren ein heftiges Blutbrechen. Ein Aderlaß wirkte günstig; doch dauerte das Blutspeien noch einige Wochen fort. Der Kranke sollte nicht sprechen, keine Besuche zu ihm gelassen werden; aber diesem Verbote wurde wenig nachgelebt. Er bedurfte der tiefsten Ruhe; statt dessen war oft Streit und Geschrei in seiner Krankenstube, weil die Hausgenossen über den Arzt, dem er sich anvertrauen sollte, nicht einig waren.

Gleichzeitig mit dem Arzte hatte Voltaire nach dem Abbé Gaultier verlangt; denn er wollte nicht, äußerte er, daß man seinen Leichnam auf den Schindanger werfe, wie den der armen Lecouvreur. „Sie kennen den Zweck, um dessen willen ich Sie habe rufen lassen," sagte er, als am 2. März der Abbé sich eingestellt hatte; „wenn es Ihnen gefällig ist, machen wir das kleine Geschäft auf der Stelle ab." Der Abbé hörte seine Beichte, verlangte aber ein schriftliches Bekenntnis; Voltaire stellte es ohne Anstand aus. Darin erklärte er, was er schon öfter erklärt hatte, er wolle sterben in der heiligen christ-katholisch-apostolischen Kirche, in der er geboren sei, im Vertrauen, daß die göttliche Barmherzigkeit ihm seine Sünden vergeben werde; und sollte er der Kirche Ärgernis gegeben haben, so bitte er Gott und sie um Verzeihung. Darauf gab ihm der Abbé die Absolution und Voltaire händigte ihm eine Note von 600 Livres für die Armen des Kirchspiels ein. Über die Schwäche seines Herrn, ein solches Bekenntnis auszustellen, war der gute Wagnière, der uns diese Vorgänge als Augenzeuge beschrieben hat, außer sich und begriff die philosophischen Freunde Voltaires nicht, die damit einverstanden waren, ja die ihm, wie namentlich d'Alembert, ausdrücklich dazu geraten hatten. Wagnière war Protestant, war

Freimaurer, und was freies Denken in Religionssachen betrifft, kein ungelehriger Schüler seines Herrn; aber von dem, was ein Mann seiner Überzeugung und seiner Würde schuldig sei, hatte er eine andere Vorstellung als dieser. Einige Tage vorher hatte er ihn gebeten, ihm genau zu sagen, was unter so ernsten Umständen seine wirkliche Denkart sei. Voltaire ließ sich Schreibzeug geben und schrieb die Worte, die noch heute die Pariser Bibliothek aufbewahrt:

> „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens.
>
> 28. Februar 1778. Voltaire."

Das war allerdings, mit alleiniger Ausnahme der Stelle von den Feinden, worin ihm nicht zu trauen ist, ebenso gewiß Voltaires wahre Gesinnung, als das dem Abbé ausgestellte Bekenntnis mit derselben gar nichts zu schaffen hatte; und es ist nichts verkehrter, als wenn die Kirchlichen dieses Bekenntnis als Beweis dafür geltend machen, daß mit Voltaire in seiner letzten Krankheit eine Sinnesänderung vorgegangen sei. Wer diesem Vorgeben glauben schenkt, stützt sich auf die Erfahrung, daß nicht selten die ärgsten Religionsspötter in ihren letzten Stunden noch zum Kreuze kriechen. Aber Voltaire hatte über die christliche Religion nicht bloß gespottet, sondern auch geforscht und gedacht, und sein Spott war nur das Ergebnis dieses Nachdenkens auf der einen und seines mutwilligen Naturells auf der andern Seite. Auch glaubte er ja mit dem Christentum nicht alle Religion aufzugeben. Nichts steht fester als die Tatsache, daß Voltaire an seinen religiösen Überzeugungen, nach ihrer verneinenden wie nach ihrer bejahenden Seite, keinen Augenblick irre geworden ist. Dies erhellt sehr bestimmt auch aus dem weiteren Verlaufe der Beichtszene. Nach der Absolution wollte der Abbé dem Kranken auch noch das Abendmahl reichen, aber dieser machte ihn aufmerksam, daß er noch immer Blut speie; „und da müssen wir uns doch in acht nehmen," sagte er, „das des lieben Gottes mit dem meinigen zu vermischen". Einem Freunde, der einige Tage später ihn fragte, ob er also wirklich gebeichtet habe, erwiderte er: „Je nun, Sie wissen ja, wie es

hierzulande zugeht; man muß ein wenig heulen mit den Wölfen; und wenn ich an den Ufern des Ganges wäre, wollt' ich mit einem Kuhschwanz in der Hand sterben."

Voltaire erholte sich wieder und fuhr am 30. März erst nach der Akademie, die ihn mit hohen Ehren empfing und auf den Platz des Direktors sich setzen ließ; dann ins Theater, wo die Irene zum sechsten Male gegeben werden sollte. Vor beiden Häusern war der Zudrang ungeheuer; man brachte ihm Hochs, man stieg auf seinen Wagen, und als er vor dem Theater am Arme des Marquis de Villette ausgestiegen war, konnte er trotz der Wachen, die ihm Raum zu schaffen suchten, kaum den Eingang gewinnen. Auch innen drängten sich die Leute, besonders die Damen, ihn von nahem zu sehen, seine Kleider zu berühren. Die Königin war in der Oper und wollte von da ins Schauspiel kommen; man sagte, ein Billet des Königs, das ihr in der Oper zugestellt worden, habe sie davon abgehalten. Mittlerweile bereiteten Publikum und Schauspieler dem Dichter eine Apotheose. In der Loge wurde er selbst, auf der Bühne seine Büste mit einer poetischen Anrede bekränzt, während die Hoch- und da capo-Rufe nicht enden wollten. „Man erstickt mich unter Rosen!" sagte der tieferschütterte Greis.

In Versailles, wo man in der Schloßkapelle vor dem König gegen Voltaire predigte, erregten diese Triumphe desselben große Unzufriedenheit, und Voltaire, der nun deutlich sah, wie die Verhältnisse lagen, dachte um so ernstlicher an die Rückkehr nach Ferney. Darin bestärkte ihn sein Sekretär, der freilich auch Weib und Kinder daselbst hatte, doch zugleich aus redlicher Sorge für das Leben seines Herrn; ganz einverstanden war Tronchin, der jetzt in Paris ansässige Genfer Arzt, und auf derselben Seite stand der wackere Dupuits, der sich um jene Zeit ebenfalls in Paris befand. Außer sich war aber die Nichte; „ist es möglich?" rief sie aus, „er will wieder nach Ferney zurück, und ich soll ihn noch einmal dahin begleiten!" Mit ihr verbunden waren die Villettes; aber auch wohlmeinende Freunde Voltaires, die nur seinen Gesundheitszustand nicht gehörig in Rechnung nahmen, wirkten in der gleichen Richtung: wie d'Alembert, wenn er die französische Akademie veranlaßte, ihn für das nächste Vierteljahr zum Direktor zu wählen: wie die Freimaurer

der Loge zu den neun Schwestern, die ihm eine feierliche Aufnahme bereiteten. So ließ er sich bestimmen, in der Straße Richelieu ein im Bau begriffenes Haus zu kaufen; doch auf zwei Monate wenigstens wollte er erst nach Ferney zurückkehren, um dort seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Das mußte verhindert werden; denn wer konnte wissen, ob der lang gewohnte Aufenthalt ihn nicht bleibend festhalten würde?

Auf die Hetzereien der Geistlichkeit gegen Voltaire hatte der König geantwortet, der alte Mann werde ja doch nächstens nach Ferney heimkehren, und so möge man ihn in seinem Verstecke ruhig sterben lassen. Statt dessen ließ sich jetzt die Nichte von einem Hofmann ein Billet schreiben mit der Nachricht, wenn Voltaire Paris verließe, so würde ihm auf dem Fuße ein Verbot nachfolgen, es je wieder zu betreten; dieser kränkenden Maßregel könne er nur dadurch entgehen, daß er bleibe. Jetzt entschloß er sich dazu, und damit er bei dem Entschlusse bliebe, wurde Wagnière, dessen Zureden zur Heimkehr man fürchtete, nach Ferney geschickt, um die nötigsten Papiere dort zu holen. Daß er so geschwind nicht wieder kam, und bestimmt nicht mehr beim Leben seines Herrn, dafür wurde gleichfalls gesorgt. Es fehlen uns also von hier an, d. i. vom 1. Mai, seine genauen Nachrichten; wir wissen nur, was er selbst später, bei seiner Rückkehr nach Paris, erfuhr, und was aus Briefen und Aufzeichnungen anderer zu entnehmen ist.

Darnach warf sich Voltaire mit Eifer in das ihm übertragene Amt eines Direktors der französischen Akademie. In lebhafter Ansprache und Verhandlung setzte er den Beschluß durch, das Wörterbuch derselben neu zu bearbeiten, wovon er selbst den Buchstaben A übernahm. Als ihm zu so angestrengter Arbeit die Kraft versagte, suchte er diese ungeduldig durch übermäßigen Genuß von Kaffee zu steigern, und wie er hierdurch sein altes Blasenübel verschlimmert fühlte, meinte er die Schmerzen durch selbstverordnete Arzneien, insbesondere durch eine Opiumtinktur zu stillen, die aber nur dazu beitrug, seinen Organismus vollends zu zerrütten. Über den weiteren Verlauf der Krankheit und die letzten Tage und Stunden Voltaires scheinen die Berichte d'Alemberts, der ihn öfter besuchte, und Tronchins, des zu spät herbeigerufenen Arztes, sich zu widersprechen. Nach des erstern

ausführlichem Schreiben an den König von Preußen über Voltaires Ende hätte dieser seit dem Genusse des Opium in beständiger Betäubung gelegen, die nur durch einzelne lichte Augenblicke unterbrochen war, während deren er sich, im übrigen mild und ruhig, beklagte, daß er nach Paris gekommen sei, um zu sterben; nach Wagnières späteren Erkundigungen auch, daß er von aller Welt verlassen sei, da man seinen treuesten Diener von ihm entfernt hatte und den Notar, nach dem er verlangte, nicht zu ihm ließ. Dagegen spricht Tronchin in einem Brief an Bonnet von furchtbarer Aufregung des Sterbenden, er vergleicht sein Ende einem Gewitter, er erinnert an die Furien des Orest. Allein, wenn man d'Alembert als Freund und Gesinnungsgenossen Voltaires apologetischer Milderung verdächtig hält, so gibt sich Tronchin durch die Versicherung, Voltaires Ende hätte ihn, wenn dies nötig gewesen, in seinen Grundsätzen noch bestärken müssen, als einen Mann zu erkennen, der dessen Grundsätze für verderblich hielt und außer dieser Vorstellung heraus spricht. Darin übrigens stimmen beide Berichte überein, was gerade d'Alembert ausdrücklich sagt, daß Voltaire ungern gestorben sei. Aber wenn doch auch Tronchin als das, was den Sterbenden in seinen letzten Tagen umtrieb, nicht etwa Gewissensbisse oder Höllenschrecken, sondern die fixe Idee des akademischen Wörterbuches namhaft macht, so zeigt sich uns deutlich, daß, was den arbeitsamsten aller Menschen am Leben festhielt, eben die süße Gewohnheit des Wirkens und Schaffens war, von der er sich nicht trennen mochte. Etwas Ähnliches war ja auch bei Goethe in seinen letzten Zeiten zu beobachten; nur daß, was bei ihm, vermöge der tiefen Harmonie seines Wesens, in hoffender Resignation sich löste, bei Voltaire, dem jene Harmonie fehlte, die Gestalt einer Hast und Ungeduld angenommen haben mag, die einen peinlichen Eindruck machte.

Als man sah, daß es mit ihm zu Ende ging, holte man den Abbé und den Pfarrer. Der erstere sprach einige Mahnungen zur Geduld; der andere aber fragte mit erhobener Stimme den Leidenden, ob er an die Gottheit des Erlösers glaube; worauf Voltaire sich abwendete mit den Worten, man möge ihn in Frieden sterben lassen. Das erfolgte denn auch zwei Tage darauf, am 30. Mai $11^1/_4$ Uhr in der Nacht. Vor sieben Jahren hatte

Voltaire einmal an Friedrich geschrieben: „Ich fürchte den Tod nicht, der sich mir mit starken Schritten nähert; aber ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen die Art, wie man in unserer heiligen römisch-katholischen apostolischen Kirche stirbt. Es scheint mir äußerst lächerlich, daß man sich ölen läßt, um in die andere Welt zu gehen, wie man die Achsen eines Wagens schmieren läßt, wenn man auf die Reise geht. Diese Torheit, und alles was damit zusammenhängt, ist mir so zuwider, daß ich versucht bin, mich nach Neuschatel bringen zu lassen, um das Vergnügen zu haben, in Ihrem Gebiete zu sterben.“ Und noch vor wenigen Monaten, im November 1777, hatte er demselben geschrieben: „Ich bin heute 84 Jahre, und ich habe mehr Abneigung als je gegen die letzte Ölung und die, welche sie erteilen.“ Sie ist ihm auch wirklich erspart geblieben.

Voltaire hatte sich in Fernen eine Grabstätte an seine Kirche angebaut, später jedoch verordnet, in seinem Badezimmer daselbst beigesetzt zu werden. Aus Gründen, die nicht erhellen, ließen die Angehörigen diese Verordnung unberücksichtigt; aber in Paris versagte der Pfarrer, des Rückhalts von oben sicher, das Begräbnis. Auf eine Klage beim Parlament mochte es die Familie nicht ankommen lassen, sondern zog vor, die Leiche, nachdem sie erst einbalsamiert worden, so eilig und still als möglich nach der Abtei Scellieres unweit Troyes in der Champagne zu bringen, deren Kommendatur-Abt Voltaires Neffe, der Rat Mignot, war. Hier wurde sie nach einem feierlichen Totenamt am 2. Juni in der Klosterkirche begraben. Daß man Ursache zur Eile gehabt, zeigte sich alsbald; denn kaum war die Leiche unter dem Boden, als ein Erlaß des Bischofs von Troyes einlief, der das Begräbnis untersagte. Das Verbot kam jetzt zu spät; Voltaire hatte der Klerisei auch im Tode noch einen Streich gespielt.

Als die Kunde von Voltaires Tod erscholl, war König Friedrich in den Vorbereitungen zum bayerischen Erbfolgekriege begriffen. Dies hielt ihn indes nicht ab, im Lager von Schatzlar und hernach in Breslau eine Gedächtnisrede auf ihn zu verfassen, die am 26. November desselben Jahres in der Akademie zu Berlin zum Vortrage kam. Als sechs Jahre später die boshaften Aufzeichnungen über das Privatleben des Königs von

Preußen, die Voltaire zwar nicht veröffentlicht, aber doch verfaßt hatte, erschienen, soll Friedrich sie höchst gleichmütig aufgenommen haben. Er mochte sich dessen erinnern, was er vor 24 Jahren, als Voltaire in einem Briefe vom Sterben sprach, ihm geantwortet hatte: „Sie werden das Vergnügen haben, auf meinem Grabe ein boshaftes Couplet zu machen; ich werde nicht böse darüber werden und erteile Ihnen dafür zum voraus Absolution."

Voltaire hatte in seinem Testamente seine Nichte Denis zur Universalerbin eingesetzt, seine übrigen Verwandten durch Legate abgefunden; Mad. Denis verkaufte schon nach einem Vierteljahre das ihr verhaßte Ferney an den Marquis de Villette, der es auch nicht lange behielt. Der Ort, der Nachhilfe seines Gründers beraubt, sank bald wieder in seine frühere Armseligkeit zurück. Die 68jährige Universalerbin heiratete im nächsten Jahre einen gewissen Duvivier. Voltaires Bibliothek kaufte die Kaiserin Katharina und ließ sie durch Wagnière nach Petersburg bringen, an dem sie auch durch Aussetzung eines lebenslänglichen Gehaltes dasjenige tat, was Voltaire zu tun versäumt hatte oder verhindert worden war.

Seine Leiche lag elf Jahre in der Klostergruft zu Scellieres, als in Paris die Revolution zum Ausbruche kam, und zwei Jahre später, im Mai 1791, die Nationalversammlung die Versetzung der Reste Voltaires, zugleich mit denen seines Gegners Rousseau, nach der zum Pantheon umgewandelten Genovefenkirche beschloß. Aber nach neunundzwanzig Jahren machte der Umschwung der Zeiten das Pantheon wieder zur Genovefenkirche, und die beiden unheiligen Leichen wurden aus der Gruft unter der Kirche in ein Gewölbe unter der Vorhalle gebracht. Doch bereits nach zehn Jahren kam die Julirevolution und gab den vielumgetriebenen Gebeinen ihre alte Stätte wieder. Übrigens lief später einmal die Nachricht durch die Zeitungen, es sei von diesen damals nichts mehr zu finden gewesen; bei der Versetzung unter der Restauration habe die Geistlichkeit Kalk darauf schütten lassen, um sie gänzlich zu vertilgen. Sie hätte damit wider Willen den Antichrist ihrem Christus gleichgestellt, der ja auch keine irdischen Reste auf der Erde zurückgelassen haben soll.

Uns bleibt freilich, wenn wir auf das Leben Voltaires einen betrachtenden Rückblick werfen, von seinem Wesen ein starker Erdenrest in der Hand, und zwar ein solcher, von dem wir mit den Engeln im zweiten Teile des Faust sagen müssen: „Er ist nicht reinlich.“ Und dies nicht bloß so, wie wir auch bei den edelsten Menschen gewisse Mängel finden, die wir der Schwachheit der menschlichen Natur zugute halten müssen: bei Voltaire handelt es sich neben den Schwachheiten auch um Bosheiten, und diese Flecken, weit entfernt, im Glanze seiner Vorzüge zu verschwinden, treten diesen gegenüber nur desto greller hervor und geben seiner Erscheinung ein ungleiches unheimliches Licht. Wenn sich, wie wir in der Epistel Judä lesen, um den Leichnam Mosis der Erzengel Michael mit dem Teufel zankte, so hat sich der Zank hoffentlich bald zugunsten des ersteren entschieden; wenn über den Leichnam Voltaires ein ähnlicher Streit sich entsponnen haben sollte, so ist zu vermuten, daß er bis heute noch nicht ausgetragen ist. Daß, um mit den Worten des Dichters zu reden, sein Charakterbild in der Geschichte noch immer ein schwankendes ist, liegt freilich zum guten Teil an der Parteien Gunst und Haß, die es verwirrt haben; seinen tieferen Grund hat es aber doch in den Widersprüchen, die sich in dem Wesen des Mannes finden, und die sich uns im Bisherigen unangenehm genug aufgedrängt haben.

Und auch die Lösung des Rätsels hält nicht Stich, bei der sich König Friedrich zuletzt beruhigt zu haben scheint: das Talent von dem Charakter zu trennen, alles Licht auf das erstere, allen Schatten auf den letzteren fallen zu lassen, zu bedauern, daß ein so großer Geist ein so kleiner Mensch gewesen sei. Damit ist dem Talente zu viel, dem Charakter zu wenig eingeräumt. Auch Voltaires Talent hat seine Mängel, wie sein Charakter sein Gutes hat, und merkwürdigerweise stehen die Fehler wie die Vorzüge der einen Seite mit denen der anderen im Zusammenhang. In dem langen Register der Vorzüge eines Schriftstellers, die Goethe aufzählt, vermißt er an Voltaire nur zwei: Tiefe und Vollendung; Schiller meint, er hätte auch noch das Gemüt hinzufügen können. Allein das Gemüt gehört auf die Seite des Charakters und entspricht hier ungefähr dem, was auf Seiten des Talents die Tiefe bezeichnet. In Vergleichung

mit den genannten beiden deutschen Männern fehlt es dem Franzosen ebenso als Schriftsteller an Tiefe, wie es ihm als Menschen an Gemüt fehlt. Und die Vollendung in der Ausführung, die Goethe an dem Schriftsteller vermißte, ist am Menschen die Reinheit, die Sauberkeit des Charakters, die an Voltaire gleichfalls zu vermissen ist.

Zuweit indes dürfen wir diese Parallele zwischen dem Schriftsteller und dem Menschen in Voltaire nicht treiben. Wie überhaupt das Talent in seinen Leistungen leichter zu fassen und zu beurteilen ist als ein Charakter in seinen Äußerungen, so ist dies auch bei ihm der Fall. Daß mit der Geistesklarheit nicht immer auch Geistestiefe, mit der Gewandtheit und Anmut der Form nicht immer auch deren Vollendung verbunden ist, wissen wir aus zahlreichen Beispielen, und es fällt uns nicht ein, darin einen Widerspruch zu sehen. Wenn wir hingegen denselben Mann neben leidigen Proben von Habsucht und Geiz ebenso entschiedene Beweise von Freigebigkeit und Großmut geben sehen; wenn wir denselben, den der Anblick des Unrechts zum schönsten menschlichen Mitgefühle stimmt und zur aufopferndsten Tätigkeit treibt, ein andermal durch eine Verletzung seiner Eitelkeit oder seines Interesses zur kleinlichsten unversöhnlichsten Rachsucht aufgestachelt finden; wenn wir ihm in einzelnen Fällen ebensowenig das Prädikat der Gutmütigkeit versagen, als in anderen das der Bösartigkeit ersparen können: so ist auch dies zwar keineswegs unerhört, aber es fällt uns schwer, es zusammenzudenken und über einen Charakter, in dem es beisammen ist, ein sicheres Urteil zu fällen. Der platonische Sokrates sagt einmal, er prüfe sich selbst, ob er wohl ein Tier sei, noch verschlungener und ungetümer als Typhon, oder ein zahmeres und einfacheres Wesen, das einer göttlichen und reinen Natur teilhaftig geworden. Von Voltaire müssen wir leider sagen: er gehörte zu der ersteren Klasse; oder das Stück göttlicher Natur, das ihm nicht fehlte, war doch in das dämonische und typhonische Gewirre bis zum Unlösbaren verschlungen.

Merkwürdig übrigens: so rätselhaft uns Voltaires Charakter bleibt, wenn wir ihn als Menschen für sich, als biographisches Objekt betrachten, so klar wird uns der Mann, sobald wir ihn in den geschichtlichen Zusammenhang hineinstellen, dem er an-

gehört. Es ist uns viel leichter, anzugeben, was er gesollt und was er geleistet hat, als was er gewesen ist. So seltsam es klingt, einen Mann wie Voltaire mit einem Ausdruck aus der Sprache der Frommen zu bezeichnen, so kommt uns doch, wenn wir ihn in seinem Jahrhundert betrachten, unwillkürlich die Vorstellung eines göttlichen Rüstzeuges in den Sinn. Wenn es überhaupt dergleichen gibt, so hat es nie ein besser zugerichtetes und leistungsfähigeres gegeben. Wir verstehen darunter ganz einfach und natürlich eine Geistesanlage, die, an sich schon unter den Bedingungen einer gewissen Zeit erzeugt, sich nach deren Eigentümlichkeiten und Bedürfnissen ausbildet, und nun den letzteren, die sie in sich fühlt, abzuhelfen sucht. Je begabter und zeitgemäß begabter ein solches Individuum ist, je vollständiger es die Bildungselemente seiner Zeit in sich aufgenommen hat und je lebhafter es deren Bedürfnisse mitempfindet, desto tiefer und umfassender wird es wirken. Das alles war bei Voltaire in ausgezeichnetem Maße der Fall. Und von hier aus ergibt sich dann auch für seine Fehler ein anderer Gesichtspunkt. Sie erscheinen teils als natürliche Wirkungen seiner Zeit und ihrer Verbildung, teils sogar als Mittel zu ihrer Umbildung. Was die Zeit bedurfte, war nicht ein reines ruhiges Licht, sondern ein flackerndes funkensprühendes Feuer. Es war jetzt nicht darum zu tun, eine neue Wahrheit aus den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes heraufzuholen, sondern die erkannte zu verbreiten, sie für die weitesten Kreise verständlich und anziehend zu machen, und ganz besonders alles, was ihre Ausbreitung hinderte, das Verlebte und Verrottete, Mißbräuche und Vorurteile, aus dem Wege zu räumen. Ersteres geschieht am besten durch leichten anmutigen Vortrag, letzteres durch Scherz und Spott: und wer war in beidem ein größerer Meister als Voltaire? Das Geschäft muß aber auf vielen Punkten angegriffen, und die Anläufe in immer wieder anderer Art — zur Abwechselung wohl auch einmal mit stürmender Leidenschaft — unablässig wiederholt werden: wer war vielgestaltiger, allgegenwärtiger, unermüdlicher als Voltaire? Wie wäre aber diese Beweglichkeit ohne Reizbarkeit möglich, wie wäre mit dem Spott und Hohn, dem Zorn und Haß, ein ruhiger Ernst, eine würdige Haltung vereinbar gewesen? Ich sage nur, daß selbst Voltaires

Fehler zum Teil Mittel für sein Wirken, ich sage nicht, daß sie darum keine persönlichen Fehler gewesen sind. Daß sie dies in der Tat waren, zeigt sich darin, daß sie sich als solche bestraft haben. Unter seiner Eitelkeit, Rachsucht, Habsucht hat Voltaire selbst am meisten gelitten. Er lebte selten im Vollgefühle seiner Kraft, seines Wirkens, seines Wertes; die meiste Zeit seines Lebens war er in der Pein um untergeordnete, oft ganz unwürdige Zwecke befangen. Er ist, wie wir alle, nur soweit glücklich gewesen, als er gut gewesen ist.

Um so rückhaltloser können wir nun aber, nachdem wir wissen, daß ihm für das, was verwerflich an ihm war, die Strafe nicht geschenkt worden ist, uns der Bewunderung seiner Geistesgaben, der Anerkennung seiner Leistungen überlassen. Er hat sein Pfund nicht vergraben, sondern damit gewuchert, wie — mit seinem Vermögen. Er hat gearbeitet wie wenige, und Arbeit verdient immer Hochachtung. Gewirkt aber hat er wie noch wenigere, und da er auch für uns gewirkt hat, verdient er vor vielen unsern Dank. Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit. Manche Fessel, die das menschliche Leben beengte, hat er gesprengt oder doch angefeilt. Sein Standpunkt ist wohl nicht mehr der unsrige, wir haben Fortschritte weit über ihn hinaus gemacht; aber wir hätten sie so schnell und sicher nicht machen können, wenn nicht seine scharfe Art uns die Bahn gebrochen hätte. Andere sind nach ihm gekommen, die geleistet haben, was ihm nicht verliehen war; Deutsche, Protestanten, haben der Menschheit gegeben, was von dem Franzosen, auf dem Boden des Katholizismus erwachsen, nicht verlangt werden durfte. Wenn es ein richtiger Instinkt des französischen Volkes gewesen ist, im Pantheon neben Voltaire als seine ergänzende Hälfte den im Leben ihm so widerwärtigen Rousseau aufzustellen: so wird im Elysium unser deutscher Lessing sich nicht weigern dürfen, den ihm moralisch so wenig achtbaren, poetisch so wenig zusagenden Dichter des Mahomet als seinen französischen Mitarbeiter anzuerkennen. Gedachte doch Schiller, als er sich mit dem Plan eines epischen Gedichts über Friedrich den Großen trug, darin vorzüglich auch Voltaire als „den freien Denker“ zu verherrlichen. Kurz Gretchen mag an der Physiognomie

desjenigen, den sie so ungern in der Gesellschaft ihres Heinrich sieht, noch so viel auszusetzen haben: Faust hat doch Recht, wenn er meint, es müsse auch solche Käuze geben, und daß dem Herrn unter den Geistern, die verneinen, der Schalk am wenigsten zur Last ist, hat er ja selbst gesagt.